

1424

Glückliche Reisen

von
Ludwig Hevesi.





Digitized by the Internet Archive
in 2015

<https://archive.org/details/glcklichereisen01heve>

Glückliche Reisen.



Im Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart
sind ferner erschienen:

- Hevesi, Ludwig.** Berline Gabillon. Ein Künstlerleben.
Mit 18 Illustrationen von Helene Bettelheim-Gabillon
und 2 Bildnissen. Oktav. Geh. *M* 3.60, eleg. geb.
M 4.80.
- Auf der Schneide. Geschichtenbuch. Oktav. Geh.
M 4.—, eleg. geb. *M* 5.—.
- Auf der Sonnenseite. Geschichtenbuch. Oktav. Geh.
M 4.50, eleg. geb. *M* 5.60.
- Almanarrando. Bilder aus Italien. Oktav. Geh.
M 4.50, eleg. geb. *M* 5.60.
- Von Kalau bis Säckingen. Ein gemüthliches Kreuz
und Quer. Oktav. Geh. *M* 4.—, eleg. geb. *M* 5.—.
- Neues Geschichtenbuch. Oktav. Geh. *M* 4.—,
eleg. geb. *M* 5.—.
- Buch der Laune. Neue Geschichten. Oktav. Geh.
M 4.—, eleg. geb. *M* 5.—.
- Ein englischer September. Heitere Fahrten jen-
seits des Kanals. Oktav. Geh. *M* 3.60, eleg. geb.
M 4.80.
- Regenbogen. Sieben heitere Geschichten. Mit Illu-
strationen von Wilhelm Schulz. Oktav. Hoch-
elegant geheftet *M* 3.—, hoheleg. geb. *M* 4.20.

Glückliche Reisen.



Von

Ludwig Hebesi.



Stuttgart.

Verlag von Adolf Bonz & Comp.

1895.

Druck von A. Bong's Erben in Stuttgart.

RBR
Jantz
#1424

Meinem lieben Bruder

Edmund

frei gesinnt

L. B.



Inhalt.

	Seite
Delft	1
Rembrandtshuis	15
Die Keistafel	33
Zaandam	43
Die Insel der Circe	56
Wenduyne	75
Le Coq — Den Haen	83
Mont-Saint-Michel	93
Drontheim	105
Drammen, die Holzstadt	127
Oslo	140
Upsala	153
Trollhättan	169
Die Grotte des Schlafes	178
Die drei Zauberer von Nancy	190
Rothschildgräber	201
Schweizer Erfahrungen	212
Der Sonnendienst auf Rigi-Kulm	230
Rußt	242
St. Margarethen	253
Isola Bella	262
Villa Tobelet	271
Schloß Grab	280
Ein Tag in Capua	291
Die Bouille-à-Baisse	302
Quarantaine	312
Häufig	324
Der Scheiß der Lady Digby	334
Mschatta	347
Ein Reiseabenteuer in Finnland	366



D e l f t.

Ein gefahrvoller Reisetag.

AUßerdem, so lange Arme und Beine, wie mein englischer Reisegefährte Mr. Stone, darf man in Delft nicht haben. Delft und Porzellan, das ist ja gleichbedeutend. Wir kamen da in eine berühmte Porzellanstadt, wo vermutlich jedes Haus eine „porselein bakkerij“ war. Wenn man da nur ein klein wenig in der Luft herumfuchtelte, mit so langen Armen, wie Mr. Stone sie besaß, konnte man leicht das Kreuz vom Turme der Dode Kerf herabschlagen, das ja auch aus „Alt-Delft“ war. Ich machte ihn beizeiten darauf aufmerksam und bemerkte in der That, daß seine Gliedmaßen desto kürzer wurden, je näher wir der gefährdeten Stadt kamen. Die merkwürdigen Diagonalen, in denen sie bis jetzt kreuz und quer durch das Coupé gelegen, hörten nach und nach auf, und selbst die Zahl seiner Halswirbel schien mit jedem geographischen Kilometer um einen geringer zu werden. „Sie haben recht,“ sagte er wiederholt, „umsoehr, als ich gar nichts von Porzellan verstehe; das wäre ärgerlich,

wenn ich auch noch welches bezahlen müßte.“ Dann bat er mich im beengenden Gefühle seines Mangels an Sachkenntnis, ich möchte ihm doch geschwind raten, auf welche Art er vor den Leuten wenigstens einen gewissen Grad von Porzellanfundierteit zur Schau tragen könnte. Da riet ich ihm, auf alle Fälle, bei Tische jeden Teller erst umzudrehen und die Marke auf der Rückseite zu untersuchen; das würde ihn in dieser markenreichen Stadt vor Gott und Menschen angenehm machen.

Nun, anfangs ließ sich der Feldzug ja auch recht glimpflich an. Wir schickten, da es schon Nachmittag war, unser bißchen Gepäck durch einen Träger nach dem „Hotel Schaap“ und schlugen uns auf eigene Faust durch die Stadt. Wir besahen eine Menge Dranisches: Bildnisse und Grabmäler. Wir schwiegen Wilhelm dem Schweigsamen ein Ständchen und betrachteten an der Mauer jener Treppe im Prinzenhof die Spuren der Kugeln, deren eine ihn getroffen. Da ich der Mordscene selbst beigewohnt habe, auf einem großen Ölgemälde Wilhelm Lindenschmitts nämlich, so konnte ich meinem Gefährten den Vorgang genau erzählen. Er interessierte sich für den Dranier hauptsächlich, weil er ihn für das damalige Oberhaupt der irländischen Drangisten hielt; ein Irrtum, der allenfalls den geschichtlichen Kenntnissen eines Pomeranzenhändlers entspricht. Auch das Denkmal des Hugo Grotius sahen wir, der einst durch einen Roman Alexander Dumas' eine gewisse Berühmtheit erlangt hat, aber heute, wo man nur Zola liest, wieder vergessen ist.

Interessanter ist Delft allerdings durch sein Alt-Delft. Will man diese Porzellangattung recht verstehen, so muß man wirklich einmal in ihrer Heimat gewesen sein. Vergebens fragt man sich sonst, warum — — — Doch hier fragt der Leser ohne Zweifel: „Warum schreibt denn dieser Herr jetzt plötzlich mit Blaustift weiter?“ Aber das ist ja so begreiflich. Womit sonst sollte man über blau illustrierte weiße Schüsseln, Teller, Töpfe, Krüge, Salzfüßer, Hunde, Häuser, Weiber und Buddhas schreiben? Wenn man durch eine Gasse Delfts gegangen ist, kommt einem selbst der Himmel blaugeblümt vor. Die Leute, denen man begegnet, schauen einen mit delftblauen Fayenceaugen an, die ihre Farbe noch nach der Umbauung in Porzellan behalten. Darum also haben alle Figuren auf diesem Porzellan blaue Augen! Nicht weil die ganzen Figuren selber blau sind. Übrigens kommen auch glänzend rote Lippen vor, welche die jungen Mädchen offenbar mit Eisenoxyd färben, und ihre Gesichtsfarbe ist von einem glattschimmernden Weiß, als kämen sie soeben mit ganz frischer Zinnglasur aus dem Ofen.

Sowohl, da gehen sie unverändert in den engen Gassen herum, die Leuten, welche der Porzellanbäcker im siebzehnten Jahrhundert modelliert, bemalt, glasiert und gebacken hat. Nicht einmal älter sind sie geworden, eher jünger, denn man sieht ihnen ihre zweihundert Jahre in der Regel gar nicht an. Hier wandelt eine elegante jugendliche Kanne vorbei, mit zierlich gebogenem Schnabel und einem koketten Deckel, d. h. Häubchen. Sie ist ganz weiß gekleidet, mit

blauen Blümchen, und stemmt den zierlichen Hentel nachlässig in die Hüfte. Dort vor jenem Grünzeugladen sitzt breit und rund ein alter Theetopf nach chinesischem Muster, in rot und blau verblütem Gewande, das sichtbarlich kein modernes Fabrikat ist und die kurzen, dicken Beine verdeckt. Ein „huillier“ in Kokoko geht just vorüber und lüftet den Deckel zum Gruß; er hat ein menschliches Gesicht, das wie abgeschliffen glänzt und den Mund als Ausguß benützt; Schnurrbart und Haar sind in Gold, aber schon etwas abgewetzt, denn auch Goldblond kriegt mit der Zeit seine Gläze. Beinahe wundert man sich, daß der blaue Fayencemops, der auf der Schwelle jenes Trödlers hockt, nicht auf die Straße herausläuft, um den vorbeilaufenden fleisch- und beinernen Kollegen auf gut hündisch zu beschnuppern. Und der berühmte Affe, der den Porzellanapfel frißt! Natürlich kann das nur ein Porzellanaffe. Man möchte wetten, daß Delfter Rangen als Modell für ihn gedient haben, wie sie sich scharenteise auf dem Groote Markt balgen, meistens mit blauen Verzierungen im Gesichte, die von kunstgerechten Knüffen herkommen.

Auch woher die Delfter ihre Dekorationsmotive genommen haben, merkt man dort auf den ersten Augenblick. Ich habe noch in keiner holländischen Stadt so viel Abfälle von Grünzeug überall, aber auch schon überall, herumliegen sehen. Jedes Winkelchen hatte seinen „Pflanzendekor“. Das weltberühmte Zwiebelmuster namentlich — das also schwerlich Meißner Erfindung ist — bedeckte ganze öffentliche Plätze; man watete darin herum, wie in Rosen beim Einzug

einer chinesischen Porzellanbraut aus kaiserlichem Geblüt. Nur war es noch nicht ganz blau, dazu mußte es offenbar noch einige Wochen liegen bleiben; mein Gott, alles braucht Zeit, um „antik“ zu werden. Mit reizender Wirkung waren Orangenschalen als Verzierung der Fliesen vor den Hausthüren verwendet; sie waren ganz naturalistisch behandelt, keineswegs stilisiert, deuteten also auf ein vorgeschrittenes Stadium der Technik. Höhlung mit Gold, was ja nahe liegen würde, habe ich bei ihnen nirgends beobachtet; das thun augenscheinlich nur die prachtliebenden Ostasiaten, die vom Gelben Meere her an diese Farbe gewöhnt sind. Eine Brücke, über die wir schritten, war förmlich übersponnen mit einem scheinbar kunstlosen Muster von großen, sehr eingehend behandelten Kohlblättern, in anscheinend unregelmäßiger Abwechslung mit einer andern Pflanze, die unserem Kochsalat nicht unähnlich ist. Auch tauchte hier und da, wie zufällig verstreut, wiederum die Orangenschale auf; dasselbe thut bekanntlich bei den Japanern die Chrysanthemumblume. Sogar der Kanal unter der Brücke wies reichliches Pflanzenornament auf; in der That glich sein Wasser eher einer etwas dünn geratenen Julienne-suppe, in der allerlei feines Gemüse umhertrieb.

Längere Zeit widmeten wir diesem Quellenstudium, um über die Verzierung des Delfter Porzellans ins reine zu kommen. Nur drei- oder viermal unterbrachen wir uns, um einen besonders dringenden „rauchenden Mohren“ zu kaufen. Das sind jene weißblauen Porzellanhäuschen im holländischen Giebelstil, welche die Aufschrift tragen: „In

den rookende moor“, d. h. „zum rauchenden Mohren“. Man kann Räucherwerk darin verbrennen, und es raucht dann niedlich zum Schornstein heraus. Das halbe Duzend solcher Häuschen, die wir nach und nach erwerben mußten, machte schon einen ganzen Stadtteil aus. Diesen unter dem Arme, begaben wir uns endlich gegen Abend nach dem Hotel Schaap, um vielleicht noch das Diner einzuholen.

Im Hotel Schaap aber wollte niemand etwas von uns wissen. Der Hausknecht sah uns so vorwurfsvoll an, als wären wir beide zusammen jener Balthasar Gerhard, der den großen Vorgänger Molkses (im Schweigen) ermordet hat. Er rief den Wirt herbei, der zu unserer Behauptung, wir wohnten bei ihm, ein Gesicht machte, als wären wir unechte Porzellan-Chinesen, und er hätte soeben die gefälschte Marke an unseren Schuhsohlen entdeckt. Noch andere Sachverständige des Gasthofs kamen heraus und waren einig in dem absprechenden Urteil: „Hier wohnen Sie nicht.“ Übrigens wäre das Haus schon seit gestern vollbesetzt, und wir könnten gar nicht unterkommen. Endlich erschien die Wirtin, welche ausgegangen war, und klärte alles auf. Sie hatte unserem Träger geraten, das Gepäck zur Witwe Janssens in die Dingsstraße zu tragen, welche Fremdenzimmer hielt.

Wir atmeten auf — das ist das Beste, was man unter solchen Umständen thun kann, — dann nahmen wir unser Mohrenpack wieder unter den Arm und gingen zur Witwe Janssens in die Dingsstraße. Dort erwartete man uns bereits mit Ungeduld, und die Straße glich einer Nacht-

haubenallee, denn die neugierigen Köpfe an allen Fenstern waren bereits zum Schlafengehen gerüstet; nur die beiden sonderbaren Fremden mußten erst noch abgewartet werden.

Die Witwe Janssens und ihr Gatte kamen uns bis an die nächste Straßenecke entgegen. (Sie hatte nämlich ein zweitesmal geheiratet, den Herrn Jan Lumme, aber Delft war einmal gewohnt, sie Witwe Janssens zu nennen und blieb dabei.) Es war ein stattliches Figurenpaar und hätte sich auf einem Kamin Sims, zu beiden Seiten einer in ähnlichem Stile gehaltenen Stockuhr, vortrefflich gemacht. Ich wollte ihnen eben den Rat geben, sich für Gas einrichten zu lassen, mit einem Bronzeleuchter in jeder Hand, als eine Art Schreckensruf von Mr. Stones Lippen mir das Wort abschnitt. Wir waren nämlich vor dem Janssensschen Hause angelangt, und Mr. Stone sah, daß es eine Porzellanniederlage war! Eigentlich ein Antiquitätenladen, aber mit altem Porzellan als Spezialität des Hauses. Mr. Stone war außer sich vor Angst. Er sah offenbar im Geiste bereits den ganzen Laden in Scherben zu seinen Füßen liegen. Unwillkürlich steckte er beide Hände tief in die Taschen, um nicht fuchteln zu können, und hätte wohl am liebsten auch die Füße in die Taschen gesteckt. „O weh, o weh,“ wiederholte er in einem fort, „wie werde ich das alles bezahlen?“

Der Wittwer Janssens — so nannte man Mynheer Lumme nach dem unrichtigen Namen seiner Frau — gab seinen Gedanken eine angenehme Wendung, indem er uns einlud, nur gleich zu Tische zu kommen, denn man habe

mit dem Essen auf uns gewartet. Mr. Stone machte sich daher so kurz als möglich, und wir drückten uns durch einen Laden voll massenhaftem Zerbrechlichem, hinter dem sich das Speisezimmer befand. Die Suppe stand sogar schon ausgeteilt in den Tellern . . . und das wurde für Mr. Stone verhängnisvoll. Sie war nämlich bereits kalt, da wir so lange nicht gekommen, und dampfte nicht mehr. Auch war sie so wasserklar, daß die Blaublümlein des Tellergrundes scharf und deutlich zu sehen waren. Auf diese beiden Naturerscheinungen gestützt, glaubte Mr. Stone einen leeren Teller vor sich zu haben, und wandte ihn, nach meinem sachmännischen Räte, vor allem um, die Fabrikmarke an der Unterseite zu betrachten. Diese Untersuchung war von vollständigem Erfolge begleitet, denn der Tisch war augenblicklich unter Suppe gesetzt, und Mr. Stone wußte, daß sein Teller die Marke M P trug.

Ohne eine gewisse Aufregung auf verwitweter Seite lief das freilich nicht ab. Mevrouw Lumme-Janssens war so außer sich, wie es eine Porzellan-Figur nur immer sein kann. Mr. Stone entschuldigte sich auf englisch, Wijnheer Janssens=Lumme beruhigte ihn auf holländisch, ich lachte auf französisch. Als der Schaden dann gut gemacht war, gewann der Porzellangeist wieder die Oberhand, und Witwe Janssens sagte zu Mr. Stone:

„Jedenfalls habe ich gemerkt, daß Sie sich auf Porzellan verstehen. Sie haben gleich die Marke gesucht. O, eine vortreffliche Delfter Marke, M P, . . . Sie wissen ja, was das heißt?“

„Gewiß,“ entgegnete Mr. Stone noch ganz verwirrt, „M P bedeutet Member of Parliament“.

Die Wirkung dieser unbesonnenen Äußerung war eine gewaltige. Von der stolzen Höhe eines Porzellanfenners ersten Ranges stürzte Mr. Stone in einer Sekunde so tief hinab, daß er als gebürtiger Delfter gewiß in tausend Scherben zerbrochen wäre. Glücklicherweise war er in Manchester geboren und blieb daher ganz.

„D, o, o,“ seufzte die Witwe Janssens, „M P bedeutet ja „de metaale Pot“ (den ehernen Topf), das ist eine unserer besten alten Marken, die auch nicht so leicht zu fälschen war, als z. B. „de witte Ster“ (der weiße Stern) . . . Mein seliger Janssens pflegte zu sagen, er bezweifle, ob es überhaupt jemals echte „witte Ster“ gegeben habe.“

„Ach was, Hendrik Janssens hatte immer solche sonderbare Einfälle!“ meinte Wynheer Lumme, der auf den ersten Gatten seiner Frau augenscheinlich nicht gut zu sprechen war.

Witwe Janssens holte zu einer, wie ich wohl merkte, gepfefferten oder doch gesalzenen Antwort aus, und wir hätten vielleicht einer kleinen Chescene beiwohnen müssen, wäre nicht zu rechter Zeit das Roastbeef auf dem Tisch erschienen. Die Teller waren natürlich gewechselt worden, Roastbeef wurde auf einer ganz anderen Marke gegessen. Mr. Stone hütete sich diesmal wohl, seinen Teller umzuwenden, dagegen wandte ich den meinigen um.

„W V B“, las ich auf seiner Rückseite, „das bedeutet offenbar Wilhelm von Bismarck.“

Das nahmen die Hausleute als offenbaren Scherz lachend auf.

„D, o, o,“ sagte die Witwe Janssens, „wenn das der alte Willem van Beek hören könnte! Der würde 'was lachen! Wissen Sie, ich liebe seine Teller besonders, weil . . . weil er auch verwitwet war.“ Sie seufzte leise, was ihren Gatten sichtlich ungeduldig machte. „Er hatte die Fabrik „de twee Wildemans“ (die beiden wilden Männer), wir haben mehrere schöne echte Services von ihm, . . . und sehr billig, sehr billig!“ Und als sie sah, daß wir bei dieser Anspielung etwas unruhig wurden, sprang sie rasch ab und sagte: „Bitte, nehmen Sie doch etwas Salat.“

„Was ist es für ein Salat?“ fragte ich, nur um etwas zu sagen.

„Porselein-salade, Mynheer,“ entgegnete sie, „ein vor-
trefflicher Salat.“

Mr. Stone und ich legten gleichzeitig unsere Messer und Gabeln hin, welche Porzellangriffe mit der Marke des Beiles hatten . . . „De porselein Bijl“, übrigens eine der häufigsten.

„Porzellansalat!“ riefen wir wie aus einem Munde. Neugierig betrachteten wir diesen merkwürdigen Salat, in dem sich offenbar grüne Blätter und Stiele von Pflanzen mischten. Sollten etwa gar die Pflanzenornamente der Porzellanscherben zur Bereitung eines Salats verw . . . ?

Das Ehepaar begriff nicht, was uns ansocht. Es war doch nur ein gewöhnlicher porselein-salade! Endlich fand ich wieder das verlorene Wort und wagte die Frage:

„Bitte, woraus wird denn dieser Salat gemacht?“

„Aus porselein,“ entgegnete das Ehepaar, „das heißt auf deutsch Por . . . Por . . . richtig, Portulak!“

„Portulak vielleicht?“ risikierte ich.

„Richtig, Portulak!“ riefen die beiden. „Portulak-Salat. Portulak heißt nämlich bei uns auch porselein.“

In so lehrreicher Weise verging das ganze Essen. Den Käse verzehrten wir auf „de drie Klokken“ (die drei Glocken). Das Salzfaß aber, in Form einer Seejungfrau, das war die eigentliche pièce de résistance des Mahles. Ich hatte es schon wiederholt gelobt, worauf Janssens Mann und Frau nur Antworten hatten, wie: „Ja, das Salzfaß!“ u. dgl. m. Nach dem Käse aber sagte Herr Witwer Janssens plötzlich, indem er das Salzfaß ergriff:

„Ja, sehen Sie, das hat gar keine Marke! . . . Merken Sie was?“

„Nicht das Geringste,“ entgegnete ich, der Wahrheit gemäß.

„Sie merken noch immer nichts?“ fragte er verwundert und drehte dicht unter meinen Augen in der Luft das volle Salzfaß um, so daß der Boden nach oben kam.

„Das Salz!“ schrie Mr. Stone erschrocken, denn er war jetzt sehr schreckhaft in solchen Dingen.

„Unbesorgt,“ beruhigte ihn die Hausfrau, „wir haben ja Seesalz, und heute ist es so feucht, daß es als fester Klumpen im Salzfaß haftet. Salz verschütten kann man bei uns nur zuweilen im Hochsommer.“

„Ich sehe da nirgends eine Marke,“ sagte ich, nachdem ich lange vergebens gesucht.

„Das glaub' ich wohl,“ entgegnete Witwer Janffens,
„Terhimpelen hat eben niemals eine Marke angebracht.“

„Terhimpelen war zu stolz dazu,“ sagte die Frau.

„Terhimpelen war der erste Meister in Holland,“
sagte der Mann.

„Terhimpelen deforierte Porzellan wie kein anderer,“
sagte die Frau.

„Terhimpelen sagte: meine Hand erkennt man ohne-
hin,“ sagte der Mann.

„Terhimpelen war der Rafael von Delft,“ sagte die Frau.

„Terhimpelen . . .“ sagte der Mann, „dieses Salz-
faß von Terhimpelen kostet nur achtzig Gulden; das ist
geschenkt.“

Mr. Stone erschrak bei der Nennung dieser Summe,
denn er war es, der in diesem Augenblicke die untere Fläche
der Seejungfrau betrachtete. Sein Schrecken war so groß,
daß die Erschütterung sich dem Salzfaß mittheilte, und der
ganze Inhalt desselben plötzlich als ein feuchter Klumpen
in Mr. Stones Schoß hinabstürzte.

„Oh Madame,“ rief er verdukt, „Sie hatten gesagt,
das Salz könnte nicht herausfallen . . .“

Sie sagte nichts, aber sie nahm ihm geschwind den
Terhimpelen aus der Hand, damit er ihn nicht auch fallen
lasse. Erst nachdem das kostbare Stück geborgen war, gewann
die Heiterkeit ob des neuen Mißgeschicks die Oberhand.

„Mr. Stone,“ sagte ich, „Sie scheinen wirklich eine
unglückliche Hand zu haben; stecken Sie sie in die Tasche
und nehmen Sie sie ja nicht wieder heraus.“

Er gehorchte um so eifriger, als wir uns jetzt erhoben, um die Seltenheiten des Ladens in Augenschein zu nehmen. Er trat aber in diese gebrechliche Welt gar nicht mit ein, während mir daselbst noch ein volles Duzend echter Terhimpelens gezeigt wurde. Ich bewunderte diese Meisterwerke (und deren Preise) aus Leibeskräften. Da fuhren wir plötzlich alle drei zusammen. Ein kleiner, dumpfer Krach hinter uns, . . . was war da gefallen? Wir sahen uns alle drei erschreckt um.

Ein Terhimpelen lag zerbrochen am Boden! Ein Teller von Terhimpelen!

Und daneben stand bleich und zitternd der Verbrecher. Mr. Stone hatte meinen bewundernden Ausrufungen nicht widerstehen können, sie hatten ihn verleitet, die gefährliche Schwelle zu übertreten und . . . vor allem mit dem Ellbogen einen Teller vom nächsten Schrank zu werfen.

„Der kostet gewiß tausend Pfund!“ diesen Gedanken las ich deutlich auf der Stirne des Unglücklichen.

Aber Frau Wittve Janssens beruhigte ihn rasch: „God dank! es ist nur der gefittete. Und gerade wieder an der gefitteten Stelle entzwei.“

Wir zogen uns alle vorsichtig aus dem Laden zurück, wo es uns nun doch unheimlich zu werden begann, und in der Wohnstube erzählte die Hausfrau die Geschichte des zerbrochenen Terhimpelen.

Einst, vor zwanzig Jahren, als der selige Janssens noch lebte — hier ging Herr Lumme absichtsvoll aus der Stube — und sie noch keinen Altertümladen besaßen,

hatte sie selbst doch schon begonnen, unter der Hand Alt-Delft zu sammeln. Das merkte ihr Bruder im Haag, der eine schöne Sammlung besaß, und kam von Zeit zu Zeit nach Delft herüber, um ihr die besten Stücke abzuschwazgen. Anfangs gab sie sie gern hin, später aber, als die Dinger immer schwerer zu bekommen waren, versteckte sie alles Gute, sobald ihr Bruder nur von fern sichtbar wurde. So hatte sie eines Tages, als der Räuber sie überraschte, drei prächtige Teller von Terhimpelen geschwind in eines der Betten gesteckt. Ihr Bruder blieb zu Tische, trank einiges und wurde so schläfrig, daß er sich angekleidet auf jenes Bett warf. Auf die drei Terhimpelen! Man stelle sich die Lage der armen Frau Janssens vor. Ihn wecken? Dann nahm er wohl gar die heilgebliebenen Teller mit sich. Man mußte ihn schlechterdings ausschlafen lassen. Und Frau Janssens stand dabei, eine Stunde lang, und horchte auf sein Schnarchen, und so oft er sich im Schlafe umwandte, stockte ihr Blut vor Angst. Endlich erwachte er, nahm Abschied und ging . . . Nun, es war von den drei Tellern nur einer entzwei, die beiden anderen hatten selbst dieser furchtbaren Belastungsprobe getrotzt.

Mr. Stone kaufte den Terhimpelen, mit dem er so vertraute Bekanntschaft geschlossen, um zehn Gulden Holländisch. Als er die beiden Hälften in der Hand hielt, konnte ich mich nicht enthalten zu sagen:

„Sehen Sie, Mr. Stone, jetzt haben Sie wieder etwas vom Porzellanwesen gelernt. Was Sie da in der Hand halten, ist jedenfalls das sogenannte Halbporzellan.“



Rembrandtshuis.

Zwei Tage lang hatte ich zu Utrecht Kunst und Altertum beschnuppert, mehr einem liebenswürdigen Kunstoz zuliebe, den ich einst auf einem Rheindampfer kennen gelernt. In den Pausen rauchten wir auf seiner Dienststube unsere Manilla, und er erzählte mir dies und das. Unter anderem kam er auf seinen Freund Wijnheer Van Meppel zu sprechen, den begeisterten Rembrandtmenschen, der bei Amerzfoort hause, auf seinem Buitenplaats (Landsitz), und den er mir durchaus zeigen müsse. Ich würde dadurch zugleich erkennen, daß das holländische Familienleben keineswegs, wie ich klagte, bis unter das Kinn zugeknöpft, sondern unter Umständen selbst einem Fremdling zugänglich sei. Sofort schickte er ein Telegramm ab, und tags darauf, an einem prächtigen Sonntagvormittag, fuhren wir mit der Eisenbahn hinaus.

Unser Gastfreund holte uns mit seiner Kalesche vom Bahnhofe ab. Er war ein würdiger, alter Herr von einer Rundung, wie sie die Erdfugel und andere gemüthliche Dinge

haben. Er bot mir eine Hand, deren Hälfte ich mit meinen beiden beinahe umspannte, sagte weiter kein Wort und fuhr mit uns davon.

Fünf Minuten später hielten wir an dem Gitterthore seines Gartens. Von der Terrasse des Hauses her wehte etwas Weißes, von etwas Weißem geschwenkt. Es war ein Taschentuch in der Hand der Hausfrau, die ein helles Morgenkleid trug. Entgegen kam sie uns nicht, denn von der Terrasse herab führten sechs Stufen, und ebenso viele hätten dann wieder hinaufgeführt. Sie selbst gab mir dies später als Grund an, denn sie scherzte mit einer gewissen Anmut über ihre Gestalt, die der des Gatten nichts nachgab. Wohl aber kam uns ein junges Menschenpaar entgegen, Milch und Blut, blond wie Gold und Silber, er in schwarzem Tuch, sie in schwarzer Seide, so recht wie für den Sonntag in rechtgläubiger Provinz. Sie begrüßten uns lebhaft, mich anfangs in feinstem Französisch, dann in geläufigem Deutsch, ungefähr mit der Betonung, als sollte es heißen: „Sie hätten ebenso gut schon gestern kommen können.“

Eine goldene Zeile, die ich aus der Entfernung nicht lesen konnte, stach mir in die Augen. Man bemerkte es und las sie mir vor; alle zugleich lasen sie mir vor. „Rembrandtshuis“ stand über der Hausthür.

„Und Rembrandtstuin (Rembrandtsgarten), wenn Sie wollen,“ lachte der Hausherr, beide Fäuste in die Seiten gestemmt. Er nahm mich unter den Arm, wie einen alten Geschäftsfreund und führte mich in einen Pavillon, den

ich erst für eine Mühle gehalten hatte. Dort stand ein starker Imbiß bereit, mit dunklen Weinen und hellen Schnäpfen. Mehrere Schaukelstühle, ihrer Breite nach eigentlich Schaukelkanapees, nahmen uns auf. Es wurde zugeprochen, zugetrunken und in drei bis vier Sprachen geplaudert, meistens vom Wetter und von der kleinen Kronprinzessin. Auch das Bächlein plauderte mit, das munter über das Rad der Mühle lief, in der wir thatsächlich saßen.

Wohl eine halbe Stunde wurde über die kleine Kronprinzessin gesprochen und über das Wetter, da knirschte draußen der Kies, wie unter Rädern, und zur Thüre herein fuhr, im Korbwagen geschoben, die Hausfrau, die sich „geschwind“ aus häuslichem Weiß in geselliges Schwarz geworfen hatte. Richtiger: hatte werfen lassen. Ihre Ankunft wurde förmlich gefeiert, man umringte und begrüßte sie, man küßte ihr die Hände, worauf sie lachend rief: „Er bedeckte ihre Hand mit Küßen, . . . wie viel Küße wohl zur Bedeckung meiner Hand erforderlich wären?“ Sie war nämlich eine starke Leierin und liebte es, Romanstellen ins Gespräch zu mengen.

Eine weitere halbe Stunde verging mit Gesprächen über Scheveningen und Zandvoort, untermischt mit weiteren Bemerkungen über das schlechte Wetter und über die gute kleine Kronprinzessin. Ich hatte bereits die ganze Flaschenbatterie durchgekostet: „madera, teneriffe, malaga, constantia, witte port en vruchtenwijn“, wie der holländische Humorist Hildebrand sie anführt, und dazu noch „de likeuren“. Freund Rustos sah, daß es hoch an der Zeit

war, auf Rembrandt zu kommen. Er knüpfte also an den plätschernden Mühlbach an, mit der Bemerkung:

„Nicht wahr, Herr Doktor, das plätschert etwas naturgetreuer, als auf dem Rembrandtschen Bilde in Dresden? In allem übrigen ist dieser Pavillon genau seiner großen „Mühle“ nachgebildet. Ein junger Architekt hat sie eigens zu diesem Zweck aufgenommen und konstruiert; natürlich nur das Äußere.“

„Leider!“ seufzte der Hausherr, „ich werde sie doch abtragen lassen. Man schreibt das Bild jetzt nur einem Schüler Rembrandts zu. Den Sandweg vorn hab' ich ohnehin schon befiesen lassen und den kleinen Karren beseitigt . . . Ich muß aber auch gestehen, daß Lorre ein kolossales Auge hat . . .“

Lorre war seine Frau, und er fuhr ihr dabei mit der Rückseite eines seiner dicken Zeigefinger streichelnd die volle Wange herab. Sie aber wehrte sich lachend.

„Aber, lieber Gerrit, du bringst mich vor unseren lieben Gästen in den Ruf einer Vogelscheuche. Das ist ja gar nicht richtig, daß ich ein kolossales Auge habe. Meine beiden Augen sind gleich groß und nichts weniger als kolossal.“

Es wurde darüber mit großer Bereitwilligkeit gelacht, jeder glaubte der lieben, alten Dame diese Aufmerksamkeit schuldig zu sein. Ihr Gatte aber erklärte sich näher:

„Ich meine, daß du dieser Mühle nie rechten Geschmack abgewinnen könntest.“

„Schon weil die Wetterwolke notwendig dazu gehört,“

entgegnete sie, „und die kannst du ja nicht auf Leinwand malen lassen und über der Mühle aufspannen. Man soll immer nur das Mögliche nachahmen. Ja, dort die Plankehütte lasse ich mir gefallen.“

Freund Rustos stieß mich zart am Ellbogen und raunte: „He, die Plankehütte!“

Unwillkürlich blickte ich nach der Richtung und sah in der That das Strohdach einer Hütte über einen Plankezaun hervorragen. Auf einem Hügel dabei befanden sich zwei Hunde aus Porzellan, lebensgetreu bemalt. Mir kam das eigentlich recht sonderbar vor, für den Garten eines modischen Landhauses. Aber war es denn überhaupt ein Garten? Es erschien eher als ein Gemisch nicht zusammengehöriger Dinge, hier ein Gäßchen Dorf, dort ein Endchen Wald und Wiese, ein paar Quadratmeter Schafweide u. s. f. Aber jedes Stück für sich, das spürte ich halb instinktiv sogleich, war doch eine Art Ganzes, innerhalb seiner drei oder vier Ecken etwas Abgerundetes. Wie und warum, das begriff ich einstweilen nicht, und man mochte mir das genau ansehen, ich schloß dies aus einer gewissen zwinfernden Befriedigung ringsum, ob meiner Verlegenheit.

Ich hatte gar nicht bemerkt, daß der junge Mann mittlerweile um eine Mappe nach dem Hause gegangen war. Eine gewaltige schwarze Ledermappe mit einem stählernen Schloß wie ein Geldspind. Jetzt legte er sie auf einen Gartentisch, und der Hausherr öffnete sie mit einem kleinen Patentschlüssel, den er an der Uhrkette trug.

„Das ist meine Sammlung von Originalradierungen

Rembrandts," flüsterte er mir zu, als wollte er es den anderen verheimlichen, die es doch längst wußten.

Er holte ein ehrwürdiges Blatt heraus und hielt es mir vor die Augen.

„Das ist die „Landschaft mit der von Planken umgebenen Strohütte“, eines seiner feinsten Blätter. Vergleichen Sie es einmal mit der landschaftlichen Nachbildung, die ich hier versucht habe. Es ist alles ganz genau. Werden Sie es glauben, daß die Zahl der Planken im Raume die gleiche ist, wie auf dem Bilde? Siebzehn im ganzen, und jede einzelne ist ein Porträt, denn jede sieht anders aus. Den Hügel habe ich eigens aufgeführt, die beiden Hunde sind genau nach der radierten Vorlage modelliert . . . Bitte, treten Sie hierher, das ist der richtige Standpunkt. Freilich, abends ist alles noch viel richtiger, denn dann liegt der Hügel im Schatten, und die Landschaft entspricht genau dem zweiten Zustand der Platte, wo eine Lage enger Schraffierungen über dem Hügel liegt. Sehen Sie . . . hier.“ Er hielt mir ein zweites Blatt vor, einen Abdruck nach dem zweiten Zustande.

Ich war erstaunt und belustigt. Wer hätte allen diesen runden, fatten Menschen ein so eigenartiges, in seiner Weise zartes Kunstgefühl angesehen? Übrigens sollen ja die Holländer solchen Passionen unterworfen sein. Ich dachte an das berühmte Tulpenfieber von einst; auch in England herrscht ja jetzt ein japanisches Chrysanthemumfieber . . . Richtig, da war ja auch ein gewaltiges Beet voll Tulpen.

„Wie kommt es, daß diese vielen Tulpen alle von der nämlichen Mischung in Weiß und Rot sind?“ fragte ich, da es ganz auffällig schien.

„Das werden Sie im Hause sehen, mein Herr,“ entgegnete der Hausherr, „das hat seinen guten Grund. Aber . . . interessieren Sie sich für Rembrandts landschaftliche Radierungen? Wie sollten Sie nicht! Es giebt nichts Feineres auf der Welt . . . Wenden Sie sich, bitte, gefälligst dorthin und vergleichen Sie jene andere Partie mit diesem Blatte. Es ist die reizende „Landschaft mit den drei Strohhütten,“ nach dem zweiten Abdruck. Ich habe eigens in der vorderen Hütte Feuer machen lassen, um Ihnen auch den Rauch zu verschaffen, den der zweite Abdruck hat, . . . im ersten Zustande der Platte fehlt er natürlich.

Und so ging das fort, rings um das ganze Haus her. Die Lieblingslandschaften des Hausherrn waren da der Reihe nach in Gras und Stroh und Erdreich nachgeahmt, mit einer künstlerischen Feinfühligkeit, für die ich keinen Namen fand. Auch „die drei Eichen“ waren da.

„Ach, die geben viel zu schaffen,“ sagte Herr Van Meppel. „Denn die wirklichen Bäume wachsen, die radierten nicht. Da muß ich denn fortwährend mit der Schere dahinter sein und alle Tage stutzen, was über die Vorlage hinauswuchert. Es ist übrigens eine liebe Arbeit. Lorre ließ früher keinen anderen mit der Schere heran, durchaus nicht; erst seit zwei Jahren, seitdem ihr Embonp . . .“

„Gerrit!“ rief Frau Lorre mit einer Betonung, daß ihrem Mann der Rest des schon begonnenen Embonpoints

im Halse stecken blieb. Er würgte daran sichtlich, schwieg aber sofort.

„Das Wort stockte auf seinen bleichen Lippen,“ citierte die Hausfrau lächelnd aus einem Romane und warf ihrem Gatten mit der Fächerspitze die Andeutung einer Fußhand zu. „Kommen Sie,“ wandte sie sich dann zu mir, „sehen Sie meine Schafe an . . . Da um die Ecke, wenn ich bitten darf . . . Gerrit! Bitte, reiche doch die „Strohütte mit der Schafherde“ herüber . . . Nun, mein Herr? Kann man sich eine bessere Nachbildung denken? Vollends, wenn Sie vor vier Wochen gekommen wären, als die Schafe noch nicht geschoren waren. Aber wir tragen Kleider aus dieser Wolle, und Gerrit sagt, sie hielten ihn weit wärmer als alles andere Tuch. Auch Käse gewinnen wir, . . . ich werde Ihnen zum Nachtisch davon vorsetzen.“

„Da ist es hingegen meine Frau,“ warf Herr Van Meppel ein, „welche behauptet, daß dieser Schafkäse besser schmecke, als irgend einer sonst in Holland . . . Hat übrigens nicht unrecht, bei Gott!“

„Ja, ich bin stolz auf unseren Schafkäse,“ sagte Frau Van Meppel, „ich sage immer, wir sollten ihn einmal im Rijksmuseum ausstellen, im großen Rembrandtsaal, denn dort gehört er ja hin, wegen seiner direkten Beziehung auf Rembrandt . . . Doch hier, sehen Sie, mein Herr, . . . darauf bin ich noch weit stolzer.“

Sie blätterte in der Mappe und brachte ein kleines Blatt hervor, auf dem ein ältkliches Weibchen mit Zwiebeln zu sehen war.

„Das Zwiebelweib von Rembrandt,“ sagte sie. „Finden Sie nicht, daß es mir wie aus dem Gesichte geschnitten ist?“

Nun war ich wirklich in Verlegenheit. Konnte ich denn als wohlgezogener Europäer der Hausfrau, die mir so liebenswürdig entgegengekommen, sagen, daß sie völlig einem alten Zwiebelweibe gleiche? Aber andererseits, konnte ich, da sie sich so viel darauf zugute that, es leugnen? Ich that mein Bestes, indem ich schwieg, worauf sie fortfuhr:

„Ja wohl, das bin ich, wie ich leibe und lebe. Sehen Sie diese Falten um die Nase, . . . die Nase selbst, . . . besonders die Nase, . . . und auch die Augen, man sieht ordentlich, daß sie etwas rot sein müssen, . . . wie die meinigen bei Nebelwetter. Und der Mund! Du hast entschieden unrecht, Gerrit, mit deiner Behauptung, ich hätte mir diese fallende Unterlippe erst angewöhnt, als weitere Ähnlichkeit mit diesem Bilde. So etwas muß angeboren sein, es tritt nur mit dem Alter deutlicher hervor.“

„Na, so alt bist du noch nicht, liebe Dorre,“ beteuerte ihr Gatte und küßte ihr die Hand.

„Polisson,“ schmälte sie, „ein alter Knabe, wie du, und will immer noch eine junge Frau haben.“

Die jungen Leute lachten beifällig, als sie die Alten so scherzen sahen, wie zwei Kugelrund zusammengeknäuelte Angorafakzen.

„Dieses andere Blatt ist der zweite Abdruck,“ wandte sie sich wieder an mich, „da bin ich mir noch ähnlicher, weit mehr bearbeitet, und da steht auch Signatur und Jahreszahl, was im ersten Zustande fehlt.“ — — —

Mittag war längst vorbei, als wir endlich das Haus betraten. Freund Austos führte mich in die Bibliothek, die sich fast ausschließlich auf Rembrandt bezog. Er zeigte mir die neuesten Prachtwerke über den Künstler, und ich blieb einstweilen mit ihm allein bei dieser Beschäftigung.

Dann erschien ein Mädchen und meldete, es sei nun drüben alles bereit, und wir würden ersucht, zu erscheinen.

„Nun machen Sie aber alle Augen auf,“ sagte Freund Austos, indem er mich unter den Arm nahm und hinüber führte. — — —

Wir betraten ein großes, aber nur durch ein Fenster erhelltes Gemach, und ich sah mich plötzlich in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts versetzt. Hohes, dunkles Gefäßel mit derben Profilen, eine großgeblümete Ledertapete in Grün, Braun und Gold, an dem Fenster mit grünlichen bleigefassten Scheiben zwei farbige Wappen, vom Hauptsparren der dunklen Holzdecke herab ein Kronleuchter aus blankem Messing, der Estrich weiße Steinplatten mit einem bunten Teppich, Tisch und Schrank und Stühle dunkel mit gewundenen Säulen und Füßen, an der Wand ein venezianischer Spiegel in schwarzem Rahmen und ein altes Gemälde in goldenem.

Am Tische aber saßen vier Personen in der Tracht, die diesem Raum entsprach. Obenan ein alter Herr mit schwarzem Sammtbaret und langem, schneeweißem Vollbart. Er hatte vor sich auf der bunten Tischdecke kleine Altertümer stehen, die er durch die Lupe betrachtete. An der zweiten Kante, den Rücken gegen das Fenster, eine alte Dame in

Schwarz, einen breiten Spitzenfragen um die Schultern, ein blendendweißes Haushäubchen auf dem Kopfe. Sie streichelte ein weiß und grau geflecktes Käzchen. Dem Fenster gegenüber ein junges Mädchen mit hellblonden Locken, in rotem Kleide mit schwarzem Sammtfragen und weißen Spitzenmanschetten. Sie reichte eben heimlich, unter dem Tische, ihre Hand einem jungen Ritter in breitem Hut und Stulpstiefeln, der an der vierten Kante saß. Es waren die vier Mitglieder der Familie Van Meppel.

Freund Kustos legte den Finger auf die Lippen, damit ich die dem siebzehnten Jahrhundert entstammende Stille des Gemachs nicht störte, und wies dann nach dem Bilde im Goldrahmen. Ich traute meinen Augen nicht. Dieses ganze Zimmer war darauf abgemalt, Strich für Strich, und diese ganze freundliche Scene am Tische, mit dem heimlichen Händedruck im Vordergrund, aber das alles in einem noch weit köstlicheren Lichte, als jetzt zum Fenster hereinbrach, in einem weichen, warmen, alles vergoldenden und zugleich verschummernden Lichte, wie es nur an irgend einem idealen Schalltage scheinen mag, und auch dann nur in der Stunde, wo juist ein Rembrandt geboren wird.

„Reizend!“ rief ich, alle an Lippen gelegte Finger vergessend. „Reizende Idee, dieses wunderbare Gemach mit allen Inzassen so abmalen zu lassen!“

In diesem Augenblicke wandten sich, wie durch eine Feder bewegt, alle fünf, die am Tisch saßen, die Kasse nämlich mitgerechnet, zu mir und sahen mich mit einem Blick des starren Staunens an. Mir war sogar, als thäten die

fünf oben im Bilde das nämliche. Und dann erhob sich der ehrwürdige Greis, legte die Lupe hin, band sich den weißen Bart ab und trat so nahe, als das Hochrelief seiner Gestalt es erlaubte, an mich heran.

„Vergebung,“ sagte er mit einer Milde, wie sie nur im neuen Testament vorkommt, „Vergebung, mein Herr, was würden Sie sagen, wenn ein Kunstforscher hierher käme und beim Anblick meines Gartens freudig rief: Halt, jetzt hab' ich's, woher Rembrandt die Vorwürfe für seine landschaftlichen Radierungen hat: hier sind die drei Eichen, hier die drei Strohhöhlen, hier die Strohhöhle mit dem Zaun . . .“

„Und hier das berühmte Zwiebelweib,“ schob Frau Lorre ein.

„Was würden Sie dazu sagen, mein Herr?“ fuhr Herr Van Meppel unbeirrt fort.

„Ich . . . ich würde sagen: der Herr ist ein . . . ein . . .“

„Sehr richtig,“ fuhr Herr Van Meppel dazwischen, um ein unhöfliches Wort abzuschneiden, das unter den obwaltenden Verhältnissen ja mir selbst gegolten hätte. „Sehen Sie also, Herr Doktor! Dasselbe Gesetz muß wohl auch im Hause gelten. Nicht dieses Zimmer ist dort abgemalt, sondern jenes gemalte Zimmer ist hier in Wirklichkeit übertragen . . . Jenes Bild ist nämlich von Rembrandt und heißt: „Der Händedruck.“ Es ist seit jeher in unserer Familie und war immer unser Stolz. Wir lieben es und, ich glaube, es liebt auch uns; sonst wäre es vielleicht nicht so gut erhalten. Das heißt“ — hier flog ein düsterer Schatten über seine Stirne — „das heißt, ganz gut ist

es leider nicht erhalten . . . Doch bitte, wollen Sie sich gefälligst die drei Stufen hinaufbemühen?“

Unter dem Bilde stand ein dreistufiger Tritt und als ich oben stand, waren meine Augen genau in der Höhe der Signatur.

„So,“ sagte der Hausherr, „ich danke sehr für Ihre Mühe. Darf ich fragen, ob Sie die Signatur sehen? Rechts oben in der Ecke.“

„Ja wohl,“ rief ich, „da ist sie. R. L. in schwarzer Farbe.“

„Bitte, sehen Sie sie ganz genau an,“ bat der Hausherr, „sehen Sie nicht noch etwas? . . . in der Mitte, . . . hier, nehmen Sie die Lupe zu Hilfe.“

„Richtig,“ sagte ich, „die beiden Buchstaben sind in der Mitte durch einen kleinen Querstrich verbunden, . . . der aber stark gelitten hat; einige Spuren sind eben noch zu sehen.“

„Hörst du's, Vorre?“ rief der Hausherr freudig, „der Querstrich ist da! Unverkennbar vorhanden!“ Und dann zu mir: „Ach, dieser Querstrich, dieser Querstrich! Sie müssen wissen, daß dieser Querstrich das H im Monogramm herstellt. Das Monogramm ist dann vollkommen, es ist dasjenige, dessen sich unser großer Meister bis zum Jahre 1632 bedient hat. Rembrandt Harmens Leidensis ist die Bedeutung davon.“

„Ich zweifle keinen Augenblick,“ sagte ich im Tone der Überzeugung.

„Hörst du's, Vorre?“ rief er hocherfreut . . . „Nun stellen Sie sich einmai vor, mein Herr, was das Kunst-

forscherpack imstande ist . . . Die Anwesenden natürlich ausgenommen. Vor zehn Jahren war so ein Mensch da; ich will seinen Namen nicht nennen, er darf in Rembrandtshuis nicht genannt werden. So ein Mensch, der die Monogramme mit Spiritus reibt, um zu sehen, ob sie weggingen, in welchem Falle sie nicht echt wären, sondern später hinzugefügt. Er rieb und rieb auch an diesem da, aber es hielt wie Eisen, denn es ist echt und alt. Nur jener dünne Querstrich ist durch die Zeit schon etwas mitgenommen; mein Gott, ein Viertel-Jahrtausend! Wie viele Monogramme haben noch weit mehr gelitten. Nun denken Sie sich, mein Herr, was der Mann sagt! Ahnen Sie nichts?“

„Nein, mein Herr,“ entgegnete ich, „das Monogramm scheint mir so unanfechtbar . . .“

„Lorre, mein Herz, hörst du?“ rief er und hätte mich gewiß umarmt, wenn er etwas schlanker gewesen wäre. „Der Mann sagte, der Querstrich wäre nicht sicher genug, das Monogramm könnte auch P. v. L. bedeuten, Petrus van Lint.“

Totenstille trat ein. Herr Van Meppel rang sichlich nach Fassung, um nicht Dinge zu sagen, die er dann bereut hätte.

„Seine Brust hob sich krampfhaft,“ scherzte Frau Lorre, wieder mit einem Romancitat, über die Erregung ihres Gatten. „Laß es gut sein, lieber Gerrit; wozu die Aufregung?“ Und um das Gespräch abzulenken, begann sie mich auf die Einzelheiten des Bildes und der Nachahmung aufmerksam zu machen. Sie zeigte mir das Muster des

Tischteppichs; sogar dieses war dem Rembrandtschen nachgebildet, man hatte danach eine große Vorlage in Wasserfarben anfertigen und den Teppich in Brüssel ausführen lassen. Sie zeigte mir die Antiquitäten auf dem Tische und im Bilde: die Marmorstatuette eines Fauns, eine ägyptische Kaze in Syenit, ein Gebetbuch in Filigraneinband und anderes. Alles war in den betreffenden Stoffen naturgetreu ausgeführt. Selbst die Lupe hatte man nach dem alten Typus anfertigen lassen.

„Wissen Sie aber, was am schwersten aufzutreiben war?“ sagte die Hausfrau. „Die Kaze da. Engeltje, komm her, laß dich ansehen! Sie ist, wie Sie bemerken, genau so gefleckt, wie die im Bilde. Ach Gott, jahrelang habe ich die Anzeige in allen Blättern gehabt: grau-weiß gefleckte Kaze gesucht u. s. w. Tausende — ich lüge nicht — von grau-weiß gefleckten Kazen, aus den ganzen Niederlanden, wurden mir zur Ansicht gebracht und geschickt. Endlich fand ich diese da. Aber ist sie nicht förmlich das Modell zu jener? Engeltje, komm her, laß dich von Mevrouwtje küssen!“

„Ich bewundere,“ sagte ich, „die Liebe, mit der hier auf das Werk Rembrandts eingegangen ist. Nur, wenn ich mir eine kritische Frage gestatten darf, wie kommt es, daß die Kostüme doch nicht ganz genau dieselben sind? Ich sehe z. B. hier, an den Ärmeln und am Oberleib des Herrn Van Meppel alle Nähte mit drei breiten Streifen des gleichen Stoffes verziert.“

Allgemeine Heiterkeit ergriff die Familie; auch Freund Kustos konnte sich nicht enthalten, mitzulachen.

„Ja, sehen Sie,“ sagte endlich die Hausfrau, „diese Kostüme waren einst den gemalten ganz genau nachgeschneidert, Stich für Stich, aber . . . mein Mann ist dann etwas . . . stark geworden, und da mußte an allen Nähten ein Streifen eingefügt werden.“

„Und daselbe war bei Madame der Fall!“ rief Herr Van Meppel.

„Schön, jetzt hast du mich verraten,“ klagte die Hausfrau scherzend, „mußt du denn jedem Besuch gleich mitteilen, daß ich . . . nicht schlank bin? So, jetzt kannst du es auch gleich ausplaudern, daß wir beide dann noch zweimal gezwungen waren, neue Streifen einnähen zu lassen. Gerrit wurde immer breiter und ich . . . mußte ihm das Beispiel der Abhilfe geben, sonst hätte er sich nicht entschlossen, den Schneider kommen zu lassen.“

Unwillkürlich nahmen meine Augen die Richtung nach dem jungen Pärchen, was aber diesem nur Spaß zu machen schien.

„O,“ lachte die junge Frau, „ich und Hein haben erst voriges Jahr den ersten Streifen einnähen lassen, und auch nur daumenbreit.“

„Zwei Finger sind es doch,“ wisperte ihr Hein zu, aber sie hielt ihm die Hand vor den Mund.

„Ach, da steht ja auch die rot-weiße Tulpe im Glase,“ bemerkte ich, um auf ein weniger fettes Thema zu kommen.

„Das sind ja wohl die Tulpen im Garten draußen.“

Die Hausfrau begann mich über die Zucht dieser Rembrandttulpen aufzuklären, aber sie kam nicht weit, denn in der Seele des Hausherrn bohrte noch immer der frühere

Wurm nach: jener Verbindungsstrich. Eines mußte er mir darüber schlechterdings noch sagen.

„Wissen Sie,“ flüsterte er mir zu, wurde aber dann immer lauter, „einmal war der Bilderrestaurator De Haen aus Amsterdam bei mir und wollte mich bewegen, das Bild restaurieren zu lassen; er wolle dann auch jenen Strich erneuern, so daß das Monogramm tadellos würde. Eine Menge Sammler thäten ja das auch, und er habe schon unzählige Signaturen so restauriert . . . Ja, sehen Sie, Herr Doktor, das war nun eine Versuchung! Ich sage Ihnen, es hat uns Seelenkämpfe gekostet, schlaflose Nächte. Aber wir wollten uns das Gemüt nicht belasten und lehnten ab. Lieber ein beschädigtes Monogramm als zwei schadhafte Gewissen. Nicht wahr, liebe Lorre?“

Das Mädchen kam mit einer Meldung an Madame. Darauf bat die Familie um Entschuldigung, sie müsse sich für das Diner umkleiden. Ich blieb wieder allein mit Freund Kustos. Er erzählte viel von den wackeren Leuten und ihrem echten Verständnis für Rembrandtsche Kunst. Er freute sich, daß sie seine Bitte erfüllt hatten, mir das lebende Bild vorzuführen; sie thäten es sonst nur an den Geburtstagen. Auch sei die Verbindung des Fräuleins Henriette mit Wetter Hein eine direkte Folge dieser häuslichen Rembrandtfeier und des Rembrandtschen Händedruckes.

Das Mahl war natürlich tadellos, oder vielmehr, es war viel zu gut. So recht auf das Toteffen eingerichtet. Als die ersten Flaschen Sekt getrunken waren, sah ich, daß das Haupt des Hausherrn tief auf seine Brust gesenkt war.

Schließ er? Oder träumte er wachend? Dann richtete er den Kopf plötzlich auf und sagte:

„Und dennoch ist und bleibt mir ein Wunsch ewig unerfüllt. . . Sie sehen mich fragend an? Ja sehen Sie, wenn mir ein Wunsch an das Schicksal frei stünde, so wollte ich, daß ich zur Zeit Rembrandts gelebt hätte und von ihm gemalt worden wäre. Ich wäre dann freilich längst tot, aber . . . es wäre doch der Mühe wert, gelebt zu haben.“

„Nun, und ich?“ rief Frau Lorre sichtlich verlezt.

„Ach ja, richtig!“ entgegnete er, „na, ich denke, du müßtest doch auch froh sein, mein Bildnis von Rembrandt an der Wand hängen zu haben?“ — — —

Bei dem Mahle bekam ich dann auch den Käse jener radierten Schafe zu kosten. Er hatte in der That etwas Rembrandtsches, namentlich in jenem grünlichen Tone, der in den Bildern der zweiten Periode des Meisters durch die Färbung fließt. Mir fiel dabei das herrliche Bildnis der Saskia in der Kasseler Galerie ein, und bei dem zweiten Stück die Käseinnalerei, die man jetzt wieder aufgenommen hat. Wenn Professor Gesellschaft in Berlin dazu solchen Käse hätte! . . .



Die Reistafel.

Meine Vorsehung in Utrecht, der freundliche Rustos, der mich einst nach „Rembrandtshuis“ geführt hatte, verschaffte mir ein andermal die Einladung zu einer Reistafel. Was das war, wußte ich vorderhand nicht, ahnte aber Besonderes, als er mich vorher schwören ließ: erstens mich über nichts zu wundern, zweitens über nichts zu erröthen, drittens mir niemals die Nase zuzuhalten, viertens niemandem ins Gesicht zu lachen. Es war nämlich bei einem Onkel aus Java, was in Holland einen Onkel aus Amerika bedeutet, und solche beerbenswerte Honoratioren wollen mit Rücksicht behandelt sein. Mynheer Wulff — ich will ihn so nennen — war lange Jahre officier van der gezondheid, d. h. Regierungsarzt auf Java gewesen und an das dortige Leben und Sterben so gewöhnt, daß er es auch im Ruhestande daheim noch nach Möglichkeit fortbetrieb. Unter anderem war jede Woche zweimal Reistafel, wie man sie auf Java täglich hat, und eine solche stand mir nun bevor.

Eine „Wandelung“ (d. h. ein Spaziergang) von weniger als einer Stunde brachte uns zur Villa Wulff. Ich wollte

anfangs nicht eintreten, denn zu den offenen Fenstern heraus drangen die allgegenwärtigen Klänge der Cavalleria rusticana, von der ich nachgerade genug habe. Aber das leidige „Ta ta ta taaa“ klang hier so sonderbar, daß ich aufhorchte. „Es wird auf dem Gamelang gespielt,“ sagte mein Führer, „einem Instrument, das aus Messingkugeln besteht.“ Der Hausherr, der uns alsbald entgegenkam, gab weitere Erläuterung und rief dann plötzlich auf holländisch etwas zum Fenster hinein, wovon ich nur das Wort „Anklang“ verstand. Er sagt dem Vertreter des Signor Mascagni, daß sein Intermezzo bei mir Anklang gefunden habe: so dachte ich, als die Messingkugeln verstummten, und dafür ein verdächtiges Saitenspiel von heiserem Guitarrenklang das „Ta ta ta taaa“ aufnahm. „Jetzt spielt sie auf dem Anklang,“ sagte Weinheer Wulff befriedigt. — „Einem Bambusinstrument,“ fügte mein Kustos hinzu.

Es folgten die üblichen Bemerkungen, seinerseits über den Besuch, meinerseits über den Empfang. Der Hausherr fragte mich, in welchem „Passangrahan“ (Hotel) ich abgestiegen sei, denn noch immer entschlüpfte ihm mancher javanische Ausdruck. Dann rief er: „Leentje!“ (Helenchen), und ein halbwüchsiges Töchterlein kam aus dem Hause, um uns mit dunkelroten Chinarosen zu schmücken, deren Stöcke er noch aus Java mitgebracht hatte. Sie gediehen trefflich, aber das Allang-Allang-Gras, das dort bis zur Verzweiflung wuchert, wollte ihm hier nicht fortkommen. „Sind Sie ein Freund von Klappernot?“ unterbrach er sich. — „Was für eine Not?“ fragte ich. — „Klappernoot ist eine Kokosnuß,“

erläuterte mein Kustos. Ich beeilte mich zu bejahen, worauf uns Herr Wulff in sein Glashaus führte, um mir seine „Klapper“ (Kokospalme) zu zeigen, die noch immer ganz anständig aussehe. Ich hielt es aber im Glashause nicht lange aus, denn es herrschte darin ein merkwürdiger Geruch. „Paragraph 3“, flüsterte mir mein Kustos zu; das war der Eid, daß ich mir nicht die Nase zuhalten würde. „Ein merkwürdiger Duft, nicht wahr?“ sagte der Hausherr, als er merkte, wie ich nach Atem rang. — „Duft?“ wiederholte ich fragend. — „Woran erinnert er Sie?“ fuhr er lächelnd fort. — „An . . . an einen Seziersaal!“ pläzte ich heraus. — „Ganz richtig,“ lachte er und führte mich in eine Ecke, zu einem Gebüsch mit buntschiefigen Blättern. Das ist Lantana, eine hochinteressante Pflanze. Wenn sie stirbt, ist sie natürlich eine Leiche und hat auch einen täuschenden Leichengeruch. Es sind eben ein paar abgestorbene Exemplare darunter . . . Doch hier, riechen Sie ein wenig.“ Er hielt mir eine silberne Dose hin, und ich griff mit gierigen Fingern zu, so rasch, daß er mich nicht mehr hindern konnte, die schwarze Priese der Nase zuzuführen. „Aber Mynheer, Sie schnupfen das?“ fragte er, „riechen genügt ja.“ In der That roch es köstlich nach Nelken und Vanille. — „Was ist das für ein Schnupftabak?“ erkundigte ich mich. — „Schnupftabak?“ lachte er schon wieder, „es ist javanischer Büffelmist; wer den kennt, nimmt nie einen anderen Parfüm.“ Sonderbar, ein heftiges Niesen befiel mich, obgleich es kein Schnupftabak war, und ich hörte nicht mehr auf, bis ich mich des letzten Krümelchens entledigt hatte.

„Wie wird das enden?“ dachte ich mir und beschloß, von nun an sehr vorsichtig zu sein.

Wir begaben uns nun auf die Veranda, einen zierlichen Bau aus Bambusstäben und Zelttüchern. Dort war ein Imbiß aufgetragen, mit dem sich Fräulein Deentje ordnend beschäftigte. „Rasche nicht, Pouwtje!“ rief der Hausvater scherzend. Freund Rustos stellte mich ihr vor: „Herr Soundso . . . Fräulein Pouwtje.“ — „Deentje!?“ meinte ich fragend. Alle lachten. Deentje=Pouwtje am hellsten. Helenchen und Paulchen waren nämlich Zwillinge. „Wir können sie selbst nur unterscheiden, wenn sie den Mund aufthun,“ sagte der Vater. — „Nun, ich finde, daß sie auch ganz dieselben Stimmen haben,“ sagte ich. — „Richtig,“ entgegnete er, „aber nicht dieselben Zähne. Pouwtje kaute nämlich früher gern Betel und hatte davon schwarze Zähne; jetzt kaut sie zwar nicht mehr, aber mehrere Zähne sind noch immer ziemlich schwarz. Lach mal, Pouwtje, mein Engel!“ Sie lachte und wies das niedrigste, schwarz und weiß gemischte Gebiß. „Sieht es nicht aus, als hätte sie eine Klaviatur im Munde?“ — „Ein Miniatur-Pianino,“ fügte Freund Rustos höflich hinzu.

„Mama läßt sich entschuldigen, daß sie erst zu Tisch erscheinen kann,“ meldete Fräulein Deentje, die wieder erschien, „sie hat wieder Schmerzen gehabt.“

„Meine Frau leidet an Rheumatismus,“ sagte der Hausherr, „das kommt vom Baden, . . . zweimal täglich . . . und ohne sich abzutrocknen. Auf Java ist das gut, aber eine Stunde von Utrecht erkältet man sich dadurch.“ Er

Ichob mir den Cigarrentisch näher, darauf lag allerlei Rauchbares. Ich wollte mir eine Cigarette drehen, sah aber kein Cigarettenpapier. „Nehmen Sie lieber ein Palmblatt, oder ein Maisblatt?“ fragte er, indem er sich sehr wenig Tabak in ein sehr großes Stück trockenen Maisblattes wickelte. Und als ich unentschieden war: „Oder rauchen Sie lieber eine Manila?“ Die Cigarren lagen da, in der bekannten dütenartigen Form, an einem Ende ganz dünn, am andern ganz breit, an beiden flach abgeschnitten. Ich steckte eine in den Mund, am dünnen Ende, wie wir Europäer es thun, aber er hielt mich zurück: „Pardon, Sie rauchen ja verkehrt; auf Java steckt man das breite Ende in den Mund und zündet das dünne an; es ist ja natürlich, so braucht man wenig Feuer und bekommt viel Rauch.“ Neben jedem von uns stand ein kleines Drahtgestell, und darauf lag eine Lunte aus Kokosfasern; sie muß den ganzen Tag glimmen, sagte man mir, aber das that sie nun nicht. „Kati!“ rief Mynheer seinem Töchterlein zu. Ich horchte auf. Kati? Eben erst hatte ich Leentje und Bouwtje gehört. Sollten die Zwillinge sich etwa noch zu Drillingen entwickeln? „Kati! Kati!“ wiederholte er, und sie gehorchte schleunigst, indem sie Feuer brachte. („Kati“ heißt auf malayisch: „Bringe.“) „Kati api!“ („Api“ = Feuer.)

Um zwei Uhr gingen wir dann zu Tische. Die Hausfrau war erschienen, eine herzliche, stattliche Dame, die große Stücke auf ihren echt javanischen Tisch hielt und die Reistafel mit einem gewissen Ceremoniel umgab. Ich sah manches Fremdartige im Speisesaal. Am meisten gefielen

mir die javanischen Götzen aus dunkler Bronze; große und kleine, die aber sämtlich dem häuslichen Bedarf angepaßt waren. Der größte, ein mannshoher, majestätischer Dickwanst, stand in einer Ecke und war in einen Ofen verwandelt. Er war durch eine vorn angebrachte Thür heizbar, was ihn schwer zu kränken schien, und öffnete sich zwischen den Schulterblättern in ein Ofenrohr. Ich begriff auf einmal, wie der Moloch der alten Phönizier ausgesehen, der mit lebendigem Menschenfleisch geheizt wurde. Andere Götzen und Götzenchen waren in Theekessel, Petroleumlampen u. dgl. verwandelt. Noch mehr erstaunte ich aber, als die Bedienung erschien: zwei javanische Mägde, wie aus gelbem Lebfuchen, in der Tracht ihrer Heimat. Vom Halse bis zu den Hüften reichte die Kobeia, ein weißes, vorn geknöpftes Täschchen; von den Hüften bis zu den Knöcheln der Sarong, ein eng umgeschlagenes Stück rotes Zeug, mit einem eigentümlichen gelben Muster bedruckt, das die Fährte des Tigers nachahmte. An den Füßen hatten sie Pantoffeln; Strümpfe und andere Wäsche kannten sie nicht. Ich verleszte Paragraph 1 meines Eides und sah recht verwundert drein; die Hausfrau bemerkte es und sagte: „O, auf Java würden wir selbst in demselben Kostüm mit Ihnen dasitzen; dort kleidet man sich erst zum Diner um sechs Uhr europäisch an.“ — „Und ich,“ fügte der Hausherr hinzu, „würde in meiner weiten chinesischen Hose dabeisitzen, die einen Gulden kostet, und meinem weiten chinesischen Hemde, das anderthalb Gulden wert ist. Und wenn es so kalt wäre, wie hier, hätte ich zwei solche Hosen und zwei solche Hemden an.“

Der Tisch war reich bestellt. Die verschiedensten Dinge standen gleichzeitig da, und jeder mischte sie nach Belieben. Mir, als ungeheiligem Europäer, wurde natürlich von allen Seiten geholfen. Zuerst mußte ich der dampfenden Reischüssel eine gehörige Portion Reis entnehmen. Darauf goß die Hausfrau ein paar Löffel dicken Curry. Der Hausherr fügte zwei hartgefottene Eier hinzu, die mehrere Tage in Salzwasser gebeizt waren. Freund Rustos legte einen Löffel voll gehacktes Beefsteak und einen Streifen gedörrtes Rindfleisch dazu. Fräulein Pouwtje (oder war es Leentje?) ließ über seine Schulter weg eine halbe Hühnerbrust von schneeiger Weiße hineinfallen. Das eine Lebkuchenmädchen steckte eine Gurke, zwei saure Zwiebeln und drei Schnitten rote Rüben in die Masse. Das andere Lebkuchenmädchen bestreute diese mit Schweinefleischstückchen, die nach chinesischer Manier an hölzernen Spießchen über Feuer geröstet waren, und mit Bröckchen von getrocknetem Fisch. Nun kam Fräulein Leentje (oder war es Pouwtje?) und legte einen Löffel voll Kohlsprossen hinzu, die ich sehr liebe. „Darf ich vielleicht um noch etwas Kohlsprossen bitten?“ jagte ich, um mich für all die Fürsorge empfänglich zu erweisen. Sie aber lächelte: „Kohlsprossen? Das sind junge Bambustriebe, in Essig eingelegt.“ — „Pardon,“ unterbrach sie ihre Schwester, „vergessen wir die Stinkbohnen nicht.“ — „He?“ stieß ich unwillkürlich hervor, aber schon waren die vertrackten Bohnen im Gemüth des Übrigen verschwunden. So wurden mir achtzehn verschiedene Speisen auf den nämlichen Teller gelegt, bis endlich die Hausfrau einen Löffel voll roten Pulvers

— echtes Paprika — über das Ganze streute, daß es ordentlich zinnoberrot wurde. „Und nun will ich's Ihnen mischen,“ sagten der Hausherr und Freund Kustos gleichzeitig, aber der Hausherr war energischer und zog den Teller an sich, worauf mittelst zweier großer Löffel ein gewaltiges Rühren und Durcheinanderkneten anging, wohl drei Minuten lang. Dann schob er mit einer gewissen Anmut den Teller wieder vor mich hin und sagte: „A propos, ich mache Sie aufmerksam, daß Sie mit den Fingern essen dürfen.“ — „Ohne sich auch nur Handschuhe anzuziehen,“ fügte die Hausfrau hinzu.

Nun — es schmeckte himmlisch. Mir war, als ginge der Äquator mitten durch meinen Teller. Ich gab im Stillen den Leuten recht, welche behaupten, daß das Paradies sich nicht auf Ceylon, sondern auf Java befunden habe. Denn was sonst konnte das Nationalgericht von Adam und Eva gewesen sein? Als ich fertig war, brannte mir der Mund, und um ihn zu kühlen, bat ich um etwas Apfelmus, den ich weiterhin stehen sah. „Apfelmus?“ fragte man erstaunt, „ach, Sie meinen jenes Mangokompot!“ Mangokompot, auch gut; ich wollte mir etwas davon in ein niedliches, vergoldetes Glasnäpfchen löffeln, das neben meinem, wie neben jedem andern Teller stand. „Pardon,“ wehrte mir die Hausfrau, „dieser Napf ist nicht für Kompot, sondern um hineinzuspucken.“ — „He?“ entfuhr es mir wieder, „hineinzü...?“ — „Spucken,“ wiederholte sie und spuckte in den ihrigen. — „Der Mensch muß doch spucken,“ bekräftigte der Hausherr mit dem Ernst eines Professors der Physiologie; „auf Java darf dieses Spucknäpfchen bei

keinem Gedeck fehlen, die Stubenböden würden sonst bald gut aussehen.“ Ich sah, wie die Mitwelt in Spannung erwartete, daß ich mich dem javanischen Gebrauche füge, ich fügte mich also. Befriedigt wandte sich nun die Hausfrau ihrem Reis zu; sie lebte einfacher als die übrigen und aß nur kalten Reis, zu dem sie heißes Wasser trank. Man hält dies für sehr gesund, da auf diese Art der Reis noch im Magen einen zweiten Kochprozeß durchmache, folglich leichter verdaulich sei.

Übrigens stand mir noch manche unliebsame Überraschung bevor, denn auch der Nachtmahl enthielt allerlei Fußangeln für mich. Als ich eine Birne zu essen wähnte, erfuhr ich zu meiner Bestürzung, daß es ein „Blimbing“ sei. Und als ich eine Aprikosenschnitte lobte, sagte man mir, das sei eine Papayafrucht. Schließlich wagte ich das Brot nicht mehr Brot zu nennen, aus Furcht, es möchte sich in ein Kriz-kray oder Mururu oder sonst etwas drollig klingendes verwandeln. Noch einen besonders schönen Apfel gedachte ich zu kosten; er hieß „Durio“. Da ward mir aber sofort klar, wozu die kleinen Spucknäpfschen neben den Tellern dienlich seien, denn gleich der erste Bissen wanderte augenblicklich da hinein. Das süße Zeug hatte nämlich einen durchdringenden Geruch von faulen Eiern. Die Javaner sind dafür ungeheuer eingenommen.

Den Kaffee trank ich dann, wie die übrigen, aus zwei Tassen. Aus der einen wurde immer genau ein Schluck in die andere gegossen und aus dieser getrunken, damit in der andern der Saß sich ordentlich setzen könne. Ich fand

diese Methode ausnehmend zweckmäßig. Den Gesprächsstoff bildete dabei die Herzensgeschichte des eines Lebkuhenmädchens. Sie hatte sich nämlich mit dem Gärtnergehilfen, einem mitgebrachten „Diplap“ (Mischling) verlobt und ihn geheiratet, und zwar sozusagen in beider Abwesenheit, durch Prokuration. Braut und Bräutigam schicken nämlich, er seinen Kris (javanisches Messer, das jeder trägt), sie ihren Sarong in den Tempel, wo diese leibeigenen Gegenstände in Anwesenheit von Zeugen getraut werden, so rechtsgültig, als wären ihre Besitzer persönlich zugegen. In diesem Falle waren Kris und Sarong von Holland nach Java gereist, um sich dort in Stellvertretung trauen zu lassen. Leider war die Ehe keine glückliche, und soeben war ein Silbergulden nach Batavia unterwegs, um dort wieder die Scheidung zu bewirken, denn dieser befreiende Akt kostet nach der Lage nicht mehr als einen Gulden. Wäre ich ein Romanschreiber, ich würde auf diese Dinge hin einen javanischen Roman schreiben.

Unter allen diesen Neuigkeiten vergingen die Stunden gar gemächlich, und wir mußten schließlich auf den Rückweg nach dem „Kraton“ (Stadt) denken. Ich versicherte die lieben Leute, daß ich in keinem „Warong“ (javanischen Speisehaus) besser gespeist haben würde; den Ausdruck hatte ich bei Tisch aufgeschnappt. Dagegen hörte ich, wie der Hausherr meinem Kustos mit halber Stimme sagte: „Nun, Ihr fremder Freund ist ja ein ganz gemütlicher Drang“. Verdutzt wandte ich mich zu ihm, aber mein Kustos beeilte sich, mir zu erklären: „Drang heißt auf javanisch: Mensch.“ Und so endete die Reistafel zu allseitiger Zufriedenheit.

Z a a n d a m.

Zaandam, am Zaanfluß, im Zaanland . . .

Also keineswegs Saardam, wie mein Herr Professor der Geographie, nebst hohen Orts approbiertem Lehrbuch, es anno dazumal durchaus wollten und mir richtig eintrichterten. Nicht einmal träumen möchte ich gern von den Folgen, die es auf mein nichtsnußiges Haupt würde herabbeschworen haben, wenn ich es gewagt hätte, damals schon in Zaandam gewesen zu sein und den richtigen Namen des Ortes zu kennen.

Vom „Dam“ zu Amsterdam nach Zaandam ist es gar nicht weit. Ein Stündchen Dampfboot auf dem Salzwasserflusse D, jenem großen D, das ins große Z, nämlich in die Zuiderzee, mündet, nachdem es das kleine Z, nämlich die Zaan aufgenommen. Man weiß ja, Holland ist klein, und seine Landkarte noch kleiner, lange Flußnamen, wie Rappahannock oder Yangtsekiang, könnte der Kartenmaler gar nicht hineinschreiben, die Taufpaten Hollands haben also wohlweislich für kürzere gesorgt und nur bedauert, daß der Fluß Na nicht mehr zu haben war.

Das Wetter war schön. Eine Sonne stand am Himmel, daß man davon nießte; Zeichen eines verschmuckten Klimas. Und ein Wind wehte über Land und Meer heran, daß er einem beinahe den Rock aufknöpfte. Das Wasser des *Y* erschien genau wie Alizarintinte; wenn man die Feder eintauchte, konnte man gewiß geläufig holländisch schreiben, ohne es gelernt zu haben. Die schwarzgrünen Wellen tanzten so lustig, daß der furchtsamen Landratte ganz traurig zu Mute wurde, wenn sie die Kleinheit des Dampfers mit der Größe des *Y* verglich. Indes beruhigte sich das ängstliche Gemüt bald, denn das Schiff fuhr so stetig durch jene Tinte dahin, daß an einen Sturm im Glase Wasser (bald hätte ich gesagt: im weichen Ei) nicht zu denken war.

Die Fahrt dauerte drei Viertelstunden. Die Ufer des breiten Stromes boten nichts Merkwürdiges, so daß ich mich wunderte, was jene ältliche Dame, welche der Seekrankheit wegen den mathematischen Mittelpunkt des Berdecks eingenommen hatte, so emsig in ihr grünleinenes Notizbuch einschrieb. Diese Dame war von beträchtlichem Umfang, was ja vielen Herren sehr gefällt, und trug einen langen, staubgrauen Regenmantel, der aber auch als regenrauer Staubmantel dienen konnte. Sie war nicht gerade schön, doch gewann ihr Antlitz, wenn sie das silberne Lorgnon vor die Augen hielt, etwas entschieden Langweiliges. Durch das scharfe Glas betrachtete sie übrigens nicht ihre Reisegenossen, sondern die Landschaft und schrieb dann von Zeit zu Zeit eine Zeile in das grüne Büchlein, welches sie alsdann . . . Soll ich es denn verraten, wo sie es hinsteckte? Niemals

zuvor hatte ich ein Notizbuch auf diese Art verwahren sehen. Ich selbst trage gewöhnlich eines bei mir, aber wenn ich etwas aufgezeichnet habe, setze ich mich niemals darauf. . . Ach, nun habe ich es doch ausgeplaudert! Sie setzte sich wahrhaftig darauf, so oft sie wieder ein Wort eingeschrieben hatte, als wollte sie jedes Blümlein der Weisheit im gepressten Zustande mitnehmen. Brauche ich es zu sagen, daß ich sehr neugierig war, etwas von ihren Aufzeichnungen zu lesen? Aber das Zentnergewicht des lebendigen Briefbeschwerers, unter dem sie ihre Geheimnisse verbarg, ließ mich daran verzweifeln, diesen Wunsch so bald erfüllt zu sehen.

Zaandam scheint nicht auf jeden Ankömmling den nämlichen Eindruck zu machen. Edmondo de Amicis wenigstens findet in seinem Buche „Nanda,“ Zaandam gleiche von fern einer Festung, mit vielen hohen Thürmen, auf denen die belagerten Einwohner mit verzweifeltsten Armbewegungen um das Erbarmen des blutgierigen Belagerers flehen. Er meint damit die zahlreichen Windmühlen, welche ihre langen Arme in der That fortwährend über dem Kopfe zusammenschlagen scheinen. Aber selbst der geistreichste Italiener kann eine holländische Stadt nicht ganz richtig ansehen, und zwar weil „Gzar und Zimmermann“ nicht von Verdi, sondern von Vorhng ist. Wie ein Prospekt aus Vorhngs Oper sieht sich vielmehr ganz unstreitig die Stadt an der Zaan an, wenn man ihr vom Wasser her naht. Ein geschickter Hoftheatermaler hat sie kalexographisch auf Leinwand geworfen, mit ihrem kleinen, weiß umbauten Hafen, den ein Schwarm hellgrüner Häuschen mit zinnoberroten Dächern umgiebt und

die vielen Windmühlen überragen; diese aber flehen schwerlich um Gnade, sondern erinnern an den Chor, der im dritten Akte zu Ehren des scheidenden Zars unter dem entsprechenden Armgefuchtel die von dem Herrn Bürgermeister Van Bett gedichtete Kantate studiert. Man steigt dann aus und will über das eiserne Brücklein gehen, das über den Zaanfluß gelegt ist, da stellt es sich plötzlich senkrecht auf, um das Dampferchen stromauf passieren zu lassen. (III. Akt, letzte Scene.) Langsam und vorsichtig zwingt sich das Schiff durch den engen Durchlaß, und das Publikum guckt neugierig auf sein Deck hinab, . . . gleich wird es rufen: „Es lebe der Zar!“ und ein dicker, krebserroter Herr auf dem Verdeck, der nach Alkmaar fährt, um Schafwolle einzukaufen, wird unwillkürlich in die (etwas variierte) Arie ausbrechen:

„So scheid' ich denn von euch im Hochgeföhle,
Daß eurer Liebe meine Firma wert,
Mich ruft Geschäftspflicht nun zu höherem Ziele,
Nach Alkmaar muß ich, wo man Schafe schert.“

Endlich ist „Peter Michaeloff“ vorbeigesegelt, das Brücklein senkt sich wieder, und man kann den Zaanübergang ungehindert bewerkstelligen. Einige Führer benutzen diesen günstigen Augenblick, um sich als Wegweiser zur Hütte Peters des Großen anzubieten. Sie steht in einem versteckten Winkel, zwischen anderen Hütten und Häuschen, nur zweihundert Schritt weit. Aber diese zweihundert Schritt führen aus unserer wirklichen, lebensgroßen Welt in eine sonderbare Miniaturwelt hinein, in eine lebendig gewordene Spielzeug-

schachtel, welche hart an das Ländchen Liliput grenzt. Alle Gegenstände treten hier in Verkleinerungsformen auf. Man schreitet durch Gäßchen, die mit winzigen, auf die Schneide gestellten Ziegelsteinchen belegt sind, so daß sie mit „Kattarrhzeltchen“ gepflastert zu sein scheinen. Nebenher ein Kanälchen, das ein Wässerchen enthält; darüber hin ein Brückchen aus zarten Brettchen. Zu beiden Seiten Häuschen mit Gärtchen, deren Gitterchen aus dünnen Stäbchen zusammengereicht sind. ‘Blanke Fensterchen voll bunter Töpfchen mit Blümchen gucken von allen Seiten neugierig zu, darüber weg wohl auch das Köpfchen eines Mädchens. Alles endigt hier auf „chen“, sogar die Tierchen sind entweder Männchen oder Weibchen. Nicht auf „chen“ endigt nur das Zipperlein, das die Deutchen in diesem windelweich durchfeuchteten Ländchen ohne jeden Zweifel kriegen müssen. All das zusammen erinnert ganz auffallend an jene pußigen japanischen Dörfchen, welche man auf den letzten großen Weltausstellungen in lebensgetreuer Nachahmung gesehen hat, mit ihren winzig kleinen Häusern und Hausgärten, in denen nur fußbreite Pfade Raum hatten, und einzelne seltsame Pflänzchen und Bäumchen, und eine Laube wie für Puppen auf einem Hügel, wie ihn der Maulwurf aufwirft, und was sonst noch an zopfigem Kleinzeug drin und drum und dran gewesen. Unwillkürlich denkt man daran, wie die Holländer die ersten gewesen, die durch ein Schlüsselloch in jenes hermetisch verschlossene Japan hineinschlüpfen und daraus unter anderem jenes Porzellan mitbrachten, auf dem sie ganz solche Häuschen, Gärtchen, Brückchen und Menschenchen abgebildet sahen.

Entweder haben sie sich daran ein Beispiel genommen oder sich selbst darin wieder gefunden.

Ich sollte nun wohl die wurmfstichige, altersbraune, windschiefe Hütte schildern, in welcher „Pieter Baas“ (Meister Peter) vor zweihundert Jahren gehaust. Man hat sie unter einen Glassturz gestellt, d. h. die Königin Anna Pawlowna von Holland hat sie mit einem wetterfesten Hause überbauen lassen, damit der seltsame Kaiserpalast von Zaandam, diese russische Kaaba, nicht über Nacht einmal von dannen geweht werde. Welche Märchen-Idylle aus einer schon arkadisch gestimmten Zeit! Peter al Raschid, Harun Michaeloff, das Zimmermannsbeil schwingend und dazu in kräftigem Bariton singend: „O selig, ein Kind noch zu sein!“ . . . wenigstens kann man ihm seit Vorking schwer eine andere Melodie auf die Zunge legen.

Wenn man über die ehrwürdige Schwelle tritt, bückt man sich in der Regel nicht tief genug, und der Thürsturz schlägt einem daher den Hut vom Kopfe; hat man ihn aus Ehrfurcht bereits abgenommen, so empfängt man den Schlag auf die Stirne. Innen glaubt man sich in einer Schiffskajüte zu befinden, bei schwerer See, so schief stehen Wände und Fußboden. Und alles mit Inschriften und Namen bedeckt; selbst die Fensterscheiben über und über bekrizelt von diamantengeschmückten Händen. Ein strammer Junge führt in den zwei Kämmerchen umher. Dies hier ist der Kamin, innen mit blauweiß gemusterten Kacheln ausgelegt. Dort in der Ecke ist der Brotschrank. Das sind die dreieckigen Lehnstühle. Das ist der lange Tisch mit den bauchig ge-

drehselten Beinen. Und der große Schrank in der Wand mit den zwei Thüren ist wohl für Kleider? Nein, das ist Peters Bett. Man schlief damals in solchen Wandchränken, auf die Gefahr hin, daß der p. t. Nebenbuhler, Herr Peter Iwanoff, zu nachtschlafender Zeit hereinschleichen und einen ins Bett einriegeln werde, um unterdes mit Mejusvrouw (Fräulein) Maria van Bett ein ungestörtes Duett singen zu können.

Ich habe keineswegs all die Inschriften gelesen, nicht einmal die russischen, die ich gar nicht lesen kann. Und doch hielt man mich für einen Russen, wegen der Andacht, mit der ich die Hütte betrat, und wollte mir ein russisches Buch über den großen Peter verkaufen. Auch an Photographieen fehlt es nicht, sie werden so freundlich angeboten, wie ein Imbiß in gastfreiem Hause, den man höflicherweise gar nicht ablehnen kann.

In sichtlich gehobener Stimmung verließen wir diese weltliche Sankt Peterskapelle, welche in weit entfernter Kinderzeit uns bedeutend erhabener erschienen war, als der Petersdom am Tiber; nur Onkel Toms Hütte, die uns vielbelesenem jungem Volk auch sehr ans Herz gewachsen war, machte ihr damals den Vorrang in unseren romantischen Sympathieen streitig. Wir begaben uns hierauf in die Hauptstraße von Zaandam. Ein schnurgerader, ländlicher Boulevard, auf beiden Seiten mit immergrünen Gärtchen voll immerbunter Blumen besetzt, in deren Mitte ein mehr oder weniger elegantes Vogelhaus für Menschen emporragt, glitzernd von blanken Spiegelscheiben, goldgleißenden Be-

schlägen und Thürklinen, farbigen Dachziegeln u. s. f. Das sind die Wohnungen der Reichen. Dazwischen gruppieren sich auch Häuser mit Läden im Erdgeschoß, denn von der Reinlichkeit allein kann man nicht leben. Mancher muß nebenbei noch Wurst verkaufen oder Seidenband oder auch Stiefel, welches notwendige Übel freilich bei schlechtem Wetter höchst fatale Spuren auf einem blankgebohten Stubenboden hinterlassen kann. Sogar bei schönem Wetter, und zwar wie ich bemerkte, gerade wegen der Reinlichkeit. Es war nämlich beinahe Mittag, und noch immer wurde in der ganzen Gasse aus Leibeskräften gescheuert. Vor einigen Häusern führte ein ernst dreinblickender Mann einen desto komischeren Solotanz auf, indem er mit einem langstieligen Besen und ganzen Fluten von Seifenwasser die zierlich gelegten Minker des Trottoirs bearbeitete. In allen Läden schien das Wasserleitungsrohr geborsten zu sein, so lustig lief das Wasser über die Marmortische und Steinsiesen. In vielen Schaufenstern war das beste Schaustück ein dralles Mägdlein, mit dem bekannten Milch- und Blutgesicht, das weiße Häubchen auf dem gelben Haare und die weiße, frischgefältelte Schürze hinten mit einer steifen Masche zusammengebunden; und alle diese schmucken Soubretten scheuerten mit großen Schwämmen und trockenen Tüchern die Glasscheiben, daß es ausah, als stelle man auch die Reinlichkeit gleich einer Ware ins Schaufenster. Der Jüngling kann selbstverständlich nicht umhin, eigens stehen zu bleiben, um den Inhalt eines solchen Auslagekastens so genau als möglich zu betrachten, und das bleibt nicht ohne Folgen, denn . . .

Lieblieh röten sich die Wangen
 Eines meisje hold und schön,
 Ihre Brust schwellt süßes Wangen,
 Sieht ihr Aug' den jongeling stehn.

Das Resultat all der Reinlichkeit ist aber, daß man auf der Straße zwischen lauter Lachen und Bächen von Seifenwasser hin und her hüpfen muß. Freilich lassen die Kinder auf diesen Gewässern Papierschiffchen schwimmen, was vermutlich in einem grauen Altertum die Holländer zur Erfindung des Schiffbaues geführt hat, so wie das Scheuern mit Sand sie auf die Diamantschleiferei gebracht haben wird; ich stelle diese Vermutungen einem holländischen Kulturhistoriker anheim, der etwa eine „Geschichte der Reinlichkeit“ sollte schreiben wollen, denn ein solches Buch fehlt bis jetzt.

Die Hauptstraße Zaandams soll sich eine Stunde weit so hinziehen, und vierhundert Windmühlen sollen über die Dächer in sie hereingucken. Leider bin ich um zehn Jahre zu spät in diese Stadt gekommen; vor zehn Jahren hätte ich mir vermutlich noch alle diese Häuser und Mühlen innen und außen gut angesehen, seitdem bin ich lange nicht mehr so neugierig, und wenn mich eine Windmühle ersuchte, ihr als Sekundant im Zweikampf mit einem Don Quixote beizustehen, würde ich dieses Ehrenamt vielleicht gar nicht annehmen. Vielmehr warf ich einen letzten Blick auf die Reihen hellgrün lackierter Holzhäuschen, auf welche nicht eine Fliege ihr Pünktchen zu setzen wagt, und schritt wieder dem Hafen zu. Warum sie alle grün lackiert sind? Die Natur hat vielen Tieren die Farbe ihrer Umgebung verliehen, um sie

unauffällig zu machen und dadurch gegen ihre Feinde zu schützen; vielleicht beruht es also auf dem selben Naturgesetz, daß ein grünes Wiesenland sich von selbst mit grünen Häusern besetzt. Oder sollte Peter der Große in Baandam diesen Anstrich eingeführt haben? Wenigstens fiel mir dabei ein, was mir Wereschtschagin über die russischen Kirchen auf dem Lande erzählte. Daß eine Kirche die malerische Farbe des Alters annimmt, kommt in Rußland gar nicht vor, man sieht sie im Gegenteil von oben bis unten himmelblau angestrichen oder ziegelrot oder pomeranzengelb, und alle paar Jahre spielen sie eine andere unmögliche Farbe. Das kommt aber von den Gewissensbissen des nächstwohnenden Farbwarenhändlers her. So oft einen solchen Ehrenmann das Gewissen beißt, geht er nicht in sich, sondern in sein Magazin und sieht nach, welche seiner Farbwaren verdorben oder am Verderben sind. Diese schenkt er dann dem nächsten Popen, der nichts Eiligeres zu thun hat, als sein Gotteshaus damit neu zu tünchen. Der liebe Gott nimmt diese Verschönerung selbstverständlich als ein frommes Opfer hin und verzeiht dem armen Sünder, der dabei zugleich seine nicht mehr verkäuflichen Farben losgeworden ist.

Im Kaffeehaus am Hafen, wo ich auf die Rückfahrt des Schiffes warten wollte, waren Stühle, Bänke, Divans und Tische noch wie Scheiterhaufen übereinander getürmt, weil das große Morgensegen noch nicht zu Ende war. Mitten in dem Wust saß ein kräftiges Mägdlein von etwa einem Duzend Lenzen an einem weit älteren Klavier und hämmerte mit Faustschlägen ein Stück „Bettelstudent“ heraus.

Sie spielte nicht ganz ohne Falſch, ſo daß ich auch den Text anders zu hören glaubte; bei ſolcher Begleitung muß er wohl lauten: „Ich hab' ſie ja nur auf die Schulter gek. . . . lopft“. Ein paar erwachſene zusteren, unter denen nicht etwa Schuſter, ſondern Schweſtern zu verſtehen ſind, lachten mittlerweile im Hinterſtübchen ſo luſtig durcheinander, als wären ſie gar keine Holländerinnen. Man brachte mir ein Glas braunes Bier und ein dickes Buch. Ich ahnte ein Fremdenbuch, aber nein, es war ein holländiſch-deuſch-franzöſiſch-englisches Wörterbuch, das mir etwaige Schwierigkeiten in der Selbſtverdolmetſchung erleichtern ſollte.

Als ich das Schiff beſtieg, traute ich meinen Augen nicht. Im mathematiſchen Mittelpunkt des Berdecks lag auf einer Bank ein grünleinenes Notizbuch, . . . daſſelbe, das ich vor einigen Stunden unter jenem Briefbeſchwerer geſehen, der nun weit und breit nicht zu erblicken war. Nun ſehen Sie, Madame, man ſteckt kein Notizbuch an einen ſolchen Ort, denn wie leicht ſteigt man ſpäter aus und läßt es in der Eile liegen. Ach, in welchem fernen Winkel Nord-Hollands ſeufzen Sie jetzt aus tieffter Bruſt um das verlorenere Reſervoir Ihrer zartesten Reifeempfindungen! Unwillkürlich griff ich nach dem Buche und ſchlug es auf. Eine Franzöſin, und zwar augenſcheinlich eine Schriftſtellerin, welche ſich Notizen für Reifebriefe machte. Durfte ich als Kollege, ſo zu ſagen als Konkurrent, ihr Material durchſpähen? War das nicht der ſchnödeſte Vorwitz, deſſen ſich ein wohl-erzogener Menſch niemals ſchuldig machen ſollte? Doch das frage ich mich erſt jetzt, damals that ich es nicht, ſondern

las flottweg ein paar Seiten, wovon mir noch folgende Sätze im Gedächtnis sind:

„Schiff viel zu klein. Wie wird es gehn? Billet 30 Cents, erst im Fahren gelöst. Kapitän nicht vorhanden. Wasser dunkelgrün, sieht kalt aus. Wind. Gegend langweilig, Männer dumm, Frauen erinnern an die Kühe des Landes. Es ist recht kühl. Ich denke an mein großes graues Tuch, das ich hätte mitnehmen sollen. Y ist der komischste Name für einen Fluß, noch dazu können ihn die Leute nicht einmal richtig aussprechen. Ich fragte den Steuer- mann vorhin, ob dieses Gewässer das „i grec“ sei, worauf er antwortete: „Nein, das Ai.“ Schiff wird ziemlich voll. Keine anständige Toilette. Schuhe unglaublich. Wind wird unangenehm. Bringt mir just den Cigarrendampf eines Engländers in die Nase. Unangenehmer Mensch. Gleich grauem Kater in seinem grauen Anzug . . .“ Ich stutze einen Augenblick und lese dann weiter: „Schaum spritzt über Bord. Engländer dampft mit Schlot um die Wette. Nichts- sagendes Gesicht, blond, fad. Handschuhe auch grau . . .“ Ich stutze wieder. Beim fliegenden Holländer, sie meint am Ende mich selbst! . . . „Soll ich in die Kajüte hinabgehen? Gegend ist doch gleich Null. Engländer dampft immer stärker und gähnt dazu. Gamaschen sind auch grau, ein Individuum, das mich zur Verzweiflung bringen könnte . . .“ Also meine schönen, grauen Gamaschen sind ihr auch nicht recht? Und dabei ist sie selbst ja ganz aschgrau ver mummt und hat sogar schon graues Haar . . .“

„Par . . . don, Monsieur!“ schnarrte plötzlich eine

essigsaure Stimme über mir, und etwas grau Behandschuhtes riß mir mit einem Griff das Büchlein aus der Hand. Ich schnellte von der Bank empor, vor mir stand meine geniale Kollegin und vernichtete mich mehrere Sekunden lang mit Blicken, welche im friedlichen Holland gewiß schon das Vergehen der Ruhestörung begründen. Ich benahm mich, wie sich Vernichtete in der Regel zu benehmen pflegen, die Erzürnte aber warf das Taschenbuch wieder auf seine vorige Stelle und legte triumphierend den schon bekannten Briefbeschwerer darauf . . .



Die Insel der Circe.

Eingehegt die Insel in endlos wogender Meerflut.

Homer.

„Kennen Sie Herrn Theophil Cailleux?“ fragte ich den Kapitän, der auf mich zuschritt, um mir meinen Fahrschein zu geben.

„Nein!“ entgegnete er, zu meiner großen Enttäuschung, und fuhr dann fort: „Wo wünschen Sie hinzufahren?“

„Nach Aeaea“, sagte ich in Gedanken.

Erstaunt sah er mich an, vermutlich war ihm eine so konsonantenlose Ortschaft niemals vorgekommen.

„Ach, ja so,“ berichtete ich mich, „nach Bijpe, bitte ich.“

Sonderbar, muß er sich gedacht haben, sprechen diese vreemdelingen das Niederländische aus, und gab mir mein blaues Papierschnitzel, das mich berechtigte, auf dem kleinen Dampfer „Telegraaf II“ nach Bijpe auf der Insel Duiveland, Provinz Zeeland, zu fahren.

Es war ein wässerig kalter Morgen auf der donau-breiten Schelde. Der Himmel sah aus, als ob ihn ein niederländischer Aquarellmaler soeben anlegte; nicht anders liefen das Blau und Grau im Massen immer durcheinander. Unser Dampfer dampfte, so schwarz er es aus seinen Lungen herausbrachte, und die Möwen wichen den rußigen Wirbeln behutsam aus, da sie sich ihre frischgewaschenen Hemdkrausen nicht schon um acht Uhr früh beschmutzen wollten. Rechts neben uns lag der Dampfer, der zu den Lotophagen . . . ach nein, der nach Vlissingen bestimmt war, und links ein gewaltiger red star, ein überseeischer. Wie zahllose Notenlinien lagen die wagerechten Raaen der aufgereihten Schiffe in der Luft, lotrecht durchkreuzt von den Masten, wie von unzähligen Noten eines seemännischen Musikstückes; ein Wagnerianer hätte da die ganze Partitur des „Fliegenden Holländers“ herausgelesen.

Wir stießen einen heulenden Pfiff aus, pusteten noch etwas schwärzer in die Luft hinein, wickelten unsere Verbindungen mit dem Quai Van Dyck ab und setzten uns in Bewegung scheldeabwärts. Der weite Halbkreis Antwerpens blieb hinter uns, ein eisengraues Schattenbild, starrend von Kirchtürmen und Schiffsmasten, die sich so durcheinander mengten, daß man Schiffe mit Türmen und Kirchen mit Mastbäumen gekrönt sah. Am Ufer erschien ein friedliches Festungswerk; es hieß aber nicht „Fort Kalypto“, sondern ganz anders.

Ich verlebte eine graue Stunde. Selbst die Regen-

tropfen waren grau. Ich zog mich auf das einzige wärmere Plätzchen des Verdecks zurück, hinter das Kesselhaus, wo ich bereits zwei Wesen von gleichen Gefinnungen fand. Das eine war der kleine Schiffshund, der seine schwarzgetünchte, aber ungeheizte Hütte auf dem Vorderdeck verlassen und sich hierher zurückgezogen hatte, um eine schöne Käserinde zu verzehren. Der andere war ein Holzhändler, ruhig und freundlich, wie alle Holländer, die ich kenne. Er half mir die vielen Inschriften entziffern, welche frühere Reisende in die dicke, schwarze Teerschicht des Kesselhauses eingegraben hatten, während sie sich gleich uns zu erwärmen getrachtet. Sogar der Ewige Jude muß schon auf „Telegraaf II“ gefahren sein, denn wir fanden da auch den Namen „Ahasverus“ eingekratzt.

„Kennen Sie Herrn Theophil Cailleux?“ fragte ich ihn, als wir ein Weniges wärmer geworden waren.

„Cailleux . . . Cailleux,“ wiederholte er, „Sie meinen wohl Caillou? Jacques Caillou, den Kohlenagenten, Rue Digue de Terre?“

Das belgische Douaneboot, das bei Villo herangepatscht kam, unterbrach uns. Gleichzeitig brach eine weiße Sonne, System Tablochstoff, wie mir schien, durch das Gewölk und verfilberte die obere Hälfte des belgischen Böllners, der dadurch in so freundliche Stimmung geriet, daß er uns gar nicht weiter behelligte. Ein Dissharmonikspieler auf dem Vorderdeck begleitete den Davonrudernenden mit den Klängen der „Wacht am Rhein“, die aber hier als die des holländischen Volksliedes gelten: „Wien Neerlands

bloet in d' aadren vloeit“ (wem Nederlands Blut in den Adern fließt).

Die Ufer des Flusses wichen nun gar weit auseinander, hie und da bis zur Unsichtbarkeit, was sie bedeutend verschönerte. Zwischen roten und schwarzen Tonnen, die im Wasser liegen, und unscheinbaren Leuchttürmchen tappt „Telegraaf II“ durch das salzig-süße Wasser dahin; das Meer spielt nämlich da schon gewaltig herein und färbt die graue Flut grün. Die Wassergasse ist belebt, allerlei Schwimmendes treibt vorbei, d. h. wenn es nicht zufällig festliegt, wie der große Dampfer „John Adamson“, der zwei Nächte vorher mit einem andern Fahrzeug zusammengestoßen war und nun leck vor Anker lag und mitten im Flusse ausgeladen wurde. „John Adamson“ scheint sich seine gebrochene Rippe sehr zu Herzen zu nehmen, denn selbst das Rauchen ist ihm verleidet, und finster blickt er einem Schlepper nach, der unter gewaltigem Schnaufen ein schwer mit Baumwolle für den Rhein beladenes Segelschiff stromaufwärts schleppt. Bauchige Barken treiben vorbei, unter weißen oder schwarzen Segeln; die schwarzen sind eigentlich nur dunkelbraun, mit Gerberlohe gefärbt. Auch „Telegraaf IV“ arbeitet an uns vorüber und pfeift uns einen „Guten Morgen“ in die blechernen Ohren. Dann wieder geraten wir auf einen Augenblick in den dicksten amerikanischen Speck, der auf Station Balsorde eben aufgeladen wird; geschwind lassen wir uns ein Gläschen Genever dazu geben.

Mein holländischer Holzhändler unterhält mich in liebens-

würdigster Weise. Ja, früher, als noch keine spoorweg (Eisenbahn) nach Rotterdam ging, und alles mit diesen stoomboot (Dampfboot) dahin reiste, sei das ein lustiges Reisen gewesen. Das Boot stets voll, alles mit Kind und Regel. Und da sei gegessen worden, wie im hemelrijk (Himmelreich). Jede Familie habe einen eigenen Eßtisch bekommen, und da habe man einen ganzen zalm (Lachs) daraufgestellt. Ein meterlanger zalm per Familie, das sei so gebruikelijk (gebräuchlich) gewesen, und in zehn Minuten sei so ein Fisch in den Schoß der Familie aufgenommen worden, länger habe es nicht gedauert. Und da seien oft auch Franzosen mit auf Deck gewesen, die mit Essen und Trinken den Holländern und Deutschen nicht nachkonnten, und die hätten wegen solcher Talentlosigkeit stets als Zielscheibe alles mitfahrenden Wizes gedient. Jetzt fahre alles auf der Eisenbahn, und das stoomboot sei lange nicht mehr so gemoedelijk (gemütlich) . . .

Wir sind längs der Südküste der Insel Zuid-Beveland westwärts gedampft; beim amerikanischen Speck biegen wir plötzlich nordwärts ab, in einen Kanal, der diese Insel in nördlicher Richtung durchschneidet. Ein recht schöner Kanal, die Dämme rechts und links ganz schwarz von Muscheln und die Dammkronen hie und da ganz rosenfarben gesprenkelt, da die Frauen von Zuid-Beveland sömmerz und winterz mit bloßen Armen einhergehen, und zwar meist mit jenen stattlichen, runden, die nur in blonden Ländern vorkommen. Nach dreiviertel Stunden sind wir aus dieser Allee von Frauenarmen wieder heraus

und stechen in ein unabsehbares Wasser. Blau und grün und gelb liegt es da — gelb von Sandbänken — und hat nur hie und da am Horizont eine Art Einfassung, ist aber noch immer nur Fluß, nämlich die Dofter-Schelde. Nach Norden, wo es gegen Bergen-op-Zoom geht, gleicht es einem kleinen Weltmeer; gegen Westen, wohin unser Lauf sich richtet, ist es am düstersten, dort erscheint das Wasser schwarz und der Himmel weiß, und es herrscht ewiges Gebrodel von Nebel und Wellen, daher die Schiffer jenem Winkel den kräftigen Namen „Rum-pot“ (Rumtopf) gegeben haben.

Und in diesem Winkel, weit vor uns, steht etwas Unförmliches, Schwarzdunkles, fast so breit als hoch. Niemals habe ich einen solchen Umriß gesehen. Wenn es vier-eckige Elephanten ohne Rüssel gäbe, könnte das einer sein. Es ist aber der Turm von Bierikzee, auf der Insel Schouwen, mein heutiges Endziel.

Wir wenden der Deichlinie Nord-Bevelands den Rücken und steuern der Deichlinie Schouwens zu, an deren Ende links das unendliche Grau beginnt, welches die freie Nordsee bedeutet. Der Elefant von Bierikzee wird immer deutlicher; er ist offenbar im besten Zuge, eine Niederlassung von Menschen in Trümmer zu trampeln, denn ein ganzer Haufen roter Dächer liegt schon unter seinen Füßen. Dabei wird er auch noch immer dicker und dicker, als fräße er alles auf, was er zerstampft hat. Ängstlich weicht ihm das Boot aus und fällt gegen Nordnordost ab. Wir können rechts einen Blick auf die Insel Tholen werfen und

auf den Landsitz des seligen Generals der Kavallerie del Campo, genannt Camp. Ein einfaches Haus mit grünen Läden, davor ein Rasenstrich zum Wasser herab, rings etwas Park oder Wald. Man begreift, daß der General selig ist, nicht mehr auf dieser melancholischen Scholle sitzen zu müssen. Und nun taucht jenseits eines schmaleren Wasserarmes etwas Dorfartiges auf. Ein paar blasse Ziegeldächer, ein paar blasse Bäume, ein paar blasse Segel davor: das ist Zijpe.

Im kleinen Wirtshaus am kleinen Hafen war die kleine runde Wirtin sehr erstaunt, daß ich kein gebranntes Wasser zu mir nehmen wollte, nach so vielem ungebranntem. Dagegen fragte ich sie, ob sie vielleicht Herrn Theophil Cailleux kenne, was sie ganz entschieden verneinte. Ich verlangte einen Wagen nach Bierikzee, und bald hielt ein merkwürdiges Gefährte vor der Thüre, wie ich es das letzte Mal auf Teniers'schen Genrebildern aus dem siebzehnten Jahrhundert gesehen hatte. Es war ein unglaublich enges, kaum gepolstertes Kaleschchen auf ungewöhnlich hohen Rädern, mit einem fahlen Pferdchen an der Deichsel. Das steife Dach war nicht zurückzuschlagen, und ich weiß es noch heute nicht, wie es mir gelungen ist, freilich unter thätiger Beihilfe eines großen Teiles der Bevölkerung von Zijpe, mich in diese hölzerne Schachtel hineinzuzwängen. Auf einer landesüblichen Oinkerstraße holperten wir denn alsbald dahin, aber schon nach zehn Minuten hielt der „Knabe Wagenlenker“ vor einem hölzernen Hause, über dessen Thür ich die Worte las: „Onderscheidene Dranken“, was augen-

scheinlich „verschiedene Getränke“ bedeutete. Eine zweite Inschrift an der Wand drückte die Meinung aus:

„In de Werelt leeft Niemandt
Sonder Hater en Vijandt.
Is Godt voor ons,
Wie can tegen ons?“

(In der Welt lebt niemand ohne Hasser und Feind; ist Gott für uns, wer kann gegen uns?) Mein Junge auf dem Bock hielt aber diesen Trost für weit weniger wichtig, als den über der Thür, auf den er mit dem Peitschenstiel hinwies, nicht ohne mir den kurzen Text in seiner langen Muttersprache zu erklären. Da ich nichts davon verstand, antwortete ich ihm mit der Frage: „Kennen Sie Herrn Theophil Cailleux?“ Das war wieder ihm unverständlich, und auch das fahle Pferdchen sah sich bei dieser Zumutung mit verwunderten Augen nach mir um. Nachdem sie mir dann noch eine ganze Weile vergeblich zugeredet, bequemten sie sich endlich, die Reise fortzusetzen.

Wir kamen dann durch allerlei schönen Anbau, durch ein wohnliches Dorf und schließlich an einem vereinzelt ebenerdigen Häuschen im freien Feld vorbei. „Tivoli“ stand über der geschlossenen Thür geschrieben. Die gleichnamige Ortschaft bei Rom sieht ganz anders aus, auch das gleichnamige Unterhaltungslokal in Kopenhagen, aber diese Abwechslung that mir eher wohl als weh. Schließlich fuhren wir über einen breiten Kanal mit einer breiten Brücke und durch ein hochgetürmtes mittelalterliches Stadthor in das ersehnte Bierizee ein. . .

„Kennen Sie Herrn Theophil Cailleux?“ fragte ich Herrn F. J. Van de Ven, den jetzigen Eigentümer des Hotels Van Dppen.

„Nein, mein Herr,“ entgegnete er in gutem Deutsch. Auch seine freundliche Gattin kannte ihn nicht. Und ein behaglich abgerundeter Herr, dessen Haus dem Gasthof gegenübersteht, schloß sich dem Ehepaare freiwillig an. Es war dies Herr J. Waale, Herausgeber des „Zierikzeesche Nieuwsbode“, eines Blattes, so groß wie das „Journal des Débats“ und mir besonders sympathisch, weil es in demselben Jahre gegründet worden, wie ich selbst.

Ich hatte sie nun aber auf Herrn Theophil Cailleux neugierig gemacht, und so setzten wir uns auf die lange Bank vor dem Gasthof, und ich erzählte ihnen ungefähr folgendes:

„Herr Theophil Cailleux, meine Herrschaften, ist ein französischer schrijver (Schriftsteller), der im Jahre 1879 bei Maisonneuve in Paris ein Buch herausgegeben hat unter dem Titel: „Poésies d'Homère faites en Ibérie et décrivant non la Méditerranée, mais l'Atlantique“. Sie werden sich ja gewiß erinnern, daß ich damals zwei große Feuilletons darüber geschrieben und es arg mitgenommen habe. Herr Cailleux behauptet also, der alte Homer habe nur keltische Gefänge, die er nicht einmal gehörig verstand, ins Griechische übersetzt und von den atlantischen Küsten auf die mittelländischen lokalisiert. Die heilige Ilios sei die jetzige englische Bischofsstadt Ely gewesen, in der Gabel der Flüsse Cam (bei Homer Skamandros) und Duse (Simois).

Die Trojaner waren also Engländer, Agamemnon und Menelaus englische Dukes, Achilles und Patroklos zwei eng befreundete Mylords, ungefähr wie Lord Byron und Shelley u. s. f. Was Odysseus anbelangt, ist er bei ihm ein geborener Südspanier, und Ithaka das alte Asta regia, heutigentags Xeres. Seine Abenteuer hat er alle an den atlantischen Küsten bestanden, und sie sind eigentlich nur die Prüfungen, die er durchzumachen hatte, um in die heiligen Mysterien der Druiden eingeweiht zu werden. Diese Einweihung aber geschah durch die Zauberin Circe, griechisch und keltisch Kirke, deutsch Kirche. Und, meine Herrschaften, was glauben Sie, wo hat Circe gewohnt? "

„Doch nicht in Zierikzee?“ riefen meine Zuhörer.

„Gewiß; hier in diesem selbigen Zierikzee, das ja auch darum nach ihr benannt ist. Ihre heimatliche Insel Schouwen ist also das homerische Aeaea, die Insel der Circe.*) Und ich bin eigentlich nur hierher gekommen,

*) Ich kann mir nicht versagen, um die Gründlichkeit der Cailleux'schen Beweisführung zu kennzeichnen, hier eines seiner Argumente mitzuteilen. S. 33. Not. 4, heißt es von Zierikzee: „principale ville de l'île Scaldia; Juste-Lipse insinue, qu'elle pourrait bien tirer son nom de l'antique Circé.“ Ich habe lange herumgesucht, um zu finden, wo denn eigentlich Justus Lipsius einen solchen Unsinn „insinuieren“. Ich fand die Stelle endlich in seinen Anmerkungen zur „Germania“ des Tacitus. Er spricht von der Behauptung, daß die Stadt Ulyssa oder Ulyssip (Lissabon) ein Denkmal des Ulysses sei, und daß dieser angeblich auch nach Britannien gekommen u. s. w. „Quidni Vlissinga nostra in Zelandia ab eodem sit? quidni Circsea

um einmal persönlich nachzusehen, ob noch Spuren der berühmten Zauberin hier aufzufinden wären.“

Der Eindruck, den meine Worte machten, war größer, als Herr Theophil Cailleux jemals erwartet haben mag. Herr J. Waale ging kopfschüttelnd über die Gasse in sein Haus und kam alsbald mit einem mächtigen Folianten wieder. Es war die „Nieuwe Cronijk van Zeeland“, in Middelburg auf der Insel Walcheren 1696 erschienen. Lange Zeit blätterten wir in ihr und schlugen die großen, rauschenden Kupfertafeln um, welche die schön gestichtten (gestochenen) zweihundertjährigen Städtebilder enthalten, aber von Circe fanden wir keine Spur. Und wieder erhob sich Herr J. Waale und ging kopfschüttelnd über die Gasse in sein Haus und kam alsbald mit einem Päckchen Zeitungen wieder. Es waren vier Nummern seines Blattes, in denen er „Eine Wanderung um und durch Zierikzee in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts“ veröffentlicht hatte. Aber auch in diesen kam der Name Circe nirgends vor. Das war etwas entmutigend für mich. Nichtsdestoweniger hielt ich mich moralisch aufrecht und machte mich auf den Weg, um auch meinerseits eine Wandelung durch die Stadt zu machen.

a Circe? Sed vani et lascivi, vereor, lusus illi ingeniorum sunt, quibus tamen hodie nonnemo se ostentat et superbit.“ (Warum soll nicht auch unser Vlissingen in Zeeland von demselben herrühren? warum nicht Zierikzee von Circe? Doch hohl und müßig sind, fürchte ich, diese Geistescherze, mit denen heutzutage so mancher prahlt und stolziert). Also gerade das Gegenteil vom „Insinuierten“, welches Herr Cailleux ihm insinuiert.

Vor allem ging ich nach dem Turm von Zierikzee, der in seiner gewaltigen Vierschrötigkeit so niederdeutsch als nur möglich daſteht. In der That, ein meerbeherrschender Turm, wie gebaut, um Ebbe und Flut der Jahrtausende zu überſtehen. Die gotiſche Kirche, die ſich einſt an ihn ſchloß, iſt in dieſem Jahrhundert ausgebrannt, und man hat ſie leider nicht wiederhergeſtellt, wie man heutigentags thun würde, ſondern hat an ihrer Statt einen griechiſch-holländiſchen Tempel hinter ihn geſtellt, mit einem Portikus von vier wohlgemäſteten Säulen, den dickſten, die mir ſeit langem vorgekommen. Die hellgelbe Neuheit und geometriſche Mäßigkeit dieſes Baues ſteht beſchämt neben dem alten Turmſtumpf, der zwar nur aus zwei ſpizbogigen Geſchoſſen beſteht, aber aus geradezu koloffalen. Dieſer Turm allein iſt eine Kirche. Seinen ſpizigen Helm hat er eingebüßt und trägt nun eine flache Mütze auf dem Haupte, mit einer mannhohen Baluſtrade im Stil des neuen Tempels. Aber wenigſtens wird, was noch von ihm übrig, ausgebeſſert, und ein braver Steinmez, der eben mit der Erhaltung dieſes Baudenkmalſ beſchäftigt war, öffnete mir das Pfortchen zur Wendeltreppe von 276 Stufen, welche auf die Höhe führt. Ich ſandte, wie ich bei ſolchen Treppen ſtets thue, ein Stoßgebet zum heiligen Wendelin empor und beſtieg den Turm. Ich ſah die Wände mit zahlloſen Namen bedeckt, die ich gierig durchſuchte, ob ich nicht etwa einen Gefährten des Odysſeus fände, der ſich da verewigt hätte. Aber ich fand darunter keinen „Völkerführer Polites“ und keinen Elpenor, ſondern

nur eine Unmasse von Petern, unter denen sich gewiß auch Peter der Große befindet, — wenigstens kommt russische Schrift mehrfach vor.

Von oben übersah ich mit einem Rundblick die ganze Insel Circes und was alles fest und flüchtig um sie herliegt. Circes Stadt lag da als ein Haufen brennroter Ziegeldächer, aus dem etliche graue Windmühlen, doppeltürmige und giebelstufige Stadthore und der merkwürdig fraußgotische Rathhausturm, dieser ein Gebilde aus dünnen steinernen Latten, hervorragten. Die Insel selbst ist flach wie ihre eigene Landkarte und nach allen Richtungen von schmalen Kanälen durchschnitten, welche im avonzonneschijn heraufblitzen, wie weiße Bretterstege, von Wiese zu Wiese gelegt. Rund herum ist graues Wasser, in dem ein grauer Himmel abfärbt. Nur im Westen, weit draußen auf der See, schwimmt ein schneeweißer Fleck, dem im oberen Grau ein ähnlicher entspricht: das ist die bleichsüchtige Sonne Circes und ihr Spiegelbild in der heringfarbenen Salzflut. Auf den Wiesen umher liegt viel weiße Wäsche zum Trocknen ausgebreitet: die durchnässten Hemden des Odysseus. In etlichen Gärten werden Teppiche ausgeklopft, es können aber auch Kinder sein, denen man es abgewöhnen will, daß sie mit den Hunden um die Wette bellen, . . . ich höre das bis herauf, und in meinen herinnerungen (Erinnerungen) leben die Unglücklichen auf, welche der Stab Circes in Hunde, Schweine, Wölfe und Löwen verwandelt hat.

Um hinunterzusteigen, benutzte ich nicht den kurzen Weg des jugendlichen Elpenor, der bekanntlich vom Dache fiel

und den Hals brach, sondern den gewundenen Stufenpfad Sankt Wendelins. Dann durchstreifte ich neugierig die Stadt. Viel alte Häuser aus verschönresten Jahrhunderten sah ich, aber nichts aus vorhomerischer Zeit; offenbar ist Schliemann noch nicht dagewesen. Auch die Konsularagentur des Deutschen Reiches scheint erst lange nach Circes Regierung eingerichtet worden zu sein. Die Straßen und Plätze haben keine Namen; es giebt da keine Homer-Straße und keine Odysseus-Gasse. Der „Havenplein“ heißt auch nicht Circe-Platz und der Gemüsemarkt nicht Moly-Markt, von dem berühmten Kräutlein, das von den Göttern „Moly“ genannt wird. Und es hätte mich doch so sehr befriedigt, auf der Mitte des Havenplein Herrn Theophil Cailleux in Marmor ausgehauen zu sehen, er hat es ja um Bierklee verdient. Statt dessen stand dort eine große Bretterbude mit der Aufschrift „Schouwburg“, was Theater bedeutet, und die Anschlagzettel verkündeten die bevorstehende Auf- führung von „Nelly“, einem charakterstuck nach Dickens, mit „Heer Wletman“, der den Daniel Guilt im Jahre 1863 gecreëerd und seitdem bereits 440 mal gespielt habe. (Ein Sitz im I. Rang: 2 fl. 49 Cent.) Es stand nämlich der Jahrmarkt bevor, und da schlägt man immer ein Theater auf; wäre es ein Zirkus gewesen, so könnte Herr Theophil Cailleux sagen: seht, ein neuer Beweis, daß wir in Circes Lande sind.

Ich begegnete unterwegs mancherlei Haus- und Wirt- schaftstieren, deren einige mir trotz meiner Skepsis ziemlich verzaubert vorkamen. Besonders ein Esel, mit zwei Gemüse- körben beladen, machte mir diesen Eindruck, denn er ließ die

Ohren so betrübt hängen, wie einer, der zweibeinigere Zeiten gesehen. Ich konnte mich nicht enthalten, ihn anzureden, natürlich im besten Altgriechisch, das mir zu Gebote stand. „Hutos“, sagte ich, „ti poieis enthade?“ (Du, was thust du da?) Er wandte mir überrascht das ausdrucksvolle Antlitz zu, und eine tiefe seelische Erregung zuckte durch seine Ohren. Dann sagte er nichts als: „Ja, ja“. Den Ausdruck von philosophischer Resignation, der in dieser kurzen, aber treffenden Äußerung lag, vermag die Druckerischwärze freilich nicht wiederzugeben. Ich bin überzeugt, in dem Grautier hat der „beherzte“ Eurylochos gesteckt.

Dieses Erlebnis gab mir zu denken. Wie, sollte am Ende dieser Herr Theophil Cailleux doch nicht so ganz unrecht haben? Meine Stimmung wurde noch schwankender, als ich plötzlich vor einem Laden stand, auf dessen Schild ich das Wort „pharmacie“ las. Ein unverkennbar homerisches Wort, ein förmliches Zitat aus der Odyssee. Denn mir mußte dabei das „Pharmakon“ (Gift) einfallen, welches Circe ihren Gästen in die Speise mischte, um sie in „Bergwölfe“ und „mähnige Löwen“ zu vergiften, letztere in Stein gehauen noch jetzt an den öffentlichen Gebäuden zu sehen, als Wappenlöwen Zeelands. Und durch Circes Gift fiel mir des hilfreichen Hermeias Gegengift ein, mit dem er den göttlichen Dulder gefeit, jenes Pflänzlein „Moly“, über das sich schon so viele Tausende von Gelehrten vergebens die großen Köpfe zerbrochen. Dieses Moly mußte ja doch noch jetzt in Holland zu finden sein. Und sinnend wälzte ich die Schilderung im Kopfe: „Schwarz war die Wurzel zu schauen, und milchweiß

blühte die Blume“, und fand nicht, was ich suchte. Um mich zu trösten, trat ich in das sigaren magazijn des Herrn C. de Mooij und zündete mir ein schiefgewickeltes Kraut von unbekannter Herkunft an. „Inlandsch kruid“ (inländisches Gewächs), sagte mir Herr de Mooij. — „Wächst denn in Holland auch Tabak?“ fragte ich. — „Zekerlijk“ (sicherlich), entgegnete er, „bei Amersfoort, ein sehr berühmter Tabak.“ — Und da ging mir urplötzlich ein Licht auf; die schwarze Wurzel, die milchweiße Blüte, . . . der Amersfoorter Tabak hat den guten Odysseus gerettet. Circe war an Tabakrauch nicht gewöhnt, Odysseus hat sie aus ihrem Zauberkreis herausgeräuchert!

Ich ermangelte natürlich nicht, meinen Gastfreunden diese archäologischen Entdeckungen mitzuteilen, und sie stießen darob ein homerisches Gelächter aus, was mir wiederum sehr für Herrn Theophil Cailleux zu sprechen schien. Wir gingen dann zum Essen, das auch in demselben Sinne ausfiel. Es gab nämlich, ganz wie an Circes „geglätteter“ Tafel, „erfreuliche Bissen“ genug, die wir mit „unheilsamen Säften“ von verschiedener Farbe begossen. Dabei versuchte ich mehr oder weniger kühne Emendationen zu Bossens Homer-Übersetzung. Wäre Boß jemals auf Schouwen gewesen, hätte er daselbst Odysseus schwerlich auf ein „Waldtier“ pürschen, sondern ihn vielmehr ein „Waltier“ harpunieren lassen, wie es an diesen nordischen Küsten ganz gut vorkommen kann. Auch dies spricht für Cailleux' Theorie vom atlantischen Ursprunge jener Epen. Boß hat übrigens noch gar manches mißverstanden. Sagt er doch sogar: „Als die dämmernde Cos

mit Rosenfingern emporstieg.“ Lächerlich! Da müßte sie ja auf den Händen gegangen sein, wie die Akrobatinnen in den pompejanischen Wandgemälden. „Mit Rosen gehen emporstieg“ muß es offenbar heißen!

Doch das „schön-bereitete Lager“ machte meinen kritischen Träumereien bald ein Ende.

Den anderen Morgen spannte man mir zwei paarden (Pferde) vor eine großartige Equipage, mit goldbraunem Atlas gepolstert. Sie war die einfachste von einem halben Duzend, das in der Remise stand, ein Wagen glänzender als der andere, mit Rücksicht auf die Hochzeiten, bei denen sie zumeist verwendet werden. Ich fuhr quer durch die ganze Insel, oder vielmehr im Zickzack, denn die Straße biegt alle fünf Minuten im rechten Winkel um die Ecke eines Feldquadrats, nach Brouwershaven an der Nordküste. Dort sollte nämlich ein Denkmal am Hafen stehen, und ich erwartete mit Sicherheit, daß es das Monument Theophil Cailleux' oder doch wenigstens Homers sein werde. Aber ich täuschte mich, denn es ist nur dem nagedagtenis (Nachgedächtnis) des dorthier gebürtigen holländischen Dichters Jakob Cats gewidmet, geb. 1577, gest. 1660 in Goetheschem Alter. Man hat dieses standbeeld im Jahre 1829 opgerigt und es ist recht bescheidenlich ausgefallen. Auch die oude kerk (alte Kirche) habe ich mir angesehen und mich in ihr Fremdenbuch eingeschrieben; die halbe Kirche ist restauriert und durch eine glatte Wand von der anderen, herrlich verkommenen Hälfte abgeschnitten, welche mit ihren geflickten Spitzbogenfenstern natürlich viel malerischer aussieht.

Untermwegs sah ich manchen anheimelnden buitenplaats, d. i. Landhaus, in wohlgepflegten Gärten stehen, mit nervenberuhigenden Namen, z. B. Zorgvlied, Monplaisir, Buitenrast u. dgl. Auch ein ganz odysseiisches Abenteuer ereignete sich, offenbar Herrn Theophil Cailleux zuliebe. Hart an der Straße steht nämlich einmal eine riesige Windmühle, deren Flügel beim Umschwingen wie ungeheure Dreschflügel gerade auf die Fahrstraße niederzufahren schienen. Unseren beiden paarden kam dies allzu gefährlich vor, vermutlich erinnerten sie sich an die Scylla, jenes bellende Seeungetüm, das mit seinen sechs langen Halsen gerade so auf des Odysseus Schifflein herabfuhr, um sich für jedes Maul einen saftigen Griechen zu holen. Die paarden steckten also die Köpfe zusammen, berieten einen Augenblick und blieben dann stehen, fest entschlossen, sich da nicht vorüberzuwagen. Sie hatten nur zu sehr recht, denn auf der anderen Seite fiel die Böschung sehr steil ab, . . . vermutlich die Charybdis Homers, der bei seiner Schilderung gar nicht unmöglicherweise diesen Engpaß vor Augen gehabt hat. Der Kutscher sah ein, daß die paarden das Richtige getroffen hatten, und rief den Müller, der die Windmühlflügel zum Stehen brachte, worauf die paarden wohlgemut vorübertrabten. Ohne ihre Besonnenheit wäre ich vielleicht gar nicht in der Lage gewesen, den anderen Morgen Bierzee in ungesessenem Zustande zu verlassen. Erst bei der Abreise fragten mich, wiederum ganz homerisch, die Leute: „Wer und woher der Männer? wo haust du? wo die Erzeuger?“

Ich nahm meinen Rückweg nach den Anweisungen der

Eingebornen vom Zierikzeer Hafen aus mit einem Zeeuwisch stoomboot, d. h. einem Dampfer der Zeeländischen Gesellschaft. „Zee nach Cats“ lautete mein Fahrchein, wobei „Zee“ die amtliche Abkürzung für Zierikzee, „Cats“ die für Catshoek auf der Insel Zuid-Beveland ist. Nach mehrstündiger Überfahrt durch ein Gemisch von hereinspülender Nordsee und hinausströmender Schelde erreichten wir den Deich von „Cats“ und bestiegen einen Omnibus, der uns nach Goes (sprich: Ter Hus) brachte. Der altniederländische Maler Hugo van der Goes ist schon lange tot, die gotische Kathedrale aber steht noch; daher fuhren wir nur an dieser vorbei zum Bahnhof, . . . sonst wären wir jedenfalls auch an jenem Maler eilends vorbeigefahren. Über Bergen op Zoom und Rosendaal traf ich zu später Nacht wieder in Antwerpen ein, sehr befriedigt von meiner Forschungsreise, deren Resultate ich hiermit Herrn Theophil Gailleux für die nächste Auflage seines Buches zur Verfügung stelle.



Wenduyne.

Ein Stillleben von der Nordsee.

Selbst mein ehemaliger Professor der Geographie wüßte schwerlich so ohne weiteres zu sagen, wo in aller Welt Wenduyne liegt. Dazu müßte er einmal mit der Tram von Ostende nach Blankenberghe oder auch umgekehrt getramt und auf Station Wenduyne ausgestiegen sein. Diese liegt aber am Meer, wie im Altertum Kapernaum und in der Neuzeit die sogenannten Seestädte, Leipzig ausgenommen. Dies scheint der einzige Grund gewesen zu sein, warum man aus Wenduyne ein Seebad gemacht hat, vorderhand ein Seebad der Zukunft, mit einem ganz kleinen Bißchen Gegenwart. Seine Zukunft freilich ist groß, denn es liegt an zwei Meeren: einem aus Wasser und einem aus Sand, und als vor einigen Wochen der belgische Staatsminister Nothomb auf der Estakade von Blankenberghe stehend fragte, was denn das Ding da unten sei, und man ihm Wenduyne nannte, zog er die Augenbrauen in die Höhe und sagte: „Hm, Hm“. Auf diese Äußerung aus amtlichem Munde gründen die Bürger von Wenduyne mit Recht große Hoff-

nungen und behaupten, daß seitdem bei ihnen ein namhafter Aufschwung stattfindet. In der That aber hat sich nur das Gerücht verbreitet, daß daselbst vorzügliches Graubrot mit Butter und ausgezeichneten Cichorienkaffee zu haben sei, was viele Badegäste von Blankenberghe zu Ausflügen nach Weneduhne verleitet. Ich selbst, eine idyllisch angelegte Natur, bin wiederholt da gewesen und kann versichern, daß Weneduhne schon jetzt entschieden nach etwas aussieht, nur weiß ich nicht recht zu sagen, nach was.

Vom Meere aus stellt es sich ganz imposant dar, denn es besitzt schon eine lange, mit Backsteinen gepflasterte Digue, an der sich nicht weniger als drei Gebäude erheben. Eines derselben ist eine Holzhütte, an deren Abtragung jedoch der Sturmwind fleißig arbeitet, die beiden andern sind einstöckige Gasthöfe von je vier Fenstern Breite. Längs dieser Digue erblickt man ferner ganze vier, grün angestrichene Laternenpfähle („wie in Blankenberghe“, sagen die Eingeborenen), und da es hier weder Gas noch elektrisches Licht giebt, kann es unmöglich so dunkel sein, wie im stolzen Nachbarbade, das mit beidem von schlechtester Beschaffenheit versehen ist. Zwölf Badefarren, welche mit den belgischen Farben gestreift sind, vereinigen sich auf dem Strande zu einem unbestreitbaren Duzend, welches das Badebedürfnis des Ortes gewiß im entsprechenden Lichte erscheinen läßt. Auch mehrere Schwimmhosen flattern da lustig im Winde, so daß eine melancholische Stimmung nicht gut aufkommen kann. Drei Wellenbrecher dienen zur Sicherung des Badestrandes, einer derselben könnte in Ostende stehen und einer

in Blankenberghe, der dritte freilich ist etwas dörflicher angelegt. Das Stattliche des Gesamteindrucks vermehren links ein Leuchtturm und rechts eine Estakade; der eine ist freilich der von Ostende und nur im Nebel der Ferne sichtbar, die andere aber ist die von Blankenberghe, welche östlich den Ausblick schließt. Wer sich vom Festlande her nähert, erblickt außerdem noch das Dorf selbst, welches hinter der Dünenkette so tief als möglich unterduckt. Eine Straße besitzt es nicht, so daß Straßenkrawalle wie in Ostende schlechterdings unmöglich sind. Die Gebäude stehen verstreut im Grün, unter ihnen mehrere einstöckige Häuser, drei bis vier Fenster breit, mitten drin die dicke, weiße Dorfkirche, welche dadurch angenehm berührt, daß sie gar keine Sehenswürdigkeiten besitzt, ferner mehrere Heuschuber von sehr ausdrucksvollem Bau und eine Windmühle, welche, wie ich mir immer denke, Sandstein zu Sand zermahlt.

Der Sand von Wenduynne ist nämlich einfach großartig. Er muß schlechterdings derselbe gewesen sein, der in der Bibel so häufig als Vergleichungsobjekt bei dem Thema der Vermehrung benutzt wird; nur haben wahrscheinlich die berühmten siebzig Übersetzer das nicht recht hebräisch klingende Wort „Wenduynne“ nicht verstanden und darum lieber weggelassen. Er türmt sich zu einer Kette von Hügeln auf, mit denen der sogenannte Ananasberg bei Düsseldorf, ja selbst der Kreuzberg bei Berlin sich nicht auf dreihundert, beziehentlich fünfhundert Kilometer vergleichen kann. In diesem Gebirge giebt es tiefe Thäler, in deren einem ein ganzes Kinderasyl aus ziegelroten Backsteinen sich so ver-

steckt, daß man es erst bemerkt, wenn man am Eingange des Thales steht. Langes, stacheliges Gras sprießt überall und giebt dem Sande Halt; es ist eine grün angelaufene, graugelbe Gegend, welche plötzlich die Dünenlandschaften der alten Niederländer begreifen lehrt. Man denke sich nur noch einen roten Sonnenschirm und ein hellblaues Damenkleid mit weißen Tupfen hinein, und die Geschichte ist, samt Rahmen, unter barmherzigen Brüdern tausend Gulden wert. An solchen bunten Punkten fehlt es auch in der That nicht. Einen der Gipfel behauptet schon seit vierzehn Tagen ein tapferer Senffabrikant aus Alost, der hier die Crème der Gesellschaft bildet, mit einer Besatzung von fünf netten Töchtern, und hat bisher jeden Angriff auf diese verschanzte Stellung siegreich abgeschlagen. Die Töchter sind hübsch uniformiert; sie tragen weiße Matrosenmützen und rotgestreifte Strümpfe, ihre Bewaffnung besteht aus Schaufeln, mit denen sie sich auf der Höhe jeden Morgen frisch eingraben, um den zwei Schanzkörben . . . ich wollte sagen Strandkörben, die sie zur Verfügung haben, Halt gegen den Wind zu geben. Die älteste, ein gar liebes Fräulein, wird mit dem seltsam klingenden Namen „Anomalie“ gerufen, der aber, wenn man schärfer hinhorcht, eigentlich Anna Marie lautet. Wille. Anomalie scheint Anlagen zu einer trefflichen Hausfrau zu haben, wenigstens hat sie neulich die Verfertigerin der Table d'Hôte (ich will denn doch nicht „Köchin“ sagen) in der Bereitung einer schwierigen Speise, nämlich filet de sole aux crevettes unterwiesen, die bei den zwanzig Teilnehmern dieses Gastmahles ungetheilten Beifall fand. Mit Recht, will ich sogleich

beifügen, denn das Ding schmeckte — nach der Versicherung meines allhier badenden Gewährsmannes — genau wie Knödel mit Gräten. Ich muß gestehen, daß ich unter allen Arten von Crème Knödel für das leckerste Gericht halte, aber dennoch hatte ich stets, wenn ich welche aß, die unbestimmte Empfindung, daß hinsichtlich der Knödel das letzte Wort noch unmöglich gesagt sein, und irgend eine wesentliche Vervollkommnung derselben nur eine Frage der Zeit sein könne. Und siehe da, plötzlich ging mir nun ein Licht auf; Mademoiselle Anomalie war offenbar die von der Vorsehung gesandte Persönlichkeit, und die neue Lehre, die sie an diesem öden Strande verkündet, ist die der Knödel mit Gräten.

Die guten Leute, welche die böse Welt von Wenduynne bilden, behaupten, daß ein junger Gruben-Ingenieur aus Mons, der auf hiesiger Düne der Möwenjagd huldigt, dies nur thue, weil seine Jagdgründe an die Festungswerke der trefflichen jungen Dame grenzen. Diese Nachricht wird freilich durch die Damen eines Holzhändlers aus Brügge verbreitet, die sich auf dem benachbarten Sandgipfel eine Bretterlaube aus verstellbaren Wänden gebaut haben, so daß sie sich nicht nur gegen sämtliche Winde der Windrose schützen, sondern auch der armen Anomalie ungesehen in ihr Senftöpfchen gucken können. Der Möwenjäger aus Mons hat sich einen löwenartig geschorenen Pintfcher als Hühnerhund abgerichtet, der sich ganz gut bewährt, und in dem man vielleicht einst den Stammvater einer neuen Hundart, des Möwenpintfchers, zu bewundern haben wird. Gestern erst, als ein wahrer Orkan über Land und Meer wehte,

ist den beiden Jagdgenossen etwas ganz Merkwürdiges passiert. „Ich ging,“ so erzählte der Jäger, „die Flinte über die Schulter gehängt, den Strand entlang. Der Sturm fauchte mir wie rasend entgegen, so daß ich plötzlich kehrt machte, um meine Augen zu schützen. Da höre ich dicht hinter mir einen Schuß fallen, sehe mich um und kann keinen Schützen gewahren. Meine Flinte aber raucht, . . . stellen Sie sich vor, der Sturm hatte sie losgedrückt, blindlings in die Luft, und schon apportierte mir „Coco“ diese tote Möwe.“ Er erzählte das nicht auf Jägerlateinisch, sondern auf Französisch, als er die Beute Mlle. Anomalie überreichte, es muß also wahr sein. Auf dem Hügel des Holzhändlers bezweifelt man natürlich die ganze Geschichte.

Und doch ist einem solchen Sturm alles zuzutrauen. Mir selbst hat er im Nu den ganzen Rock aufgekнопft und wenig fehlte, daß er mir ihn nicht auch auszog. Ich stand damals auf dem höchsten Dünenkamm und sah zu, wie die unsichtbaren Wesen den weißen Sand über den feuchtdunklen Strand hinfegten, daß er wie ein heller Bach darüber wegzuriefeln schien. Die Natur kam mir gewissermaßen großartig vor, selbst die schwarzgescheckte Kuh neben mir hob zuweilen den Kopf und schnüffelte bewundernd die wechselnden Lichteffekte an. Ich fühlte mich poetisch angewandelt und zog die Schreibtafel, um die gewaltigen Eindrücke der Scene in einem, wenn auch kurzen, Stimmungsgedicht festzuhalten. Lange dachte ich nach, aber Pegasus konnte in dem tiefen Sande nicht an obgedachter Kuh vorbei, und nach einer Viertelstunde hatte ich erst zwei Zeilen verfaßt, die aller-

dings in ihrer lapidarischen Weise vorzüglich sind. Sie lauten:

Auf dem Meer ein Riesenwind,
Auf dem Land ein Wiesenrind . . .

mit welchem natürlich die Kuh gemeint sein sollte. Weiter jedoch kam ich leider nicht, und das vielversprechende Poem blieb unvollendet; denn unten am Meeresstrande wagten sich eben etliche Unbesonnene in die Brandung, um ein Seebad auszustehen. In diesem unwirtlichen Wetter, bei dem mein Freund M. selbst die Monate verwechselt und nicht weiß, ob er sich im Septoer oder im Oktember befindet. Ich eilte hinunter, um, auf meine ehemaligen medizinischen Studien gestützt, die Leichtsinrigen zu warnen, aber als ich unten anlangte, sah ich sie auch schon einen schleunigen Rückzug aus dem Wasser antreten. Erstaunt starrte ich sie an. Sie befanden sich im Zustande von Bachhühnern, denn auf den nassen Leibern schlug sich der fliegende Sand sogleich als eine rauhe Kruste nieder, . . . der Sturmwind hatte die Ärmsten in aller Form „paniert“.

Und dennoch ist, paniert zu werden, noch lange nicht das Schlimmste, was einen in Wenduynne betreffen kann. In einer weit unerquicklicheren Lage befinden sich, nach ihrer eigenen Versicherung, seit Wochen schon zwei Herren aus Norddeutschland, die hier keinen Dritten zum Skat finden können. In Norderney soll es voriges Jahr vorgekommen sein, daß der öffentliche Ausscheller mit Hilfe seiner großen Schelle die Leute um sich versammelte und ihnen dann mit aller amtlichen Gravität kundthat, im Hotel Soundsso saßen

zwei Herren und suchten einen dritten zum Skat. In Wenduine aber ist die Institution des Ausschellers noch nicht eingerichtet, dazu ist man hier noch zu unverderbt. Die hiesigen Sitten sind noch so patriarchalisch, daß der Badeort nicht einmal einen Zeitungsverkäufer hat, während in Blankenberghe ein ehemaliger Advokat und reicher Mann mit amerikanischer Vorurteilslosigkeit diesem Kleingewerbe obliegt, und auf der Digue von Heyst, das doch auch als spießbürgerlich gilt, ein Zeitungskiosk mit der allen politischen Parteien gerechten Firma steht: „Librairie conservatrice et libérale“. In Heyst freilich giebt es auch einen Cercle catholique und einen Cercle libéral, und sie wetteifern so heftig miteinander, daß, wenn bei den „Katholiken“ eine musikalische Aufführung stattfindet, die „Liberalen“ augenblicklich ebenfalls Musik kommen lassen, und umgekehrt. In Wenduine begnügt man sich, die zur Kur hier befindlichen Priester ehrfurchtsvoll zu grüßen, ja die Kinder küssen ihnen sogar im Wasser die Hand. Diese einfachen Formen schaden der Furcht Gottes keineswegs; das wurde mir niemals klarer, als in dem Augenblick, da ich die Dampftramway bestieg, um nach Blankenberghe zurückzufahren. „Monsieur, monsieur“, rief mich ein Mädchen an, das mich atemlos eingeholt hatte, „verzeihen Sie, aber ich kann Sie nicht so abreisen lassen, ich . . . hatte Ihnen vorhin gesagt, es wären 200 Badegäste in Wenduine und . . . (sie errötete heftig) und . . . es sind eigentlich nur 167“. Es war die Kellnerin des Gasthofes, die ihr Gewissen durch die kleine Geschäftslüge bedrückt fühlte.



Le Coq — Den Haen.

Als ich zuletzt in Blankenberghe war, hörte ich dunkle Gerüchte über ein ganz funkelnagelneues Seebad, das da an der Strandlinie gegen Ostende hin so über Nacht entstanden sei. Eine Vergangenheit von vierzehn Tagen bis drei Wochen hinter sich und eine Zukunft von mehreren Tausend Jahren vor sich, sollte es in hohem Grade besehenswert sein und sich auch bereits einer Schar von siebzehn Kurgästen erfreuen. Man nannte es Le Coq und, seitdem es Seebad geworden, sogar Le Coq-sur-Mer; bei den Blämen aber hieß es „Den Haen“, welcher Affixativ auf deutsch den Nominativ „der Hahn“ bedeutet. Ein grammatikalisch so anstößiges Seebad war jedenfalls einen Besuch wert, und so machte ich mich eines blauen Nachmittags ganz allein dahin auf. Meine Versuche, einen Reisegefährten anzuwerben, scheiterten an den Dünen der belgischen Küste. Ich wollte nämlich, da mir die Dampf-Tramway Marienbad nicht ersetzen konnte, lieber zu Fuß gehen, mitten durch Belgisch-Sahara, welches schon lange vor Entdeckung des Kongo-Staates zu Belgien gehört hat. Darauf aber ließ sich kein

anderer Kurgast ein, obwohl die Sonne ganz anständig stach, und die Temperatur des Sandes jede Erkältung der Füße auszuschließen schien.

Vor allem hüpfte ich nach Wenduhyne, einem schon mehrere Jahre alten Seebädchen auf der Linie Blankenberghe-Ostende. Das Wort „hüpfte“ ist wörtlich zu nehmen, da ich in Ermangelung eines andern Fußweges auf dem Damme der Dampf-Tramway von Schwelle zu Schwelle sprang. Ein Bahnwächter, der, auf eine Warnungstafel gestützt, unterwegs dieser nützlichen Leibesübung Einhalt gebieten wollte und mir zu diesem Behufe eine Strecke weit nachhüpfte, stolperte schon nach 80—100 Schwellen, und so kam ich unaufhaltsam in Wenduhyne an. Da ich diese Plage (plage bedeutet auf französisch Strand) schon kannte, watete ich unverweilt durch das Dorf, welches aus einer Anzahl zerstreuter Häuser und vielem Sand besteht, in dem etliche tiefe Wagenspuren von offenbar versunkenen Fuhrwerken berichten. Wie ich mich durch diesen Sand, und wie er sich durch mich hindurchgeschlagen, weiß ich nicht mehr. Ich glaube, ich habe ihn größtenteils wieder ausgespuckt, und nur ein leichtes Knirschen zwischen meinen Zähnen erinnerte mich noch acht Tage später an diesen Gang durch Wenduhyne. Dann aber wurde der Sand immer sandiger. Von weißlichgrauen Sandhügeln hingen Gletscher aus Sand nieder, rieselten Bäche aus Sand zu Thale. Der Sand rann mir in die Schuhe hinein, füllte mir nach und nach die Taschen und bestreute darin die Briefe, welche mir die Frühpost gebracht hatte. Ich begann zu raisonnieren. Wäre mir ein Citat aus den

Werken der George Sand eingefallen, ich wäre zornig in dasselbe ausgebrochen. Und dabei sang ein Telegraphendraht neben mir in der Luft sein eintöniges Lied, ein Vogel zwitscherte in einem stacheligen Grasbüschel, das er für grün zu halten schien, und rechts hinter einer Dünenwelle, so glaubte ich, lachte mich jemand aus, — es war aber nur der Pfiff der kleinen Lokomotive.

Trotz dieser Schwierigkeiten legte ich in einer Stunde mindestens einen Weg von zehn Minuten zurück. Dann kam ich in eine merkwürdige Gegend, die sich mit nichts anderem vergleichen läßt, als mit einem Ringgebirge im Monde. Ein kreisrunder, flacher Boden war mit einem zusammenhängenden Ring kleiner, kahler Kegel umgeben, die Ebene ein wenig mit Gras benarbt, daher etwas fester für den Fuß. Mein Pfad führte mitten durch den Grund dieses Mondkraters, der bisher in keinem Baedeker verzeichnet steht. Als ich den Zirkus am entgegengesetzten Ende wieder verließ, erblickte ich plötzlich ein Kartoffelfeld, während selbst der erfahrene Saharareisende höchstens einen Palmenhain zu Gesichte bekommt. Diese landschaftlichen Reize entzückten mich. Kartoffel! wundersame Knollenfrucht aus jenem Amerika, bei dessen erstem Anblick die Seeleute des Columbus nicht dasjenige riefen, was die Entdecker dieses Dünenstriches einst gerufen haben müssen, nämlich: „Sand! Sand!“ . . .

Und nun tauchte rechterhand gar ein weißes Häuschen auf, mit einem roten Dache, und links eine braune Bretterhütte mit zwei fest verschlossenen grünen Läden, offenbar Stammschläffer von eingebornen Aristokraten. Eine Wind-

mühle, die nicht besonders geistreich sein mochte, ließ ihre Speichen unermüdlich von links nach rechts kreisen, während es doch selbst beim Daumendrehen langweilig wird, wenn man nicht zuweilen die Richtung wechselt. Und weit hinten, wo es schon zu nebeln begann, ragte ein gewaltiger Fabrikschlot auf, der aber niemals Rauch von sich giebt, weil er eigentlich der Leuchtturm von Ostende ist.

Mit jedem Schritte wurde die Landschaft paradiesischer. Ein Roggenfeld erschien, dann zwei oder drei Gruppen stattlicher Bauernhäuser, bequem zerstreut, mit etwas Kieferngebüsch beschattet, dann gar ein abgeerntetes Feld voll mit Getreidekreuzen. Offenbar war das entweder Le Coq oder Den Haen, wenn nicht gar beides. Und richtig, schon hinter dem nächsten Sandhaufen stand breit in einer Dünenmulde ein großes hölzernes Hotel, frisch mit brauner Ölfarbe gestrichen, an allen Säumen und Nähten elegant koloriert, ja oben gar mit einem phantastisch geschweiften Ornamentfries eingefasst, in dem einige Hähne von übermenschlicher Größe vorkamen, und dabei die bunt und kraus gezogene Inschrift: „LE COQ — DEN HAEN“. Nur an einem Ende des Hauses war ein Stück solid aufgemauert; es enthielt den feuergefährlichen Teil, die Küche. Aus dieser Vorsichtsmaßregel entnahm ich, daß die Gründer mit ihrem Seebade durchaus nicht abzubrennen beabsichtigten, obgleich die siebzehn Badegäste sich gewiß beleidigt fühlten, daß man sie nicht auch ein wenig vor dem Verbrennen geschützt hatte. Ich warf nun vor allem einen Blick in den Speisesaal, als dessen eigentliche Merkwürdigkeit mir ein schwarzes Käppchen

erschien, das auf einem Tische neben der Thüre lag. So oft nämlich oben auf der Düne ein Zug hielt, setzte sich ein beliebiger Hotelbediensteter dieses Käppchen auf und trat auf die Terrasse hinaus, um durch Abnehmen desselben einen möglicherweise anlangenden Kurgast zu begrüßen. Ich fand ein solches Begrüßungskäppchen überaus praktisch, und es erschien mir gleichsam als ein Reservoir der vorrätigen Höflichkeit, aus dem jeder Gast die ihm gebührende Portion erhielt.

Der Boulevard, an dem das Hotel gelegen ist, steht senkrecht auf die Küste. Landeinwärts ist er schon ausgebaut und weist folgende Gebäude auf: ein ebenerdiges Estaminet „zur Stadt Blankenberghe“ mit Bechraum für mehrere Badewärter; eine Hütte für Gerätschaften der Straßenreinigung; ein geweißtes Häuschen mit der schwarzen Inschrift: „Estaminet zum Kongo“; die ebenso einfache als anspruchslöse Villa eines Feldhüters, in einem Park von Disteln gelegen; eine geschlossene Kabine ohne Fenster, vielleicht Staatsgefängnis; mehrere umzäunte Sandstätten. Das Pflaster dieser Straße besteht aus echtem, ungestampftem Natursand, der auch für die Bürgersteige Anwendung gefunden hat. Dieses Material soll an Ort und Stelle gefunden werden und sich durch große Wohlfeilheit auszeichnen. Gegen die See hin ist der Boulevard eigentlich nur durch zwei Gräben rechts und links bezeichnet, aber diese genügen vollkommen, um den Badegast nicht aus der Richtung geraten zu lassen. Je weiter seawärts, desto tiefer wird der Sand, so daß ein Spaziergänger von einiger geistiger Bedeutung nicht gezwungen ist, nur so über die Oberfläche der Dinge hinwegzustreifen. In

den Gräben zu liegen muß ungefähr die Wirkung machen, die andertwärts durch Hängematten erzeugt wird, denn sie sind weich, schmiegsam und elastisch. Ich sah daselbst einen Arbeiter schlummern, der sogar zugedeckt war. Der Wind hatte ihn nämlich mit Sand zugeweht, so daß nur die Kniee, eine Hand und die Nase frei blieben. Auf letzterem Gegenstande hatte sich ein Schwarm von Mücken versammelt, wie eine Herde auf der Wiese, und nährte sich wohlgenut, ohne daß der Weideplatz aufgewacht wäre. Über die Folgen davon soll später noch berichtet werden.

Dort, wo der Boulevard den hohen Dünenwall erreicht, ist er im rechten Winkel durch eine zweite Straße geschnitten, welche dem natürlichen Sandwalle parallel läuft. Diese Straße ist noch nicht einmal durch Gräben eingefast, nur mittelst dünner weiß-roter Stangen ausgesteckt. Kurze Pflöcke im Sande bezeichnen rechts und links die Villenplätze. Wäre sie gepflastert, so wäre sie etwa fünf Minuten lang; da man aber in ihrem knietiefen Sande äußerst schwer vorwärts kommt, braucht man eine halbe Stunde, um sie zu begehen. Ich konnte nicht umhin, dieses wohlfeile System der Straßenverlängerung ungemein praktisch zu finden. Die Hausstellen an dieser Straße scheinen noch unbewohnt zu sein, auch ein besonderes Gedränge von Käufern konnte ich daselbst nicht bemerken. Da ich aber nur bei Tage dort war, will ich mit meinem Urtheil über die Belebtheit der Straßen von Le Coq (lies: Den Haen) zurückhalten, — vielleicht ist das Nachtleben mehr entwickelt.

An der Straßenkreuzung ist der Sand am tiefsten.

Er muß sich dort vermehrt haben, wie Sand am Meere. Die Verwaltung hat sich daher bewogen gefühlt, über diese grundlose Stelle einen Steg von drei Brettern zu legen. Sehr schöne, neue Bretter, wie man sie selbst an den elegantesten Punkten von Ostende nicht sieht. Dieser Steg führt zu einer steilen hölzernen Stiege, die es ermöglicht, auf die Krone des Dünenwalles hinaufzugelangen, von wo ein Hüttchen und eine Flaggenstange vielversprechend niederschauen. Ich kletterte hinauf. Ähnliche Drei-Bretter-Stege führen oben rechts und links ein paar Ellen weit, rechts zur Hütte, in der man die Badefarten löst, links zu einem Holzschuppen, der Schatten spendet. Im Schuppen steht eine lange Bank, überraschend genug, da sie keine Sandbank ist. Auf der Bank saßen sechs von den siebzehn Badegästen, genau in der Stellung jener klassischen Statue, welche „der Dornauszieher“ heißt, nämlich das eine Schienbein über das andere Knie gelegt, und zogen sich die Schuhe aus, um den eingedrungenen Sand auszugießen. Überhaupt ist diese Handlungsweise die häufigste, der man in Le Coq-Den Haen begegnet, und sie erstreckt sich von den Schuhen oft sogar auf die Strümpfe.

So stand ich denn nun da oben und sah weit hinaus über Sand und Meer, rechts bis Blankenberghe hinauf, links bis Ostende hinab. Alles ringsum war in Bewegung durch den Wind. Luft, Wasser und Sand wirbelten durcheinander, Kleider flatterten, ein Taschentuch, mit dem ein verstandenes Auge ausgebaggert werden sollte, entflog gleich einer Möwe ins Blau hinaus. Von Zeit zu Zeit wechselte

ich das Standbein, sonst sank es gar zu tief in den weichenden Grund. Und dabei stellte ich mir vor, wie schwer es sein werde, in diesen Sand ein neues Ostende hineinzulegen. Etwas Geringeres haben nämlich die Gründer von Den Haen (sprich: Le Coq) nicht vor. Die Lage sei weitaus günstiger, als die der Nachbarbäder, denn man habe sogar einen Wald; in der That birgt sich ein kleines Kieferndickicht im Schatten des Dünenwalles, groß genug, daß fast alle siebzehn Kurgäste darin gleichzeitig luftwandeln könnten, wenn es Pfade darin gäbe. Und dann sei der Strand der weichste und freieste ringsum; in der That ist er nicht verhärtet durch irgend ein Klinker-Pflaster und nicht beengt durch irgendwelche Wellenbrecher. Alle Segnungen des Naturzustandes seien da entfesselt, Alles lade den Menschen ein, Mensch zu sein. (Des Billeteurs eigene Worte.)

In der That machte die ganze Sache diesen Eindruck auf mich. Von Rousseauscher Naturempfindung berührt, sah ich zu, wie die Badewäsche der mehrerwähnten Siebzehn langsam an der Sonne trocknete. Zuweilen nahm eine rote Hose, vom Winde beeinflusst, einen plötzlichen Anlauf und lief zehn Schritte weit, als wolle sie nach Ostende durchgehen, legte sich aber dann doch wieder hin; oder ein weißes Laken begann das Wellenspiel der See nachzuahmen, als habe es demnächst im Theater als Meerespiegel aufzutreten. Und vier nagelneue Badefarren standen hart am Wasser; mehr giebt es noch nicht, aber sie sind schön rot und weiß gestreift, und zwar nach der Quere, nicht so diagonal wie in Ostende, was ja ein Unsinn ist. Und auf

dem Dach jedes Badefarrens war ein roter Hahn — Den Haen! Le Coq! — aufgepflanzt, was in andern Seebädern, die anders heißen, nicht thunlich ist.

Aber während ich mich dieser freundlichen Elementarereignisse freute, entstand eine plötzliche Bewegung um die Billettenhütte her. Mehrere Menschen deuteten einen Auf-
lauf an, und Rufe nach dem Arzt wurden laut. Ein Heil-
kundiger aus Brügge befand sich nämlich unter den Siebzehn von Le Coq, und nach diesem wurde jetzt gefahndet. Ein Getreidehändler aus Namur, der einen Augenblick für jenen gehalten wurde, lehnte die Ehre lebhaft ab, und auch eine Modistin aus Gent wollte durchaus nicht der Gesuchte sein. Endlich stöberte man den docteur herbei, und er be-
eilte sich, den Menschenfreund, der von ihm gefordert wurde, zu spielen. Der Fall war aber sehr ernst. Der Patient war kein anderer, als jener verwehte Arbeiter, den ich unten im Graben hatte schlafen sehen, mit der Nase voll Stech-
mücken. Er war nun ausgeschlafen und hatte die Mücken verscheucht, aber seine Nase befand sich in einem tragischen Zustande. Sie spielte die unheimlichsten Farben und hatte Formen angenommen, die sich von allem Nasalen weit ent-
fernten. Er klagte über unerträgliches Jucken und totale Unfähigkeit zu niesen. Der Arzt aus Brügge schien einige Augenblicke verlegen und betastete die Nase von allen Seiten mit dem Knopf seines Stockes, ohne sich vorderhand bestimmt zu äußern. Erst als er die Geschichte mit den Mücken ver-
nommen, fand er seine Wissenschaft wieder und sagte wörtlich: „Oh, mein Freund, das beste ist, Sie setzen sich mit

der Nase ins Meer, das Seewasser wird Ihnen gut thun.“ Hierauf ging er seiner Wege. Da stand nun der Mann mit der Nase und machte ein etwas dummes Gesicht. Sich mit der Nase ins Meer setzen! . . . Alle Teufel, man setzt sich doch nicht mit der Nase ins Meer! . . . Wie setzt man sich mit der Nase ins Meer? . . . Der Rat des Arztes erregte nun allgemeine Heiterkeit, die Umstehenden ergingen sich in Kommentaren darüber und einigten sich schließlich in der Meinung, Patient habe sich ans Meer zu setzen und sich Umschläge mit Seewasser zu machen. Der Badewärter ließ ihm zu diesem Zweck eine Kinderschwimmhose, und diese wird wohl seitdem ihre Aufgabe erfüllt haben.

Nachdem ich so über sein Schicksal beruhigt worden, hielt mich nichts weiter in Le Coq oder Den Haen, und ich ging nach dem blechernen Stationshause, System Danly, um mit dem nächsten Zuge nach Blankenberghe zurückzukehren. Als ich mir daselbst meinen Fahrchein löste, sah ich dicht neben mir ein Bauernmädchen am Telephon, sie sprach mit jemand im Hotel und sagte ihm: „Der Herr mit dem weißen Hut reist ab.“ Damit meinte sie mich. Ich erschrak förmlich, denn ich hatte gar nicht geahnt, welche Hoffnungen im Hotel ich durch meine Abreise vernichtete. Hatte man dort die Hoffnung genährt, in mir Nummer 18 gewonnen zu haben? Man hatte eigens das Mädchen heraufgeschickt, um meine Bewegungen zu überwachen. Dann antwortete man ihr etwas durch das Telephon, was ich nicht verstand, aber sie lachte darauf und warf mir einen geringschätzigen Blick zu. Es scheint also kein Kompliment für mich gewesen zu sein.

Mont-Saint-Michel.

Ein Küstenbild aus der Normandie.

Wenn Gregorovius das uralte Heiligthum des Engelfürsten Michael auf Monte Gargano, dem Sporn des italienischen Stiefels, schildert, fliegt sein Gedanke quer über Europa weg auch nach dem Sankt Michelsberg im normannischen Meere. Denn nicht nur auf dem hohen Vorgebirg über dem blauen Golf von Manfredonia, sondern auch auf der Felseninsel in der grünen Bucht von Saint-Michel thront der heilige Drachentöter, und seine Normannen haben ihn ja einst, im elften Jahrhundert, in großartiger Wallfahrt auf dem fernen Gargano besucht. Das fiel mir gelegentlich in Cherbourg ein, und ich fuhr die zwei Stunden Küste hinab nach Süden, um dem „normännischen Herrgott“ einen Sonntagsgruß aus Meister Gregorovius' Munde zu bringen. Das war Samstag abends, nach Ankunft des englischen Postdampfers, und der Zug überfüllt mit Cook's Tickets. Gegen zweihundert Engländer, in ihren gewürfelten „Tweeds“, blau oder weiß beschleiert, wimmelten geräuschvoll mit. In Folligny stießen wir beinahe mit einem Pariser Vergnügungs-

zug zusammen, dem ein zweiter auf dem Fuße folgte; das hätte ein schönes Gemisch von Pariser Armen, Londoner Weinen und meinem Schädel geben können. In Avranches stieg ich aus und ließ die Menge nach Pontorson weiterfahren, wo die Billards so eingerichtet sind, daß man nicht nur auf, sondern auch unter ihnen übernachten kann. Im Traum erschien mir der heilige Aubertus, Bischof von Avranches, der die Abtei auf der Insel gegründet, und riet mir, um vier Uhr früh einen Karren zu mieten und damit durch das Meer zu fahren, es würde mich schon tragen. Ich verließ mich auf ihn, denn ein Loch in seiner Stirne — wo Sankt Michael ihn einst, ebenfalls im Traume, mit dem Finger berührt hatte — ließ mich mitten in sein Hirn hineinschauen, und ich sah, daß darin alles sauber und wohlgeordnet war, als bei einem, dessen Seele eine gute Hausfrau ist.

So fuhren wir vor Sonnenaufgang nach dem Küstendorf Genets, auf zwei mannhohen Rädern, mit einem Bauernburschen vornauf und einem Jüngling in der Ur-lauberkappe als Führer nebenher. In einem Dialekt, der mir zwischen spanisch und böhmisch zu schwanken schien, erklärten sie mir den Sonnenaufgang da hinten, während wir durch den „herbi“ rumpelten, diese Einöde von Sand und Stachelgras, deren tausend Gruben und Hügel mich im Karren unbarmherzig umherwarfen. Dann kamen wir auf den feuchten, glatten Sand hinaus, der Führer hing sich die Schuhe über die Schulter und stülpte die Beinkleider über die ganzen Weine hinauf, denn hier begann eine bloßfüßige Welt.

Zwei Kilometer weit vor mir schwebte auf der Wasserfläche eine Art Dunstgebilde, eines jener hunderttürmigen Luftschlösser, welche die Fata Morgana in ihren baulustigsten Stunden hervorzaubert. Unten Festungsmauern und runde Türme, oben, aus Felsen emporschießend, Hallen mit hohen Giebeln, Paläste mit hohen Dächern, Kapellen mit hohen Spitztürmen, lange Fronten mit Bogenreihen, und in der Mitte thronend ein Dom, dessen Strebebogen nach allen Seiten breit auseinanderstrahlten, daß er wie eine Gluckhenne mit ausgebreiteten Flügeln auf einem Nest voll Küchlein zu sitzen schien, und über alledem ein gewaltiger, vierckiger Turm. „Le Mont!“ riefen meine Begleiter, und das war keineswegs überflüssig, denn man konnte eher an ein ungeheures Phantomschiff denken, das, mit tausend fliegenden Holländern bemannt, aus dem Jenseits dahersegelte, um vielleicht, vom Tageslicht überrascht, an dieser flachen Küste zu stranden . . . Wie wir dann näher kamen, wurde es immer mehr Burg, eine Gespensterburg, an deren Zinnen Nebelfähnchen flatterten, und in deren Fenstern Feuerfunken glimmerten. Aber dann verblühte das Bild plötzlich, es verschwamm, immer undeutlicher, . . . als zöge es sich vor uns weiter ins Meer zurück oder wolle ganz und gar verschwinden. Nein, es war nur der Frühnebel, der sich auf der weiten Bai in milchigen Wolkenballen umherwälzte. Wir selbst waren darin eingehüllt, er legte sich mir feucht um den Leib. Der Führer platschte knietief im Wasser vor uns her und stieß rechts und links seinen Dreizack in die Tiefe; er sondierte unausgesetzt, wegen gewisser Löcher, deren halb-

flüssiger Sand schon ganze Karren mit Roß und Mann verschlungen hat. Ich fragte, aber die beiden winkten mit der Hand ab, sie bedurften ihrer ganzen Aufmerksamkeit, im gefährdeten Nebel. Nur der Führer brummte zuweilen etwas, stocherte im Wasser herum und wandte sich dann rechts oder links, um eine tiefe Stelle zu umgehen. Zuweilen sank der Karren plötzlich tief und stieg dann wieder hoch; das Wasser gurgelte in den Karren herein, ich flüchtete meine Beine auf den Rand hinauf, bis das Rinnsal überseht war. Zwanzig Minuten mochten wir so dahingetastet sein, als der Nebelschleier vor uns, wie mit einer Schere aufgeschnitten, rechts und links beiseite flatterte und im dreieckigen Ausschnitt Mont-Saint-Michel sonnenklar vor mir stand. Die Gralsburg, . . . Montsalvatsch, . . . Parsifal und Lohengrin, . . . fast hätte ich es laut gerufen. Die Zinnen funkelten im ersten Sonnenstrahl, farbige Glasfenster blitzten wie Rubine, Smaragde, Topase, . . . an dieser ganzen grausteinernen, grün durchwachsenen Pyramide schien alles lebendig, schien steinern zu knospen und sich zu verästeln, denn jeder Augenblick brachte neue Türmchen und Wächterhäuschen und Bschnasen, neue Binnenkränze und neue Reihen von Fenstern und Lucarnen zum Vorschein.

„Verf . . . Nebel!“ knurrte der Führer, „wir sind zu weit rechts geraten.“ Ich verstand ihn durch seine Gebärden. Dann wies er nach einem Gebäude in der Höhe, das durch unser Abirren sichtbar geworden, und sagte: „Lamerveille.“ So heißt nämlich der gewaltige Doppelpalast, der die eine Seite der Insel krönt. Aus einem Wäldchen,

das hier die Felsen übergrünt, steigen riesige Unterbauten auf, mit ganzen Reihen von ungetümmten Stülpfeilern versteift, jeder einzelne ein Turm. Und sie gehen in Palastmauern über, mit zwei Reihen gotischer Thore, die aber nur Fenster sind, und über diesen prangt eine dichte Bogenreihe, mit schlankeren Fenstern durchbrochen, und darüber Zinnen und Türmchen im blauen Himmel. Wie eine im ganzen behauene Felswand steht dieser doppelte Palastbau da, und dahinter türmt sich erst noch alle die übrige Gotik auf, weltlich und geistlich durcheinander, jedes einzelne Stück wiederum auf seinem eigenen Sockel stehend, eine für ewige Dauer unterbaute Welt, mit tausend Terrassen und Balkonen, die in den Felsen selbst geschnitten scheinen. Nur einmal noch hat das Mittelalter so Großartiges an „Substruktionen“ geleistet: in Assisi. Und aus der Höhe von fünfzig Meter herab bis zum Spiegel der Bucht, und dann dem Inselrand folgend weiter, zieht sich in zahllosen Ecken und Krümmen die Stadtmauer. Denn der Burg zu Füßen liegt eine befestigte Stadt, mit einer einzigen Gasse und 211 Einwohnern. Mont-Saint-Michel ist ein Berg, eine Insel, eine Stadt, eine Burg und eine Abtei, alles zugleich und alles in der nämlichen granitnen Rußschale beisammen.

Ein Bursche, der uns von der Insel her entgegengewatet, bot mir Photographieen zum Kauf an. Er sei der Adjutant des Marquis de Tombelaine und wolle mir das Abbild dieses Herrn um einen Frank geben. Das Bild stellte einen struppigen, verwetterten Insulaner mit den landesüblichen aufgestreiften Hosen vor, den sich jeder Fremde

kauft, weil er gar so malerisch aussieht. Maler wie Dubufe und Boulanger haben ihn gemalt, denn er ist seines Zeichens „Staffage“. Ist er nicht in dieser Weise künstlerisch beschäftigt, so trägt er Fremde, welche eine Fußtour um die Insel machen, über die Pfützen zwischen den Uferfelsen hinweg. Er wohnte da gegenüber am Ufer und erwartete einen Frank von mir. Dieses Gedränge von drei Personen und einem Pferde zog Zuschauer an. Einige Muschelsammlerinnen, auch sie hochgeschürzt, wie sie im Wasser leben, kamen heran, um mit weißen Zähnen zu lachen. Einige sandblonde Fischer mit Beinen von stelzenhafter Länge — vermutlich Darwinsche Anpassung, da sie ein im Wasser watendes Leben führen — untersuchten in der Nähe ihre ausgelegten Netze, konnten aber nicht umhin, uns gleichfalls zu beehren. Ein Photographieenmarkt im Wasser, glücklicherweise bei so starker Ebbe, daß selbst die Preise bis auf die Hälfte sanken. Immer größer wurde die Gesellschaft. Zwei andere Karren, die uns von Genets gefolgt waren, trafen ein, und eine Menge Touristen kamen hinterdrein geschwärmt, mitten durch die seichte Flut, Herren und Damen, alle barfuß und die Kleider hoch. An Spaß fehlte es nicht; mehrere der modernen Tritonen bliesen auf alten Posthörnern, in Ermanglung von echtmythologischen Muschelhörnern, und andere wurden von flotten Backfischchen, die auf ihren Schultern ritten, als Seepferde behandelt. Zwei Jünglinge von einem Velocipedklub hatten es durchgesetzt, auf dem Reitrad anzukommen, aber in einem schauerhaften Zustande, denn sie waren duzendemal unter Wasser geraten.

Als wir dann die porte Bavole erreichten, ging es noch viel bloßfüßiger zu. Dort patßchte eine Menge Bevölkerung ins Wasser hinein, und auch von anderen Seiten kamen schon Frühgäste. Es war halb sechs, und auf dem langen schwarzen Damme, der die Insel mit der Küste bei Pontorson verbindet, rollte bereits der erste Omnibus mit gähnenden Vergnügungszüglern heran.

Ich eilte zu Madame Boulard, der herrschenden Gastwirtin in der „Stadt“. Dort ist eigentlich alles Gasthaus. Zwischen den halbtausendjährigen Mauern und Türmen stehen gedeckte Tische, Bastionen sind in Speiseveranden verwandelt, Kellner mit weißen Schürzen loben St. Michael, den „Himmelsherzog“. Selbst das Wappen über der porte du roi zeigt Wellen mit schwimmenden Fischen, wie ein Gasthauschild. Es war die „Stunde der Omelette“, wie man hier sagt, denn sie schlägt hier ungefähr zu jeder Stunde. Da der Eintritt noch nicht gestattet war, schlenderte man dann in der Stadt umher, die einzige Gasse auf und ab, deren Mitte die Gasse einnimmt. Ein johlender Gänsemarsch von Pariser Herrchen und Dämchen, den rechten Fuß rechts, den linken links der Gasse, durch die ganze Stadt weckte das Erstaunen der Einwohner, die halbrasiert und mit halbgeflochtenen Zöpfen an den Fenstern der alten Giebelhäuser erschienen. Fast lauter Gasthäuser auch die, „zum Einhorn“, „zum goldenen Kopf“, „zum weißen Schaf“ u. s. f. In der kleinen Pfarrkirche wurde schon Messe gelesen; sie hängt voll alter Fahnen und bunter Wappen der ehemaligen Sanct Michaelskitter.

Endlich war die Eintrittsstunde gekommen, und die Scene sah aus, wie der Generals Sturm auf eine in Bresche geschossene Festung. Drei amtliche Führer stellten sich an die Spitze der drei Sturmkolonnen, und nun begann ein Klettermarsch von drei Stunden, aus denen bei mir fünf wurden, wie ich ihn nicht einmal zwischen den Katakomben und der Kuppel-Laterne von Sankt Peter in Rom gemacht habe. Über 10000 Stufen, hinauf und hinab, habe ich zurückgelegt, durch 27 Thore und 93 Thüren bin ich geschritten, über 19 Brücken bin ich gegangen, in den Wolken und unter der Erde bin ich gewesen. Das ist ein fortwährendes Treppauf-Treppab mittelst langer Stufenfluchten, über balkonartige Außengänge, über besetzte Brücken, von Terrasse zu Terrasse, von Dach zu Dach, von Keller zu Keller, von Jahrhundert zu Jahrhundert, aus einem Baustil heraus, in den anderen hinein. Ich kam mir vor wie ein Held Eugen Sues oder Alexander Dumas' des Ältesten, denn diese Insel ist ein Ritterroman voll romantischer Überraschungen und lebensgefährlicher Situationen, aus denen man aber durch die Vorsehung mit großer Regelmäßigkeit gerettet wird. Wenn man durch den alten Thorbogen des Abteigebäudes, zwischen den beiden finsternen Türmen, die finstere Treppe hinansteigt, die sich im Dunkel verliert, so fühlt man sich als Staatsgefangener. Wenn man im Innern eines Stützpfilers zehn Minuten lang schraubenförmig emporklettert, um plötzlich in Turmeshöhe auf ein filigranartig durchbrochenes Treppenbrücklein zu gelangen, das als Strebebogen in gotischer Schiefeit sich mitten durch die blaue Luft nach einem Kirchendach

hinüberschwingt (die berühmte „Spitzenbrücke“), so merkt man schwindelnd, daß es noch ganz andere Seufzerbrücken giebt als in Venedig. Wenn man eine stockfinstere Treppe emporsteigend, unversehens in den Sonnenschein hinaustritt und geblendet vom „saut Gaultier“ in die Tiefe blickt, begreift man, daß ein armer Narr von dieser Terrasse hinuntergesprang, auf der noch jetzt die Kanone liegt, deren „Bum“ die Flucht eines Gefangenen anzeigte. Wenn man im Dom unter den Turm geführt wird, der jeden Augenblick einstürzen kann, weil einer der Pfeiler, auf denen er steht, zersprungen und aus der Senkrechten gewichen ist, so lernt man in zwei Minuten das Gruseln, obgleich ein Eisselisches Gerüst versichert, daß hier Ausbesserungen vorgenommen werden . . . oder werden sollen . . . oder sollen sollten. Und wenn man sich auf diesen Turm selbst hinaufwagt, auf das mächtige, in die Höhe gezogene Bierock, mit seiner stumpfen Pyramide, die kein Geländer hat und nur von Verrückten bestiegen wird (daher sein Name: „tour des fous“), dann mag man wohl die Welt um sich kreisen fühlen, wie der Erzengel aus vergoldetem Erz, der einst oben stand und die blinkende Lanze schwang, wie jetzt der blau und gelb karrierte Engländer mit dem hoch geschwungenen Regenschirm. Und wenn man in die Gruft des romanischen Domes hinabsteigt, in die „Crypte des gros piliers“, da sieht man um den Altar her die acht kreisrunden Riesenpfeiler stehen, 13 Fuß im Durchmesser jeder, so dicht bei einander, daß nur die schlanksten Pilger sich zwischen ihnen durchdrücken können, und mit dem ganzen Gewicht der Oberkirche belastet; und

da glaubt man alle die alten Sagen von Atlas, der die Erdkugel trug, und meint, diese steinernen Riesen am Altare beten zu hören um Kraft, die ungeheure Bürde zu tragen. Und wenn man dann durch die endlosen Maulwurfsgänge im Unterbau der Domterrasse irrt, wo ewige Nacht herrscht, und hie und da steinerne Strafzellen sich öffnen, ein Labyrinth mit einem unsichtbaren Minotaurus, dann tauscht man mit keinem Kardinal, sofern er De la Balue heißt, wie der, welchen Ludwig XI. hier im eisernen Käfig gefangen hielt, und nicht einmal mit einem Journalisten, wenn er auch Dubourg heißt und auf Befehl Ludwigs XV. in diesem Käfig, den ich prüfend beklopfe, schmachten mußte, bis er eines Tages von den Ratten gefressen wurde. Man ist froh, wieder oben zu sein, in den gewaltigen Hallen der „Merveille“, im Rittersaal etwa mit seinen haushohen Kaminen und drei Säulenreihen mittendurch, oder im herrlichen Kreuzgang mit den hunderten gotischer Säulchen in seltsam gekreuzter Doppelreihe, oder auch auf dem merkwürdig auf- und abklimmenden Rundengang, der sich um dieses ganze, märchenhafte, granitene Traumgebilde herumzieht, Bastion um Bastion, Courtine um Courtine, von Pfefferbüchse zu Pfefferbüchse, von dem unerhört dicken Ungeheuer, genannt Gabrielsturm, bis zum alten Kirchlein des heiligen Aubertus, das auf seinem schwarz-gelb gestreiften Felstrumm an jener Ecke sitzt, wie ein brütender Seevogel auf einer Klippe im Nordmeer.

Und durch all das Winkelwerk begleiten den betäubten Wanderer die alten Geschichten von Blut und Brand. Jeder

Tritt weckt historischen Widerhall, aus sieben Jahrhunderten. Denn Sankt Michael steht da zwischen England und Frankreich, und zugleich als strenger Katholik zwischen Papisten und Calvinisten, Hugenotten und Liguisten. Was haben die Engländer nicht alles versucht, um diese Burg zu brechen! Noch liegen ihre „Michelettes“ da, die Kanonen, mit denen sie die Steinkugeln gegen den schußfesten Erzengel schleuderten. Eine ihrer vergeblichen Belagerungen dauerte volle dreißig Jahre lang. Auf dem kleinen Felseneiland Tombelaine, das ein paar Kilometer weiter in der Bai liegt, bauten sie sogar eine Gegenburg, um Sankt Michael fortwährend in Schach zu halten. Da wurden alle finsternen Sturmnächte zu waghalsigen Anschlägen benützt, immer gab es Überraschungen, Hinterhalte, Verrat. Wie oft war der Feind schon in der Burg, aber das Heraus war schwieriger als das Hinein, bei dieser Mausefalle, und keiner kam davon. Der berühmteste solche Anschlag war der des Montgomery, der seine Soldaten nachts im Cimer des Brunnens einzeln emporziehen ließ, durch einen vermeintlichen Verräter, der aber ihn verriet. Wie sie oben ankamen, wurden sie in die Wachtube gedrängt und erschlagen, 80—90 Mann. Noch jetzt heißen gewisse Räume der Burg „Montgomerys“. Und einmal, in der Hugenottenzeit, da traf es sich gar, daß die Katholiken von Mont-Saint-Michel und die Hugenotten von Pontorson sich in ihren Unternehmungen kreuzten; während die Michaelsleute drüben Pontorson nahmen, drangen die Calvinsleute hüben im „Mont“ ein und blieben da vier Tage, bis man die beiderseitigen Eroberungen wieder aus-

tauschte. Jede Muschelfischerin erzählt diese Mären und weiß von den berühmten „Einhundertundneunzehn“ zu melden, dieser heiligen Schar, welche noch weit über Dumas' „Drei Musketiere“ geht, und von Louis d'Estouteville, der sie befehligte, und vom Sire de Scaës, der mit 15000 Mann an den Felsen Sankt Michaels scheiterte. Denn erobert wurde die Erzengelburg niemals.

Und das alles hier oben, in der stillen Bai, in dem breiten Halbkreise zwischen dem bretonischen und dem normännischen Vorgebirge, auf diesem amphibischen Gebiete, das zweimal im Tage hohe See ist und ebenso oft seichte Wattengegend, auf diesem gefährlichen Boden, wo die herangaloppierende Flut ganze Kriegsscharen auf einmal verschlang, und Roß und Reiter im Stahlharnisch von überschwemmten Sandgruben verschlungen wurden, wie ein simpler Romanheld von Elie Berthet. Und da sage einer, daß es keine Romantik mehr giebt! Zwei Stunden von Cherbourg, mitten zwischen Havre und Brest, auf der Heerstraße der Welt, spuken die Gespenster scharenweise, und ein Erzengel nimmt ein Seebad.



Drontheim.

Ein Reisebild aus Norwegen.

Es war ein recht früher Augustmorgen, als unser guter „Sirius“ in den Hafen von Drontheim hineindampfte. Das Wetter war ausnehmend „blöd“, was auf norwegisch „weich“ bedeutet. Es glich eigentlich einem ungeheuren Wasserfall — wir hatten deren von Stavanger bis hieher etwa 2391 gesehen —, denn ein endloser Regen goß eben vom silzgrauen Himmel nieder. Am Hafen sah es windelweich aus, auf norwegisch wahrscheinlich windesblöd; ein paar Leute mit Röcken, Hosen und Mützen aus hellgelbem Wachstuch angethan, beförderten uns ans Land, wo wir unter einem Schuppen zähneklappernd warteten, bis ein ebenso hellgelber Laufbote einige offene Droschken aus der Stadt zum Herangondeln bewog. Die breiten, schnurgeraden Straßen waren verödet; nur einige Radfahrer in gelben Wachstuchmäntelchen huschten dahin, und an den einstöckigen, hölzernen Häusern drückten sich vereinzelte Existenzen, sämtlich aufß wasserdichteste angezogen, entlang. Auf einer Promenade stand ein norwegischer Seeheld aus dem XVII. Jahrhundert, der sich von dem modernen Weltfahrer Norden-

skiöld nur dadurch unterschied, daß er mit „T“ anfang; aus den drei Spitzen seines Dreispitzes plätscherten drei niedliche Wasserfälle nieder, die, gleich den sächsisch-schweizerischen, nur bei Regenwetter „gehen“. Der Salzwasserheld machte bei diesem Sturzbad aus Süßwasser ein sehr saures Gesicht und wünschte sichtlich, lieber als Direktor der gegenüberliegenden Sparbank an einem trockenen Schreibtisch zu sitzen. Vor unserem Gasthof trieben sich reizende, kleine Blumenmädchen in bunten, goldbesitterten Nationaltrachten herum; auch ebenso niedliche Kirschmädchen, denn Anfang August ist da oben die Zeit der Kirschreife. Diese lieben Kinder vergnügten sich damit, daß sie die dünnen Wasserfälle, die gleich flüssigen Eiszapfen an allen Zacken des leinenen Vordaches hingen, mit Papierdüten auffingen und einander damit begossen; augenscheinlich regnete es ihnen noch nicht stark genug.

Wir gingen dann sogleich aus und durchschwammen, größtenteils wassertretend, die Stadt. Aus dem Kunstverein vertrieb uns der Anblick von vier „Regenwettern in Bergen“; die Stadt Bergen ist nämlich berühmt wegen ihrer ewigen Niederschläge, die überdies noch von allen einheimischen Malern verewigt zu werden pflegen. Ein großer einstöckiger Holzpalast zog uns an, mit einem goldenen Wappenlöwen im Giebel über der Freitreppe. Das ist die königliche Residenz, ein Bau aus der Rokokozeit, aber aus Brettern und Sparren, wie der größte Teil des übrigen Dronthaim. Er war eben mit einer Kunstgewerbeausstellung angefüllt; lauter prächtigen, alten Sachen aus Privatbesitz, im ganzen Lande

gesammelt, in einem Lande voll Holzschnitzler und Metall-
drahtknüpfer. Die guten, alten Formen werden jetzt alle wie-
der aufgenommen, man kann heute Champagner aus holzge-
schnitzten Pumpen trinken und sich eine Lichtputze für elektrische
Glühlichter kaufen. Die Fremden thun das auch fleißig,
besonders bei solchem Wetter. Wir verbrachten die Zeit bis
mittag, wo die Kathedrale geöffnet wird, mit dem Besuch
der leitenden Kaufläden. Überall fanden wir sehr gemischte
Gefühle vor; mit dem einen Auge lachte man, weil der
Herzog von Hamilton eben in Norwegen reiste, mit dem
andern Auge aber wurde geweint, weil der deutsche Kaiser
dieses Jahr seinen Besuch abgesagt hatte. Der Herzog von
Hamilton, mit seiner schneeweißen Nacht voll schneeweißer
Matrosen! Hatten wir nicht in jedem Fjordwinkel von Sta-
vanger bis hieher von ihm gehört, wie von einem weißen
Fliegenden Holländer, dessen Fußspuren mit goldenen So-
vereigns gefüllt sind, und der alles kauft, alles, alles, sogar
schöne Fjordmädchen, natürlich wegen der Nationaltrachten,
die sie tragen, und die er leidenschaftlich sammelt.

Nur in den großen Laden des Ole Nas — der Name
ist in Norwegen häufig — konnten wir uns nicht entschließen
einzutreten. Dagegen kauften einige Reisegefährten bei dem
„Guldsimid“ Odin Domaes Filigransachen für die geliebte
Gattin. Bei Odin, dem Hort der Gattentreue, selbst gekauft,
davon versprachen sie sich die größte Wirkung. Es wäre
freilich weit schöner gewesen, wenn sie sich zu deren Gunsten
bei der Versicherungs-Gesellschaft „Thor“ auf eine runde
Summe hätten versichern lassen. Die Götter der nordischen

Mythologie sind nämlich jetzt in Skandinavien meist Direktoren von Aktiengesellschaften, ganz wie unsere Markgrafen und Altgrafen; begreiflich genug, denn wer würde nicht sein Haus gern bei Thor, dem Donner- und Blitzgott selber, gegen Wetterschäden versichern? Vor allem aber gingen wir zu J. N. Bruun (mit mehreren „u“) in Strandgaden, dem Pelzkönig des Nordens. Sein großes, mehrstöckiges Holzhaus ist bis in die Keller hinab mit den Nationaltrachten der nordischen Tiere vollgestopft. Das ist Brehms „Tierleben“, Band so und so viel, in lauter Fellen, ein Tiergarten ohne Fleisch und Bein. Ein gewiegter Tierpsycholog mag sich die Gefühle einer Motte ausmalen, welche sich in dieses Pelzparadies einzuschleichen vermöchte. Da liegen Herden von Kamtschatka-Vibern, Schwärme von Blaufüchsen, Rudel von Eisbären in wagrechter Plattheit übereinander geschichtet. Ganze Vogelberge lagern gerupft in Kisten und Säcken. Blutscenen aus der Raubtierwelt stehen da, von der Hand des Ausstopfers mit dramatischer Plastik wieder aufgebaut: Richard III. als riesige Schneeeule, die einen Eishasen zerfleischt; Othello als schwarzer Bär, der ein weißes Reh mit Desdemonaaugen erwürgt. Ach, der schwarze Bär wird immer seltener da oben, der Tourist kann leider schon wochenlang in den norwegischen Waldgebirgen umherstreifen, ohne von einem gefressen zu werden. Und auch der Blaufuchs macht sich rar, denn die englischen Sportliebhaber, die seit einiger Zeit nur noch Blaufuchs jagen wollen, sind ihm allzunahel auf den Leib gerückt; schon ist die Zeit nicht fern, wo man gewöhnliche fuchsröte Füchse wird blau färben müssen,

um nur der ewigen Nachfrage des „shooting“-Publikums zu genügen. Der Eisbär dagegen hält sich noch wacker. Da liegt er schockweise, der grimme „Isbjörn“ — so kommt man nach und nach dahinter, was der Name des einstigen Graf Wilczek'schen Nordpoldampfers bedeutet hat — und muß sich von einer schraubenlockigen Lady, die auf einen Bahn seines Gebisses zu wenig wäre, „zu gelb“ oder für 250 Kronen zu teuer befinden lassen. Sie wartet schon seit fünf Jahren — denn die Lady kommt fast jedes Jahr — auf den unausbleiblichen Krach in Eisbärfellen, um Meister Weißpeß recht billig zu bekommen. Wir waren entrüstet über die Unchristlichkeit, so mit Dampf auf den Ruin eines Menschen hinarbeiten, und fast hätte ich meinem Unmut im Ankauf einiger recht fein „gespotteter“ Luchse Luft gemacht. (Die Verkäuferin, die ein mit etwas Englisch panachiertes Deutsch sprach, meinte „spotted“, d. h. gefleckt.) Auch Kaiser Wilhelm hatte das letztemal, nebst einer Menge Eisbären, drei Luchse gekauft. Aber „es giebt im Menschenleben Augenblicke,“ — das ist so wahr! In diesem Augenblicke fiel mir unser hochverehrtes Goldagio ein, und dieser glückliche Einfall verscheuchte plötzlich alle Luchse aus meinem inneren Gesichtskreise. Einige meiner Gefährten hatten sich mittlerweile ausgestopfte Schneeeulen mit ausgespannten Fittichen bestellt, und es trat eine große Hauffe in Schneeeulen ein; sie legte sich erst tags darauf, als ein Berliner Herr erzählte, er habe vor zwei Jahren etliche solche Schneeeulen mit ausgespannten Fittichen bei ihrer Ankunft als „Wildpret“ hoch verzollen müssen.

Wir ruderten hierauf zu Möller, der die nationalen Sachen in Metall arbeitet. Eigentlich thut es sein Sohn, ein geschickter Modelleur, der sich in Kopenhagen und an der Wiener Kunstgewerbeschule ausgebildet hat. Da werden denn die alten Bauernbrotschen mit vorgezeichneten Buckelmustern gehämmert und die drachenköpfigen Sicherheitsnadeln der Wikinger, die lange vor Columbus in Chicago gewesen. Und eine Welt von Filigran wird gearbeitet, Schmucksachen jeder Art aus Silber- und Golddraht, gestricke Ohrgehänge gleichsam und gehäkelte Gürtelschnallen mit klappernden Goldblechplättchen und Schellen behangen. So hörte der alte Wiking sein Weib, wenn es sich im Walde verlaufen hatte, und konnte es wieder einfangen; seine Kuh und Ziege trugen zu gleichem Zweck ein Glöcklein. Nun, der Herzog von Hamilton könnte in London eine Möllersche Zweigniederlassung eröffnen, so viel hat er gekauft; er wird es auch vermutlich thun, um seine Reisekosten hereinzubekommen. Diese hohen Herren gehen freilich mehr auf die großen, eiselierten Silbersachen. Einen Leuchter mit den vier Evangelisten am Sockel, nach altem Muster, hat z. B. auch Kaiser Wilhelm gekauft; er war damals fußleidend und konnte nicht an Land gehen, aber er ließ sich eine Möllersche Auswahl zweimal an Bord schicken und wählte reichlich. Ich glaube, auch von uns ging niemand leer aus. Wenigstens ein silberner Stockgriff mit einem Drachen, dessen bleiernes Urbild an der Kathedrale Wasser speit, oder ein Manschettenknopf mit einem grimassierenden Mönch, dessen steinernes Original in der Kathedrale ein Gewölbe zusammen-

hält, mußte mit. Die humoristischen Schnitzereien des Domes werden zu solchen Zwecken weidlich geplündert und wirken noch nach einem halben Jahrtausend auf das spätgeborene Zwerchfell.

Hierauf wateten wir zu Jakob Digre, dem berühmten Fabrikanten von norwegischen Holzhäusern. Man könnte Meister Jakob ebenso gut einen Fabrikanten von Hausbesitzern nennen, denn bei der Billigkeit seiner Häuser sind die Menschen wahrlich nur selber daran schuld, wenn sie nicht schon sämtlich Hausherren sind. Um 2550 Kronen wollte er mir ein vollständiges Haus gleich mitgeben, samt dem Fußboden; ein Haus mit drei Stuben, Küche, Veranda und sogar einem Oberstübchen, in dem es ganz richtig war. Geschwind überschlug ich den Inhalt meiner Börse und berechnete den freien Raum in meinem Koffer, fand aber leider, daß in ersterer mehr Raum verfügbar war als im letzteren. Mit schwerem Herzen erklärte ich ihm, daß die spießbürgerlichen baupolizeilichen Vorschriften bei uns zu Lande für Unterbau und Dachdeckung noch gewisse Vorschriften hätten, die freilich ebenso viele Vorurteile wären, aber item zu Recht bestünden. Auch wäre es, so ich mich recht erinnerte, nicht gestattet, die Innenwände unverputzt zu lassen, da die bloße Ölung (angeblich) Feuerzgefahr in sich schloße. Vergebens wies er auf den deutschen Kaiser hin, der sich in Potsdam ein norwegisches Haus habe bauen lassen, ich wollte es durchaus mit unserer Baupolizei nicht verderben und verzichtete. Glücklicher Hans Dahl — ich meine den berühmten norwegischen Landschaftsmaler — mit deinem

blanken, geölten Bohlenhause, das du dir am Sognefjord hast aufstellen lassen, und das sogar ein Atelier enthält! Du wohnst freilich in der ultima Thule der malenden Welt, wo jeder baut, wie ihm der Schnabel gewachsen ist; auch ist dein Haus bei der Feuerversicherungsanstalt „Thule“ versichert.

Wir kehrten nun in eine „Wienerbageri“ d. h. Wiener Bäckerei ein, um uns durch eine königlich norwegische Kaisersemmel von auffallend romanischer Rundbogigkeit für den Weg zur Kathedrale zu stärken. Dieser hyperboräische Zauberbau, der dem Studierenden der allgemeinen Kunstgeschichte als etwas ganz Exotisches, mit Augen nie zu Erblickendes vorschwebt, winkte uns ja schon dringend entgegen. Ein Gemisch von Ruine, Prachtwerk und Notbau, sieht der Dom, „Norwegs funkelnder Augapfel“, wie ein Haufen regellos aneinander lehrender Baulichkeiten aus. Romanisches und Gotisches, Schiffe kreuz und quer, freistehende Kapellen, Vorhallen, ein nie dagewesenes Achteck an der Stelle des Chores, der Stumpf eines riesigen viereckigen Turmes über der Bierung, dazu spitze Türmchen, Strebebogen von abenteuerlicher Schlankheit, Rundbogenfriese, halbzerrümmerte Statuenreihen . . . Doch ich will ihn ja nicht beschreiben. Der Dom wird gegenwärtig mit großer Kunst wiederhergestellt, und es scheint, daß man damit gegen Ende dieses Jahrtausends zu stande kommen wird. Es sind nämlich nur etwa 70000 Kronen jährlich dazu verfügbar, und auch von dieser Geringfügigkeit geht ein großer Teil auf Verwaltungskosten verloren. So ist das Langschiff

eine wüste Trümmerstätte, nur das herrliche Achteck, das jeinesgleichen nicht hat, und die Sakristei sind wieder auf-
erstanden. Was aber vorhanden ist, erregt ungemessenes
Staunen, denn man glaubt eine versteinerte Holzkirche zu
sehen. Es ist das Nationalheiligtum eines Volkes von Holz-
schneidern, dem die Steine auf Bäumen wachsen. Sie bauen
aus steinernen Brettern und Latten, ihre behauenen Säulen
sind geschnitzte Pfosten mit langgezogenen, tiefgefehlten Pro-
filen, vor denen sich ein Italiener bekreuzigen würde. Ihre
Bieraten sind alle durchbrochen und unter Schnitten, als würde
in Birbel oder Birke gearbeitet. Und alles ist Bierat, alles
blättert sich auf, knospt, rankt, blüht.

Und wimmelt dabei von menschlichen und tierischen
Formen. Ja, diese Menschen, diese Tiere, sie sind für mich
die Hauptsache, denn sie sind die köstlichste Sammlung von
Humoresken und Grotesken, die man sich denken kann. Das
waren im vierzehnten Jahrhundert die Drontheimer „Fliegenden
Blätter“, die in der Bauhütte der Kathedrale redigiert wurden.
Dort saß der damalige Wilhelm Busch, in brauner Mönchs-
kutte, und schnitzte in jenem merkwürdigen bläulichen Stein,
der sich dem Messer so weichhölzern fügt, um dann an der
Luft zu erhärten, den damaligen Max und Moriz, den da-
maligen Unglücksraben Hans Huckebein und besonders die
damalige fromme Helene und ganz besonders den damaligen
Pater Filucius. Dort saßen der damalige A. Oberländer
und H. Kaufmann und wie sie alle hießen, sämtlich in
braunen Kutten, und bosselten aus heimischem Chloritschiefer
Engel mit Bispelmützen und Teufel mit langen Pfeifen (nein,

das doch nicht!) und karikierten sich auch gegenseitig, mit Hakennasen und schiefen Mäulern und langen Ohren und wahren Fragen von Glazen. Ich bin dann noch manchesmal wiedergekehrt und habe in den Jahrgängen dieses geweihten steinernen Witzblattes geblättert und jeden Tag neuen Spaß gefunden. Da sind vor allem die Kapitäle der Säulen und Pfeiler. Manche gleichen versteinerten Blumensträußen, aus lauter einzelnen, Blatt für Blatt gemeißelten Blüten, die wie auf Draht gesteckt hervorstehen. Andere sind filigran gearbeitete Körbe, förmlich aus steinernem Draht geflochten und hundertfach durchbrochen, daß man hindurchschauen könnte. Noch andere bestehen aus Rankenwerk, von Pflanzen, die im Begriff scheinen, sich in Tiere oder Menschen zu verwandeln. Ein Lindenblatt guckt einen plötzlich mit menschlichen Augen an, ein Eichenzweig formt sich unversehens zu einem weiblichen Busen oder greift mit einer Vogelkrallen in die Luft. Und dann wieder kommen ganze Szenen, von einem schier kirchenschänderischen Humor. Hier ein alter Mönch, in der Kapuze, der mit überaus verdrießlichem Gesicht ein ganzes Bündel fröhlicher, lachender, mit allerlei Kopfsputz aufgetakelter Frauenköpfe auf dem Kopfe tragen muß. Dort an dem Eckpfeiler zwei Kapuzinermönche, die sich mit Fischleibern in die Höhe ringeln, während die Köpfe, gemüthlich grinsend, Zwiesprach halten. (In Silber nachgearbeitet, besonders beliebt als Doppelspange für Gürtel und Mäntel.) Dann wieder ein Kapital mit einer dichten Reihe menschlicher Gesichter umstellt, deren hochgewölbte Augenbrauen und Nasen einen seltsamen Rundbogenfries

bilden. (Als silberner Stockgriff viel gekauft.) Dann kommen, als besonders ergötzlich, die Schlußsteine der Gewölbe, sämtlich mit einer wahren Teufelslaune geschmückte steinerne Humoresken. Bald ist es ein Tierkopf mit weit aufgerissenem Rachen und schauerlichem Gebiß, aber in zierlich gefältester Großmütterchenhaube. Bald ein feister Pfaffe mit jämmerlich schief gezogenem Munde. (Beliebter Stockgriff.) Zur Abwechslung einmal ein feiner, kluger, weltmännischer Bischofskopf, in Dreiviertelprofil, mit tiefgebohrten und daher ganz schwarz blickenden Augen. Und wieder eine Frage mit plattgetretener Nase und darunter einem breiten, offenen Munde, dessen gefletschte Zähne einen sogenannten „Zahnschnitt“ bilden. Und wiederum lachende, grinsende, flennende Köpfe mit dreieckigen Mäulern (Basis nach oben oder Basis nach unten), verdrehten Kleeblattnüstern und den tollsten Augenbrauentwizen und Backenknochenscherzen. Die Tragesteine sind nicht minder komisch. Einer stellt einen fabelhaft verrunzelten Greis dar, der sich mit beiden Händen verzweifelt ins Haar greift. Ein anderer ein strenges Pfaffengesicht mit vollkommen haarlosem Schädel und lauter verschrobenen Einzelheiten, dabei aber mit Feuereifer predigend. Und wiederum ein reizender Frauenkopf, mit durchsichtigem Schleier, der bis zur Nasenspitze herabreicht; ein moderner Pariser könnte ihn gemacht haben. Oder der schwermütige Kopf eines vermutlich gefallenen Engels mit weithin flatterndem Flammenhaar. Der Schlußstein eines Gewölbes zeugt so recht von dem Steinmehzübermut der damaligen Rasse. Er stellt einen Heiligen vor, der kopfüber vom Himmel

niederfährt, mitten durch das Gewölbe, einen Arm vorausgestreckt, wie ein Schwimmer beim Kopfsprung, und den steinernen Heiligenschein um den Kopf; bis zum Gürtel ist er bereits durch das Gewölbe getaucht, und zwar schief durch, so recht im Schwung der Niederfahrt. Sehr lustig sind ferner gewisse Frieße aus einzelnen Köpfen, die gleich Nägelsköpfen hingereiht sind, in klumpigem, klobigem Relief und derbster Charakteristik. Nicht zwei gleichen einander. Als Muster schreibe ich ein solches Stück Fries einfach ab, wie die Köpfe sich folgen: Mönch in Kapuze, eine Hand aufgestützt, die andere in der Luft fuchtelnd; dummer Bauernkopf in Zipselmütze, mit offenem Mund aufmerksam; behaglicher Bürgerkopf mit langem, gescheiteltem Haar; proziger Hausfrauenkopf in Haube; eine Art Rabenteufelkopf mit dornigen Augenbrauen und Ohren; Hundeteufelkopf mit ausgestreckter Zunge und zwei unter dem Kinn aufgelegten Pfoten; eine Art ewiger Jude mit langem Bocksbart und rundem Scheitelläppchen, mit einem Arm aufgestützt, den andern über den Kopf gebogen; ein menschenartiger Hund oder hundeartiger Mensch mit Spitzohren und diademartig gezacktem Stirnhaar u. s. w. Zu den komischsten Bildungen gehören endlich die Drachen. Sie sehen gar nicht furchtbar aus, sondern eher erbärmlich oder lächerlich. Sie machen verblüffte, erschrockene, verlegene, auch ganz gemüthliche Gesichter; der da ist offenbar ein Philister, der dort im Grund ein guter Kerl; einige haben heftige Zahnschmerzen und eine Wacke hoch geschwollen, die andere tief eingefallen; manche sind mit Ochsenohren und Bajazzoschöpfen ausgestattet; einer

gleich einem kläffenden Hunde, dessen Formen aber drachenmäßig pointiert sind; an einem andern ist alles gestülpt: Stülpnase, Stülpklippen, Stülpkinn, Stülpwimpern . . . Man verliert sich in dieser Rabelais-Hoffmann-Daumier-Buschschen Welt der Verzerrungen und Verwickeltheiten.

Ja, Drontheim war und ist die Stadt der Schnitzer. Bergen ist das Gegenteil davon, wie dem Ankömmling gleich das königliche Zollhaus am Hafen beweist. Es hat einen dreieckigen Giebel, in dem offenbar das norwegische Wappen ausgehauen sein sollte. Aber nur die Klöße für diese Plastik stehen aus dem Spiegel der Giebelwand hoch hervor; man sieht deutlich den Klotz für den Schild, den für die Krone und die für die Wappentiere. Ausgehauen aber hat man von alledem nichts, der Bergensche Plästengeist hat seit dem Anfang dieses Jahrhunderts ein solches Bedürfnis nicht gefühlt. Wo wäre dergleichen in Drontheim möglich?

Als wir den Dom verließen, goß es noch immer. Der Kirchhof ringsum schauerte vor Feuchtigkeit. Die kleinen Blumenvasen auf allen Gräbern überflossen längst. Die tischartigen, auf vier kurze Füße gestellten Grabplatten aus Bronze glichen vollen Waschbecken. Einzelne feine Grabsteine waren in wasserdicht getheerte Überzüge gehüllt; eine solche Spitzsäule verriet sich trotzdem als echter Labradorstein, dunkelgrün mit fischschuppenartig schimmernden bläulichen Plättchen durchsetzt, ein Prachtstück für die Mineraliensammlung eines wohlhabenden Gymnasiasten.

Sehr zufrieden plätscherten wir hinab nach dem Gasthose. An der Wirtstafel ging es außerordentlich nordisch her.

Obenan saß ein Herr von bedeutendem Aussehen, den man sich gegenseitig eigens zeigte. „Das ist der Fabrikant, der dem Dr. Nansen die Schokolade geliefert hat,“ wurde mir ehrfurchtsvoll zugeflüstert. Alles war damals voll mit dem kühnen Doktor, der soeben auf Leben und Tod nach dem leibhaftigen Nordpol reiste. Auch war ein Schiff vom Nordkap zurückgekehrt, und ein Duzend Kapleute speisten mit. Armes Nordkap! Es verlebte eine böse Stunde, denn die Reisenden hatten die Mitternachtsonne nicht zu sehen gekriegt. Was konnte das Nordkap dafür, daß der Horizont dick vernebelt war? Aber sie ließen kein gutes Haar am Nordkap, und von der Mitternachtsonne hätte nach ihren verächtlichen Reden kein Hund mehr ein Stück Brot genommen. Und doch, wie schön muß sie sein, die mitternächtige Tageskönigin! Da hing sie ja an der Wand, in Farben gedruckt, auf einem illustrierten Prospekt von Cook's Nordkapfahrten; das Kap als schwarze Mauer quer durch das Bild und links davon, in eine grünliche Luft geklebt, eine große, dunkelrote Siegelmarke, die Sonne der Mitternacht. Nur der ewige Tag dort oben hielt noch alles in Aufregung, er lag ihnen noch in den unausgeschlafenen Nerven. Einer der Herren zeigte seinen Aneifer, der ihm unterwegs gebrochen war; in Tromsø angekommen, hatte er ihn um drei Viertel auf ein Uhr nachts bei einem Optiker ausbessern lassen und in einer Viertelstunde fertig wieder bekommen. Ein anderer erzählte, wie er in Hammerfest um halb zwei Uhr Nachts den Postbeamten aus dem Bett geholt hatte, um sich seine postlagernden Briefe herausgeben zu lassen. Was würden unsere

Achtstundentagarbeiter zu solchem Vierundzwanzigstundentag sagen? Alle aber — und daran erkennt man einen Kaptouristen am sichersten — hielten beim Aufstehen vom Tische die Hand stützend unter die eine Rocktasche. In dieser verwahrte nämlich jeder die „Nordspitze Europas“, die er unter dringender Lebensgefahr von der Nasenspitze des Nordkaps abgebrochen, um sie daheim zu einem Briefbeschwerer verarbeiten zu lassen. Und jeder schwor Stein und Bein, daß sein Brocken die wirkliche, echte, allernördlichste Nordspitze unseres Weltteils sei.

Nachmittags hatte der Regen den originellen Einfall, aufzuhören. Ich benutzte dies, um einen der merkwürdigsten und dabei unbekanntesten Künstler der Welt kennen zu lernen. Er heißt Bengt Olsen, Delsen oder Ulsen; ich konnte die Orthographie aus dem Munde der Leute nicht genau heraus hören. Er wohnt in einem der letzten hölzernen Häuschen der Vorstadt Fhlen, jenseits des Ridsflüßchens, und ist ein schöner, alter Mann mit braungebeiztem, bartlosem Gesicht und langem, weißem Pastorenhaar bis auf die Schultern herab. Der alte Bengt schnitzt Holz, Birkenholz, und was sein Messer berührt hat, das findet reißenden Absatz in den Fremdenläden von Drontheim. Und er schnitzt ausschließlich menschliche Figuren, die er „Birkebeiner“ nennt, nach der berühmten norwegischen Volkspartei im Mittelalter, die sich aus Armut in Birkenrinde kleiden mußte. Aber seine Birkebeiner sind gar ausgefallene Kerle, die verwegensten Karikaturen, die ich je gesehen, menschenähnliche Gebilde von einer witzigen Unzurechnungsfähigkeit der Form, wie sie

wohl nur in einem Birkenlande vorkommen kann. Man wird sogleich sehen, warum. In dem alten Bengt lebt noch jene ganze urwüchsigte Phantastik des abenteuerlich Häßlichen, die man an dem Schnitzwerk der Kathedrale anstaunt. Er hat sich seine eigene Ästhetik des Garstigen gemacht, oder vielmehr, sie ist ihm von selbst aufgegangen in der zu grim-migen Scherzen stets aufgelegten Natur seines Vaterlandes. In jenem obersten Stockwerk Europas wohnt noch immer eine Bohème von seltsamen Göttern, die sich die Zeit mit tollen Studentenstreichen vertreiben; dort liegen die Wunder selbst heutzutage auf der Straße. Der alte Bengt war als Knabe Handlanger in den Steinbrüchen gewesen, aus denen man einige Zeit nach Erschaffung der Welt die Kathedrale von Dronthelm geholt hatte, Quader für Quader. Aber mehr als das Gestein zog ihn das Gehölz an, insbesondere die Birkenbestände ringsum. Er wuchs in der Überzeugung auf, daß die Menschen einst aus Birken erschaffen worden seien; das war seine kleine Privatmythologie. Folglich, spann er diese praktisch weiter, müssen auch in den jetzigen Birken noch Menschen stecken, und es muß möglich sein, diese mit dem Messer herauszuschälen. Der flachszblonde Junge ahnte nicht, daß ein Duzend Menschenalter vor ihm ein schwarzstruppiger Italiener weit unten im Süden in ganz ähnlichen Träumereien vor Marmorblöcken gestanden hatte; ein gewisser Michelangelo, der später ein vielbeschäftigter Steinmetz geworden sein soll. Und in den Wurzeln besonders, da stecken meine Leuten, sagte er sich, wenn er das vielknotige Geschlängel von halb unterirdischem Wurzelwerk betrachtete.

Mit runzligen Uräunghengesichtern sahen ihn die Knorren und Knubben an. „Und dann legte ich mich auf den Bauch,“ erzählte er mir durch den Dolmetsch, einen sehr internationalen Kellner meines Gasthofs, der in neun Sprachen Ja und Nein sagen konnte, „und half diesen halbversteckten Gesichtern schnitzelnd und stochernd aus ihrer Verkleidung heraus, bis sie ordentlich lebten.“

„Sehen Sie hier,“ fuhr er fort und deutete auf große Haufen astigen Holzwerkes, das in den Winkeln seiner Arbeitskammer aufgeschichtet war. „Das sind lauter Wurzelstöcke von Birken.“ Er hob einen auf und hielt ihn mir vor die Augen. „Sagen Sie selbst, ist das kein Mensch?“

„Ich . . . ich sehe nicht recht,“ entgegnete ich schonend.

„Nur ansehen,“ sagte er lächelnd, „so lange ansehen, von allen Seiten, bis Sie etwas drin erblicken.“ Er wandte das Holzstück langsam hin und her, in verschiedener Beleuchtung.

„Halt!“ rief ich; „in der That, da ist 'was. Eine Nase, eine schiefe, mit einem großen und einem kleinen Nasenflügel . . . und ein Auge daneben, . . . noch eines, aber stark gegen das Ohr verrückt . . . und zwei Ohren, verschiedenartige, . . . das eine fast wie die Löffel des Hasen, das andere beinahe menschlich, ganz menschlich in der That . . . und ein Mund, . . . ja, man könnte einen Mund daraus machen, mit ein paar Schnitten . . .“

Er machte die paar Schnitte, und es war wirklich ein Mund, ein offener; noch ein bißchen Gebißel, und ein schwarzbrauner Zahn stand in der untern Kinnlade, ein einziger, wie bei einer Phorkhade.

„Sehen Sie, wir haben den Kerl herausgeföhelt,“ lachte der Alte und warf den Klotz zu den übrigen. „Das ist nun mein Spaß . . . und mein Brot, seit einem halben Jahrhundert. Ich nähre mich von Birkenwurzeln, wie meine Landsleute bei Hungerznot gemahlene Birkenrinde in ihr Mehl mengen.“

Aber das war gar nicht die Hauptsache. An einigen seiner Arbeiten, die auf einem Bord standen, fiel mir das eigentliche Birkebeinertum seiner Figuren auf. Sie hatten ja Hand und Fuß; sogar Hände und Füße, Arme und Beine. Und in diesen Extremitäten liegt der Hauptteil von Bengtzs Phantastik, sein richtiger Birkenhumor. Sie laufen nämlich in der unglaublichsten Weise, so wie die Wurzeläste sich eben abzweigen. Sie setzen sich an, wo kein Mensch es vermuten würde, ein Arm bei der siebenten Rippe oder unter dem Ohre, ein Bein in der Achselhöhle oder Magengrube. Und sie knicken sich an Stellen, die gar nicht herkömmlich sind, z. B. mitten im Schienbein, oder sie gestatten sich ein plötzliches Ellbogengelenk an der Hüfte, eine Handwurzel am Oberarmknochen. Dabei sind sie ganz unmenschlicher Bewegungen fähig. Ein Birkebeiner präsentiert sein rechtes Bein wie ein Gewehr, senkrecht, mit beiden Händen, wobei aber die Arme sich erst auf seinem Rücken gekreuzt haben. Ein anderer benützt die überlangen Arme mit gefalteten Händen als Springschnur für seine überkurzen Beine, wie kleine Mädchen thun. Ein dritter steckt das rechte Bein ohne jede Anstrengung durch einen Knoten, der aus dem linken Bein und dem rechten Arm gebunden ist, immer mit passender

Verteilung der Gelenke. Selbstverständlich sind die Gelenke darauf eingerichtet, ihre Anatomie ist nach der ganzen Windrose orientiert. Der alte Bengt ist förmlich ein Verstauchungskünstler, ein Verrenkungsvirtuos. Ein von ihm erfundenes Schultergelenk gestattet dem Arm jede Bewegungslaune; teils geht es mit, so weit man will, teils läßt es den Arm so locker, daß er ganze Spaziergänge um den Kumpf machen kann. Da läßt denn mancher sein Bein elegant nachschleifen, wie ein Offizier den Säbel, während ein anderer es unter dem Arme trägt, wie einen Regenschirm, oder gar, die Beine vor der Brust gekreuzt, auf den Händen spazieren geht. Was sind alle Rautschuhmänner und Schlangemenschen der Welt gegen diese Ausgeburten einer von gegohrenem Birkensaft — hoffentlich giebt es das — be-
rauschten Phantasie.

Bengts Frau, eine hohe, schlanke Greisin von feierlichen Bewegungen, bewirtete mich mit Lysholmschnaps, dem norwegischen Nationalgetränk, dessen Quellen in Drontheim sprudeln. Wir plauderten dabei, durch den Dolmetsch, behaglich weiter. Der alte Bengt sprach über die Grundzüge seiner Kunst, ja über deren „Ideale“; dieses Wort kehrte bei ihm oft wieder. Er nimmt es sehr ernst mit seinen Späßen, er stellt sich Probleme, die meist auf eine neue Unmöglichkeit der Bewegung hinauslaufen, und die er oft erst nach langen Versuchen „künstlerisch“ lösen kann. Auch von seinem Alpdrücken erzählte er mir. Ihn plagt nämlich im Schlafe oft ein Alp, ein „Troll“, wie er sagte. Der setzt sich auf seine Brust, und unter diesem Druck kommt

ihm stets der nämliche Traum. Er träumt von einer Phyllogera der Birken, die alle Birkenbestände Norwegens verzehren und ihm seinen Rohstoff rauben soll. Wacht er dann auf, so lacht er freilich über den Unsinn, aber im stillen kauft er doch so viel Birkenwurzeln als möglich zusammen, einen Vorrat für den ganzen Rest seines Lebens. Er hat schon heute so viel, daß er zweihundert Jahre alt werden müßte, um das alles aufzuschneiden . . .

Das Wetter wurde immer „schmucler“, wie man in Norwegen für „schön“ sagt, oder immer „wackerer“, wie die Schweden diesen Begriff ausdrücken. So entschlossen wir uns um halb zehn Uhr abends, zum Leerfoss-Wasserfall hinauszufahren. Es war so hell, wie bei uns um ebenso viel Uhr Morgens. Ein mit dem obligaten roten Sammt ausgeschlagener Landauer brachte uns in drei Viertelstunden zum oberen Fall, der seine gewaltige Wassermasse über hundert Fuß tief hinabstürzt. Wir fanden dort noch andere Naturfreunde, die sich in einer Sägemühle gütlich thaten; unter ihnen ein Fräulein aus Christiania, das in einem schwarzen Sammtkleid mit langer Schleppe schon ganz Norwegen bereist und auch das Nordkap bestiegen hatte, und einen Herrn in tadellosem Touristengrau, mit zwei dicken, grauleinernen Rissen, auf beide Schultern aufgenäht, um den Druck etwaiger Felleisenriemen zu mildern. Wir wurden mit Holla und Halloh begrüßt und mußten an dem Abendmahl teilnehmen. In der Mitte des Tisches stand ein turmförmiger Käse, Namens Myzguft, der wie Speckstein aussieht und sich auch so schneidet. Er hat einen sonderbaren salzig-süßen

Geschmack und bei den Touristen einen sehr schlechten Leumund. Am Sandefjord ist ein Badeort, dort soll er die Hauptnahrung bilden; die Leute schneiden sich dort ganze Scheiben ab, bestreichen diese dick mit Butter und essen sie statt Butterbrots. Wir flüchteten vor dem Mysgust zum Knäffebrot, dem trockenen, braunen, norwegischen Brotfladen, der vermutlich aus Holzrücken gebacken wird. Sein hölzerner Geschmack war uns jedoch schon geläufig, und ein wahrer Idealhering, der — nach der Berliner Tagesredenart — „schon Otto Bellmann“ (d. h. unübertrefflich) war, that das übrige. Einige Gläschen Lysholm besorgten die Illumination. Wir saßen vor der Thür, es war elf Uhr geworden, und ein seltsam blaugraues Licht lag über dem saftigen Doppelgrün der Landschaft. Ein abgestandener Sonnenschein, eine Art Tageslicht von vorgestern. Der Wasserfall ging nieder, wie eine Schneelawine, in einem stumpfen Weiß, er sah gar nicht aus wie Wasser und schien lauter Kalkstaub aufzuwirbeln. Sein Donner füllte die Luft wie ein einziger betäubender Krach, der sich in die Ewigkeit zu verlängern schien. So einförmig war das Getöse, daß man es bald gar nicht mehr hörte, während man das leiseste andere Geräusch deutlich unterschied, als malten sich diese Töne hell auf einem dunklen akustischen Hintergrunde ab. Weiter unten auf einem Hof im Thale übten sich noch Kinder im Miauen; bei uns hätten sie seit vier Stunden geschlafen. Und rechts die Thaltwand hinan in einem sang de boeufarbenen Landhause wegte die Magd an einer Steinstufe der Hausthür das Küchenmesser; vermutlich um das Huhn

für den Abendtisch abzustechen; bei uns wäre es längst verbaut gewesen. Und einige der Herren lasen Zeitungen, und die Dame in schwarzem Sammt schrieb eine Postkarte, bei dem Schein einer Laterne, die nicht angezündet war. Auf meiner Taschenuhr schlug es halb zwölf.



Drammen, die Holzstadt.

Ein Wanderbild aus dem südlichen Norwegen.

Drammen liegt im Drammens-Fjord, am Drammens-Elv, und ist von den Drammen-Leuten bewohnt, die am Drammen-Holz reich geworden sind oder es um jeden Preis werden wollen. Man fährt von Christiania in drei Stunden hin, zwar in höchst eingeleistiger Weise, aber doch an vielen Holzzügen vorbei, die an allen Stationen auf den Nebengeleisen warten. „Wenn ich einen solchen Holzzug besäße, der von Christiania bis Stockholm reicht!“ seufzte ein einheimischer Bekannter. Auch sonst war es eine ausgesprochene Holzgegend, durch die wir fuhren. Alles voll Tannen ohne Phosphor und Schwefel; ein weichhölzernes Land. Man wundert sich, daß die Landstraße nicht gediebt ist, und die Leute nicht sämtlich Zahnstocher im Munde halten, die ja sozusagen als Nationalspeise gelten können. Ein sonniger Sonntagmorgen lag über der grünen Waldlandschaft, aus der jeden Augenblick himmelblaues Wasser hervortauchte: ein Stück Fluß, Landsee oder Meeresarm, wo die Tannen zu hunderten hineinzusteigen schienen. Eine Art fröhlicher

Öde lag in der Landschaft, ein lautloses Lachen. Selten sieht man einen Vogel; höchstens einmal eine Elster oder ein paar dahinwippende Bachstelzen. Der purzelnde Flug der Möwen fehlt dem strandgewohnten Auge bereits. Selten erscheint ein Haus, hinterwäldlerisch genug mit seinen gelb und rosa getünchten Holzwänden, das Dach wagrecht aufgelegte Granitplatten oder einfach eine Schichte Erdreich, dick von Moos und Gras, mit etlichen mageren Birken oder Tannen, die dort von selber aufschießen. In dem grünen Gebüsch bei diesen Hütten erscheinen allerlei blaue Punkte. Das sind entweder Blaubeeren, da es doch keine Schwarzbeeren, Gelbbeeren, Rotbeeren oder Graubeeren sein können — es giebt nämlich Beeren von allen Farben in diesem Beerenlande — oder es sind blaue Augen, die Augen eines blauäugigen Landes. Und das Blonde, was in der Regel dabei ist, sind entweder Büschel reifer Gerste, an Pfähle gesteckt, eine ganze gepfählte Ernte, oder es ist blondes Haar, das Haar eines blonden Landes. Jede Art Blond, vom roten Glanz der neuen Kupferkessel bis zum Weiß der Seidenraupen-Cocons, so daß man von einem solchen Coconkopf nur gleich die Seide abhaspeln möchte. Man glaubt gar nicht, wie weiß hier ein Haar sein kann. Und dann die ganze Stufenleiter von gelb, gelber, am gelbsten, am allergelbsten; senfblond, sandblond, semmelblond, strohblond, weinblond, rotblond bis zum Fuchsfigen und Judasroten hinauf. Es scheint, daß die norwegischen Eisenbahnen lauter strohblonde Stationschefs anstellen; als Schaffner werden offenbar nur Senfblonde verwendet. Vielleicht müssen sie

auch musikalisch fein, wenigstens pffiffen sie alle zwischen den Zähnen, und auf Station Köken sah ich den leidhaftigen Direktor Zahn von der Wiener Hofoper — er muß es gewesen sein! — die Abfahrtsglocke läuten. Mein einheimischer Bekannter war ein brünetter Schwede, und sein mitfahrendes Töchterchen hatte fast schwarzes Haar. Sie trug es kurz geschoren, „um nicht zu sehr aufzufallen“, aber in folgedessen hielt das Gummiband ihres Matrosenhütchens am Hinterhaupt nicht fest, und jeder Zephyr trug ihr das Deckelchen davon. Das war ewiger Lachstoff für ihren Vater, und er riet ihr jedesmal, sich blond zu färben, aber das Backfischchen schauderte vor dieser Norwegisierung noch zurück. „Sie wird es doch thun,“ versicherte mich Papa. Es ist aber auch nicht zu leugnen, daß in dieses prickelnde nordische Sommerlicht Blond hineingehört. Hier versteht man erst die Pleinair-Bilder der norwegischen Maler, mit ihren grellen Notizen zwischen allerlei halbtentfärbten, wie ausgeaugten Tönen. Die Zersezungsprodukte von Farben, mit denen sie zu malen scheinen, kommen hier wirklich vor. Auf jeder Station, wenn die Sonntagsreisenden kamen und gingen, gab es ein unmalerisches Konzert von rosa Kleidern mit einem Stich ins Violett, von blaugrauen Tüchern, die bei uns ganz blau wirken würden, von weißer Wäsche, die gegen das knallende Grün des Grases gelb abstach, und von pfirsichrot und juchtengelb angeflogenen Gesichtsfarben. Dazu kommt noch eine Vorliebe für Himbeerrot, Zeisiggelb und „Papelgrün“, was noch bössartiger hineinkreischt; kurz, ein Pleinair-Land. Wir plauderten viel über blonde Dinge. Ich glaube

entschieden, daß die Norweger nur darum so republikanisch sind, weil ein blondes Volk eine tiefbrünette Dynastie nicht mag. Dagegen führte freilich mein Einheimischer an, daß ja einige der größten Norweger, wie Bergeland, Björnson und Ibsen, selber brünett gewesen seien.

Zeit genug hatten wir zu solchen Dingen, denn der Zug war kein „Hurtigtog“ (Eilzug). Zuweilen machte die Maschine mitten im Walde Halt und sah sich ein wenig in der Gegend um. „Schaffner, warum fahren wir denn nicht weiter?“ fragte einmal mein Einheimischer. — „Weiß nicht,“ war die Antwort, „vielleicht sitzt vorn eine Krähe auf den Schienen.“ Das war ersichtlich ein Scherz, also eine Seltenheit in diesem ernstesten Lande. Auch lachte niemand dazu; es gibt nichts Unerschütterlicheres als ein norwegisches Zwerchfell. In Schweden geht es lustiger her. Dort fuhr einst unser Zug durch ein Waldgut und machte plötzlich halben Dampf, weil auf der ziemlich hohen Böschung eine Reihe von sechs Hängematten erschien, mit ebenso vielen jungen Damen in ländlichen Negligés belegt, welche übermütige Grüße zu uns herunterjubelten. Das hätte die junge Norwegerin gewiß nicht gethan, die mit uns gen Drammen fuhr. In einer Hängematte hätte sie übrigens gar nicht Platz gehabt, denn sie war weit über sechs Fuß hoch, dabei sehr schlank, frisch und elegant. Sie trug ein dunkles Reisekostüm und in einem honigblonden Haarknoten eine Nadel von blondem Schildpatt; die Schildkröten, welche die *écaille blonde* liefern, scheinen auch in Norwegen zu gedeihen. Sie war ein „Kontormädchen“! Nicht als ob sie

auf einem Kontor bedienstet gewesen wäre, aber in Norwegen ist alles „Kontor“. Der Verbrecher wird aufs Polizeikontor geführt, den Logensitz kauft man im Theaterkontor, der Maler arbeitet auf seinem Malkontor, und nebenbei scheint man auch alle großen Dinge „Kontor“ zu nennen, z. B. eine große Tasse „Kontorkop“. In diesem Sinne war unsere junge Riesin ein Kontormädel. Sie reiste allein, mit einer schwarzledernen Handtasche als Gepäck. Ihr gelassenes Wesen hatte eine gewisse ländliche Majestät. Jedenfalls sah sie wie etwas Selbständiges aus, was in der neuesten Novelle von Arne Garborg oder Ola Hansson etwas Schreckliches anstellen kann. Mitunter las sie zerstreut in einem Lokalblättchen, dessen Hauptinhalt die sehr fett gedruckte Verlobungsanzeige des Fräuleins Lovise Hilsen und des Herrn Axel Hveem bildete. Warum interessierte sie diese Anzeige gar so sehr? Arne Garborg hätte es gewiß sofort erraten. In demselben Salonwagen reisten noch zwei Herren, die offenbar der Welt angehörten. Der eine war, wie ich später hörte, ein Offizier in Zivilkleidung und wurde von seinem Reisegefährten „Jngwer“ genannt, was aber „Jngvar“ geschrieben wird. Er ließ unsere Ingeborg nicht aus den Augen; so irgendwie wird sie ja geheißten haben. Wenn ich Ola Hansson geheißten und eine „Hurtigpresse“ (Schnellpresse) bei der Hand gehabt hätte, ich hätte sofort eine hochnervöse Novelle: „Jngwer und Ingeborg“ gedruckt. Leider stieg Ingeborg schon mittwegs aus, bei einer kleinen Station mitten in grüner Wildnis, wo weit und breit nichts Menschliches zu sehen war. Stolz schritt sie die hohe

Böschung hinan und dann über den eisernen Steg, der den Bahnkörper überbrückt. Eine wandelnde Lanne. Wie sich ihre überlebensgroße Gestalt von der blauen Luft abhob, erschien es unwahrscheinlich, daß sie nur einen seidenen Sonnenschirm und keinen eschenen Speer in der Rechten trug, in der Linken aber die chagrinlederne Handtasche und keinen auerstierledernen Schild. Sie sah sich wiederholt mit einem halben Blick nach dem Zug um; wir standen richtig am Fenster. Dann schritt sie in den dunklen Wald hinein, hinter dem ein blaues Wasser lag, vermutlich mit einer Wohnstatt an stillem Ufer. Aber es war, als ginge ein nordisches Seefräulein, das in Christiania etwas Putz eingekauft, wieder heim in ihr unterseeisches Gemach. Herr Jngwer aber, — — plötzlich war er nirgends zu sehen. Sein Begleiter, der um zehn Jahre älter sein mochte, erschrak sichtlich und brummte einen Fluch in den Bart. Dann bog er sich weit aus dem Fenster und rief aus voller Lunge in den Wald hinein: „Jngwer! Jngwer!“ Der Ton der Besorgnis, des Schreckens, der Beschwörung, der in diesem Ausruf lag, und dazu die Ideenverbindung mit einem so geschätzten Gewürz, . . . ich stopfte mir das Tuch in den Mund, um nicht laut aufzulachen. Da kam aber auch schon Herr Jngwer wieder zum Vorschein, sehr überrascht von diesem Angstgeschrei. Er war ja nur in den nächsten Waggon hinübergewandert, von wo er „ihr“ länger nachschauen konnte. Sein Begleiter atmete auf und murmelte kopfschüttelnd etwas Norwegisches, was Herrn Jngwer sehr zu amüsieren schien.

In Drammen angekommen, gingen wir vor allem ins Zentral-Hotel frühstücken. Mein Einheimischer erklärte: so werde „es am besten gemacht“. Wir setzten uns auf eine Terrasse, wo wir die Aussicht auf mehrere Aussichtspunkte hatten, die sich auf den Hügeln ringsum durch Flaggenmaste verrieten. Wir nahmen ein wahres Zentral-Frühstück, im Schatten eines kleinen Heuschobers, der in einer Vase den Tisch krönte und von der hübschen vierblonden Aufwärterin für ein ungeheures Bouquet von „Markblomsters“, d. h. Feldblumen erklärt wurde. Wir nahmen skandinavische Mengen von Nahrungsmitteln zu uns, wofür wir eine Kleinigkeit bezahlten. Dabei verirrte sich zufällig unter die Kronenscheine, die ich hingab, ein österreichisch-ungarischer Guldenzettel. Der wurde mir von der Kassendame als „unverständlich“ zurückgeschickt, aber erst nachdem er die Runde durch Kontor, Küche, Keller und Stallung gemacht hatte. Der gute Gulden machte förmlich Sensation, man hielt ihn für etwas Exotisches aus den Kolonien. „Nein, so blaues Geld!“ hieß es, und dabei glaubten sie immer, es wären zwei Zettel zusammengeklebt, um ein Blatt mit zwei Vorderseiten herzustellen. „Aber da muß man sich ja immer verzählen!“ meinte die butterblonde Kassendame.

Wir durchstreiften dann die Stadt, in der die höchste Sonntagsruhe herrschte. Die herkömmlichen öffentlichen Gebäude an den herkömmlichen großen Plätzen; ein steinerner Stadtteil, an der Stelle des herkömmlichen „großen Brandes“ aller Holztädte aufgeführt, das übrige Holz und wieder Holz; eine lange, breite Holzbrücke über den mächtigen

Fluß, der mitten hindurchzieht. Strecken steinerner Kais, Flottillen holzbeladener Schiffe, in Stromesmitte eine stattliche Insel. Sie heißt schlechtweg Holmen und ist ganz und gar Holzlager. Eine Welt von Brettern, Latten, Schwarzen, Pfosten ist da aufgestapelt, aufgetürmt, wirklich turmhoch, bis an den äußersten Ufersaum. Auch sonst längs des Drammens=Elv, in allen Haushöfen, auf allen leeren Hausstellen, dieselbe Unendlichkeit von gesägtem Holz. Alles lebt hier von Holz, arbeitet in Holz, spielt mit Holz. Da steht die neue Börse; eine Holzbörse. Dort die neue Sparbank; eine Holzkasse. Mir gefällt solche Interesseneinheit einer ganzen Bevölkerung; die Menschheit kommt mir da wie aus einem Guß vor. Sie hat nur Holzgedanken, und sogar ihre Künstler haben eine Holzphantasie. Man sieht es zum Beispiel den neuen, in Backstein und Putz aufgeführten Häusern ganz wohl an, daß die Baumeister in Holzhäusern geboren sind. Der Stein geht nicht aus sich heraus, er benimmt sich wie Holz. Die Zierraten sind flach aufgelegt, wie aus Brettern ausgeschnitten und aufgenagelt; die Fenstergiebel, die Pilaster, alles. Sogar die bossierten Quadern, die seltsamsten flachen Quaderbossierungen, die man sehen kann; wie mit Säge und Hobel gemacht. Da hängen unter den Fenstern als Verzierung regelrechte „Schlipse“ mit flott geschlungenem Mittelknoten, aus Gips nachgemacht; dergleichen Schawl=Ornamente pflegte die Empirezeit aus Holz zu schnitzen, zu vergolden und an Gartenpavillons zu nageln. Da giebt es dorische Frieße aus kleinen runden Wifingerschilden, die reihenweise den Gesimsen folgen,

wie die großen, echten, hölzernen an dem alten Wikingerschiff in Christiania. Übrigens ein ganz brauchbares nationales Motiv; die alten Griechen haben ihre Friesmotive auch nicht anders erfunden.

Vier oder fünf Droschken, die Kutscher und Pferde vom gleichen Haferblond, langweilten sich auf dem menschenleeren Hauptplatz. Sie wollten uns fahren, auf die Studentenausicht, . . . irgendwohin. Die Drammen-Leute schienen ja alle ausgeflogen zu sein oder ihren Sonntags-schlaf zu thun. Sonderbar! In dieser städtischen Öde habe ich ein Naturphänomen beobachtet, das tief ins Unbewußte des Menschen hinunterreichen muß. Wir drei standen genau im Mittelpunkte eines großen, vollkommen menschenleeren Platzes und unterhielten uns über die Unterhaltbarkeit dieser Holzmetropole. Da kam aus einer Seitengasse ein wachsblonder Jüngling und schritt diagonal über den Platz. Vier Regimenter hätten bequem auf diesem Platze exerzieren können; so groß ist er. Jener Wachsblonde aber, der doch ein paar Tausend verschiedene Marschlinien quer über den Platz frei hatte, nahm sofort die Richtung auf unsere Gruppe und drückte sich gerade zwischen mir und meinem Schweden durch. Wir tasteten unverweilt nach Uhr und Briestafche, aber er hatte uns nichts gestohlen. Nun, ihr Suggestionen-Physiker, Hypnosengelehrte, Physiologen des Unbewußten, oder was ihr sein mögt: woher kommt es, daß ein Mensch, der über einen leeren Platz geht, gerade zwischen den zwei Personen hindurch muß, die als die einzigen zufällig irgendwo beisammenstehen? Welche Formel

des Menschenmagnetismus, des Herdeninstinktes, oder wie ihr es nennt, paßt darauf?

Wir entschlossen uns zuletzt, den nächsten Aussichtspunkt, den sogenannten Brandposten, zu besteigen. Das ist ein freier Hügelvorsprung mit einem Pavillon, in dem der Brandwächter wohnt. Man denke, welche wichtige Persönlichkeit in einer solchen Holzstadt! Da ist jedes „Zimmerfeuer“ gleich ein kleiner Waldbrand . . . Da oben war es wirklich reizend. Eine der lieblichsten Landschaften lag zu unseren Füßen. Der breite, blaue Strom gleich einem Fjord, der keinen Anfang und kein Ende hat. Seine Insel schien einem schwerbeladenen Holzschiff gleich dahinzutreiben, gerade auf die Brücke los. Die Stadtteile an den Hügeln und in einem Thälchen dazwischen boten den lustigsten Anblick. Hunderte von Holzhäuschen in Hellrot, Hellblau, Hellgelb, Hellgrün wimmeln dort herum, mit ihren Blumen- und Küchengärtchen, mit blitzenden Fenster Scheiben, alles bunt und fröhlich vor Sonnenschein. Es war so schön auf der Terrasse des Brandpostens, daß mein Einheimischer den unglückseligen Vorschlag machte, Kaffee zu trinken. Der Brandwächter war angenehm verduzt und gab einen pfeifenden Laut von sich, den ich nicht im norwegisch-deutschen Handwörterbuche fand. Jedenfalls setzte er die flache Amtsmütze auf und knöpfte den grauleinenen Amtsröck bis ans Kinn zu. Dann hielt er mir eine Rede, die ich nicht verstand, die aber dem Tonfall nach ein Glückwunsch gewesen sein muß. Dann holte er eine alte Frau herbei, die etwas unrafiert ausah; diese eilte ins Nachbarhaus und holte eine

noch ältere Frau, eine wahre Morne, mit einem Kind auf dem Arm, das einen Lutschtbeutel im Munde hatte, auf dem eine Wespe saß. Die Morne schlug die Hände zusammen, wobei sie das Kind beinahe fallen ließ, und die erschreckte Wespe sie durchaus in die Nase stechen wollte. Ein schrecklicher Kampf aller gegen die Wespe folgte, die schließlich der Übermacht erlag und tot die Walstatt deckte; der heulende Säugling sang ihr das Sterbelied. Der Tumult lockte noch andere lederne Frauen aus anderen hölzernen Häusern herbei, so daß schon ein kleiner Blockberg beisammen war. Aber der ganzen Versammlung gelang es richtig, indem jede etwas beisteuerte, einen vollständig servierten Kaffee zusammenzustellen. Mehr als vollständig sogar, denn wir drei bekamen vier Tassen, sieben Kaffeelöffel, ein Wasserglas, das mit einer Untertasse bedeckt war, einen Teller voll Cafés mit Fliegen, eine schwere Menge Zahntoche und eine böse Butter, glücklicherweise ohne Messer zum Aufstreichen. Und wir haben den Kaffee wirklich getrunken, ohne jemals dahinterzukommen, woraus in aller Welt er möglicherweise gekocht worden. Geröstete Sägespäne waren sicher dabei, aber auch die konnten von keinem zersägten Kaffeebaum herühren. Als wir später bezahlen wollten, mußte die alte Frau Nr. 1 schlechterdings nicht, wie viel sie verlangen sollte, und sagte schließlich aufs Geratewohl drei Kronen. „Sonst haben Sie keine Schmerzen?“ fragte ich sie auf deutsch; sie verstand es natürlich nicht, aber sie machte uns nun durch allerlei Geberdensprache begreiflich, daß wir nach Belieben zahlen sollten.

Dieses Abenteuer hatte die Stimmung auf dem Brandposten etwas getrübt, aber sie erheiterte sich wieder, als ein kleiner Junge heranschlich und trostlose Versuche machte, am verdächtigen Krümelzucker zu naschen. Dem armen Teufel waren nämlich die Hände am Rücken zusammengebunden, wie einem Raubmörder. Der Brandwächter erzählte geschwind, daß sei die einzige Strafe, die den Vorwitzigen auf etwa acht Tage kuriere; er habe nämlich eine sonst unbesiegbare Leidenschaft, an die Brandglocke zu tippen, was natürlich die ganze Stadt alarmiere. Wiederholt sei schon die Feuerwehr umsonst ausgefahren, und da gebe es für ihn immer eine ungeheure Nase . . . Da hing sie vor uns in der Luft, diese verantwortungsvolle Brandglocke, die über einer so leicht entzündlichen Stadt zu wachen hatte. Eine angebliche Glocke, der ich ihr Amt wahrlich nicht ansah. Sie ist nämlich nur ein runder stählerner Stab, etwa zwei Finger dick, der im rechten Winkel gebogen und an diesem Winkel frei aufgehängt ist. Ein Triangel ohne dritte Seite. Aber in diesem einfachen Instrument schläft ein ganzes Glockenspiel, und zwar einen überaus leisen Schlaf. Als der Brandwächter nur mit dem Fingernagel daran kratzte, füllte sich gleich die ganze Luft mit einem unheimlichen Singen und Klingen, an dem sich G. T. A. Hoffmann ergötzt hätte. Rasch griff der Wächter mit der Hand zu, und der Stahlstab verstummte plötzlich; die geringste Berührung genügt dazu. Nur was schon in der Luft wogte, sang leise weiter, wie auf unsichtbaren Telegraphendrähten, über die müßig aufhorchende Stadt hin; das war nicht mehr

zurückzuholen, so krampfhaft auch der Mann den Stab festhielt.

„Ein Schlag mit dieser Stange,“ sagte er, „macht den ganzen Berg zittern; das hört man zehn Meilen in die Runde . . . Und unser Junge Nils möchte den ganzen Tag auf diesem Donnerwetter Klavier spielen.“

Wir legten ein Wort für den Jungen ein, in dem offenbar ein Paukenvirtuos schlummerte, und seine Fesseln wurden gelöst. Rasch griff er in den Zucker und war ohne Dank über alle Berge.



Odde.

Ein norwegischer Winkel.

Man wird natürlich auch des Fjordfahrens müde, wenn man einige Tage lang immer aus einem Fjord heraus und in den andern hineingefahren ist. Mit welchem Nordpolfahrermut ist man aus der Elbemündung herausgedampft und hat sich dem beängstigenden Gemisch von Himmel und Wasser und sonst nichts anvertraut. Vierzig Stunden offene Nordsee bis Stavanger! Und wie wißbegierig war man. Man erkundigte sich eingehend nach dem Golfstrom, der in Norwegen die Einfuhr von Wärmegraden aus Mexiko besorgt. Man bemühte noch den Feldstecher aus dem Futteral, um die dreizüngige norwegische Postflagge recht genau zu sehen. Und man lugte in einemfort aus, zuerst ganz bescheiden nur nach Seehunden, von Stavanger aufwärts schon nach Walffischen, in der Gegend von Bergen nach Eisbären und bei Drontheim schon mindestens nach Seeschlangen. Und welch' aufrichtige Bewunderung, als man bei Ekenäs oder Ekesund (oder wie es heißt) zuerst norwegisches Klippenzeug erblickte; Kleingeklipp, nicht der Rede wert. Und wenn

ein paar rote, braune und schwarze Bauernhäuser am grünen Strand sichtbar wurden, hielt man sie für eine Herde bunter Kühe, die zur Tränke getrieben würden . . . an die salzige See! Und in das erste Leuchthäuschen, das man auf einem Felsbrocken mitten im „Ozean“ stehen sah, dichtete man flugs eine Novelle hinein. (Später, wenn man vor Bergen eine einsame Insel sehen wird, die bloß eine Mädchenerziehungsanstalt enthält, wird man lieber einen Roman über diese aushecken.) Und die ersten Holzhäuser in den hölzernen Straßen von Stavanger, welcher Effekt! Die Stubentwände hoffentlich mit chemischem Papier tapeziert, damit man die schwedischen Streichhölzer anreiben kann. Und das erste Rettungsseil im Fenster des Gasthofs, mit dem Rettungsgürtel, damit der Fremdling sich bei einer Feuerbrunst — die hölzerne Stiege wird ja zuerst in Flammen stehen — hinunterlassen kann. Und der erste Blick vom ersten Aussichtsturm hinab, dessen Mauer in mannshohen Buchstaben die gemüthliche Bitte aufweist: „Beskadige mig ikke!“ (Beschädige mich nicht!) Und der Blick ringsum auf all das in Feuer vergoldete Fjordwerk: die roten Felsen, die plötzlich blau werden, das blaue Meer, das eben noch schneeweiß war, die gelben Mooshalden, die gleich Chamäleons unter jedem Licht andere Farben spielen. Man hat das den Fjordmalern nicht geglaubt, dem Norman und Rasmussen und Sinding; jetzt möchte man jedem von ihnen sofort hundert Kronen borgen, ohne Wechsel, so sehr ist ihr Kredit gestiegen. Und dann die erste Gebirgsstraße mit ihren großen Schleifen, bei der einem versichert wird, diese Kunststraße sei eine der

größten Naturschönheiten Norwegens. Begeistert ist man, da es nirgends ein Wirtshaus giebt, in eine Konditorei gegangen und hat den kleinen, rotbackigen Flachsköpfen, die durchs Fenster hereinlugen, die größten Kuchen gekauft.

Und dann kamen acht Tage Fjordwelt, Fjordleben. Die erste Nacht ging man um zwölf Uhr zu Bette und stand um vier Uhr auf, um ja keine Felsenecke zu verschlafen. Später war ein ganzer Maurangerfjord nicht stark genug, um einen zu bewegen, daß man sich in der Kojе von rechts nach links wende und den Kopf hebe, um wenigstens einen Gletscherzipfel zu erblicken. Ich werde den Geirangerfjord für den Maurangerfjord nehmen, dachte man sich und schlummerte weiter. Es ist wahr, sie sind erdrückend großartig und bestrickend lieblich. Der Hardangerfjord ist ein hundertfacher Vierwaldstättersee, der Sognefjord eine Kette von zehnfachen Traunseen und Königsseen, abwechselnd aufgereiht und ganz mit kleinen (nur fünffachen) Hallstätterseen und winzigen (nur dreifachen) Thuner- oder Brienerseen behangen. Manchmal fährt man vierundzwanzig Stunden lang durch eine Stadt mit ungeheuren Boulevards und stattlichen Quergassen, die in eine Menge Sadgäßchen auslaufen. Diese Stadt ist nämlich ein leviathanisches Venedig, dessen Straßen Kanäle von Salzwasser sind, Meeresarme, mit unabsehbaren Reihen von wandschroffen Bergen statt der Paläste. Wo ein handbreites Vorland ausspringt, steht irgend ein namenloses St. Bartholomä, und wo eine steinerne Leiste am Wasserrand entlang läuft, stehen auch rote, chokoladebraune, schwarze Häuschen, jedes mit einer Schürze

voll Grün und ein paar Menschen. Ein Blick in die Tiefe einer solchen Wasserstraße zeigt neunundneunzig Couliſſen hintereinander, in allen Schattierungen von Grau; nur wo die Sonne quer durchscheint, sieht man gleichsam grüne, rote und gelbe Schleiertücher mitten durch die Gasse gespannt. Steht die Sonne hoch, dann glitzert und funkelt alles von Wasser, auch die hohen Wände. Denn alles ist Wasserfall; bei den Volkszählungen werden sie vermutlich jedesmal gezählt. In jeder Künſte fällt etwas Blendendweißes, jedesmal mit einem andern Sprung. Wie ein weißer Blitz, im Zickzack, fährt der „Fos“ die Wand herab; oder er steigt einer himmelhohen Wassertreppe gleich nieder, wie in Wilhelmshöhe; oder er bläht sich im Winde gleich einem Segel aus dem Spinnwebgewand der Feen; oder er fließt in zahllosen Strähnen nieder, wie das lange Silberhaar einer Nixe, slicht sich in halber Höhe regelrecht zum Zopf und strahlt sich unten wieder in ungezählte Lockenfransen auseinander. Anfangs möchte man jeden einzelnen photographieren, später wird man blasiert. Ja, wenn ein Wasserfall die Wand hinaufkletterte, zur Abwechslung! Übermorgen wird man sie schon komisch finden. „Wasserfall Nr. 9999“ wird man sagen, oder: „Noch ein Purzelbaum aus Wasser“. Oder man wird parodistisch citieren: „Ein Wasserfall steht einsam im Norden auf kahler Höh!.“ Duzende namenloser Wasserfälle auf einmal, ringsum, das ist zuviel. Und doch, so mancher, den man hier gar nicht beachtet, würde in der Schweiz glänzende Geschäfte machen, drei Hotels mit Engländern füllen und elektrisch beleuchtet sein. „Wie viel Am-

père gehen da verloren!“ seufzte einer meiner Gefährten, ein Elektrotechniker, der alle diese Fallkräfte sich gleich in lebendige Arbeitsleistung umgesetzt vorstellte. Ein freistehender Berg zwischen zwei Fjordarmen, z. B. der „Oxen“, rings mit solchen Silberquasten behangen, erklärt einem vollständig das Wesen einer sogenannten Wasserseide: die ist nämlich der höchste Punkt, von wo die eine Hälfte des Flusses hierhin, die andere dorthin fließt. Bei schwerem Regentwetter wird die Sache noch sonderbarer. An einem Berge im Sognefjord zählten wir siebzehn Wasserfälle; sie wurden förmlich zu Dachtraufen. Dazwischen einmal kommt etwas Niederlegendes, z. B. die „sieben Schwestern“, sieben große Wasserfälle, die Arm in Arm einen senkrechten Spaziergang von 2000 Fuß nach der See hinab unternehmen. Und das bei einem Regentwetter, wie es Andersen gehabt haben mag, als er „Die Galoschen des Glücks“ dichtete. Einer grauen Stubendecke gleich hing das Gewölk, wie vom Maurerpolier glattgestrichen, über dem ungeheuren Sognefjord. Der Dampfer fuhr darunter hin, und die Passagiere verlangten vom Steuermann, er solle mit der Mastspitze ihre Monogramme in diesen breiweichen Plafond hineingravieren. Noch den nächsten Tag gingen die Anwohner dieses Fjords, bei Sonnenschein, mit aufgespannten Regenschirmen umher; um sie nämlich zu trocknen. Man nennt das auf Norwegisch „fuchtiges“ (feuchtes) Wetter, und wem der Wiener Dialekt nicht fremd ist, begreift es.

Wenn dieses Kreuz- und Querdampfen, dieses Biegen um hundert Wasserstraßenecken, dieses Herumschleichen um

allerlei Dinge, die unter dem Wasser sind, einige Tage gedauert hat, wird man vom Schwindel erfaßt. Man glaubt mit dem Schiffe festzustehen und die Berge und Wasserthäler langsam um sich her fließen zu sehen, scheinbar immer die nämlichen langen Felsennasen mit immer gleich unaussprechlichen, gedächtniswidrigen Namen. Und dann ist man froh, wenn man plötzlich am Ende einer endlosen Fortsetzung der Fortsetzung dieses Zweiges jenes Armes des Hauptfjords einen stillen Winkel findet, wie Odde an der Südspitze des Sörfjords im Hardanger. Das ist dann eines jener Städtchen im Weilerformat, wo die „Bank“ nur von elf bis zwölf Uhr offen ist und geschwind nach Bergen telephonierte, um den Kurs unserer Gulden zu erfahren; denn so sonderbar mischt sich da Zurückgebliebenheit mit Fortschritt.

Odde liegt, wie der Ort Königssee mit der Halbinsel der Beustischen Villa gegenüber. Eine kleine, kreisrunde Bucht umfängt die wenigen Hausgruppen, sammtgrüne Hügel steigen dahinter an, hinter diesen aber gleich wieder schroffe Felsgiebel, von denen weiße Friedenszwimpel flattern, welche lauter Wasserfälle sind. Ein blendend weißer Bach bricht aus dem Hintergrund hervor und kommt niedergetost, als schlüge fortwährend der Blitz in den Ort ein. Wie an jedem solchen Punkte Norwegens, hat man die Wahl, ob man im rosenfarbenen oder im ockergelben Gasthof absteigen will. Aus Holz sind sie alle, auch die Kirche, die aus lauter grünen Jalousien zusammengenagelt scheint. Alles ist „Hütte“, und die ganze Stadt schimmert in Ölanstrich, innen und außen. Hier wohnt der ewige Frieden, der nur

gestört wird, wenn eine Stangensche Reisegesellschaft eintrifft und den Ort auf den Kopf stellt. Die Uhren sind gegen die mitteleuropäische Zeit um drei Viertelstunden, die Weltgeschichte um drei Vierteljahre zurück. Die Bäume hängen voll reifer Kirschchen (Ende Juli), die Rosen blühen, und Zelängerjelierer rankt sich um alle Fenster, bis zu den dreieckigen Giebelfensterchen hinan. Ein glücklicher Strand, an dem die Blumenmädchen vierblättrigen Klee verkaufen, bekanntlich das fertige Glück, und die Obstfrauen auch Briefmarken für Sammler feil haben. Sogar eine Gasse hat Odde, eine mehrere Minuten lange, und in dieser herrschte, als wir ankamen, eine ungewöhnliche Bewegung. Es soll vorkommen, daß in der Bucht von Odde vier Touristendampfer zugleich ankern, aber der Aufruhr, den sie erregen, ist nicht so groß, als der, den wir vorfanden. Ein hoher Gast, ein sehr hoher, mußte in der Nähe sein und die Gemüter bewegen. Man merkte es schon an den Kaufläden, in deren Schaufenster hurtige Hände geschwind noch verführerischere Schätze stellten. Der Filigraniß schob den Silberschmuck etwas zurück und den Goldschmuck etwas hervor. Herr Hummer stellte seine getriebenen Silberbecher förmlich in Schlachtordnung, daß sie wie eine Phalanx von Geharnischten weithin blinkten. Sein Nachbar wischte die beliebten landschaftlichen Löffel — es sind nämlich lauter Fjorde darauf gemalt — sorgfältig ab, daß man eine Ahnung bekam, wie gut sich diese Ansichten durch warmen Thee betrachtet ausnehmen müssen. Die Photographieen von „Valentine and Sons“ wurden geschwind durch bessere Abdrücke

vertauscht, da die ausgehängten durch die Sonne schon etwas verblichen waren. In der fichtenbrettfarbenen Aquarellmalbude des Mr. Hart und seines Sohnes, „Aussteller in der Royal Academy und Grosvenor Gallery“, waren die beiden Landschaftsfabrikanten über Hals und Kopf beschäftigt, aus ihren besten Buarbrägletschern mit dem Wasserpinsel noch einige Brillantlichter herauszuzwischen und den roten Häuschen von Ulvik noch etwas Zinnober aufzupappen. Und der Grund dieser ganzen Bewegung war ein Dampfer, der in der Bucht ruhig vor Anker lag, von Rähnen umschwärmt, in denen fünf- bis achtjährige Kinder Ruder und Steuer führten. Es war der Drontheimer Dampfer „Kong Eystein“, von der Slomanschen Dampfschiffsgesellschaft, die den roten Ring um die Kamine hat, und er führte wahrhaftig die österreichisch-ungarische Flagge. Der Name Stephanie tönte von allen Zungen. Unsere Kronprinzessin-Witwe war vor einigen Stunden eingetroffen und mit ihrem Gefolge zum berühmten Wasserfall der Gegend, dem Lotefos, gefahren. Die ganze Bevölkerung stand in Gruppen beisammen und besprach das Ereignis; insbesondere schienen die Leute sehr dafür zu sein, daß die hohe Dame noch über den Lotefos hinaus, bis Selljestad, gehen möge, wo die Aussicht gar zu schön sei. „Es ist ja nur sieben Kilometer weiter, und das Wetter ist schön,“ drangen sie in uns, als ob wir ihren Wunsch befürworten könnten; denn sie hatten erfahren, daß sich Wiener auf unserem Schiff befanden.

Unsere Schiffsgesellschaft stürzte sich sofort in die vorhandenen Fuhrwerke, denn unser Ziel war das nämliche.

Die flachsbonden Pferde der flachsbonden Kutscher griffen aus, und hinan ging es, in das herrliche Gebirgsthäl, die trockene Fortsetzung des Fjords. Das Wort „trocken“ ist nun freilich so feucht als möglich zu nehmen. Jeden Augenblick wird der Wildbach zum See, zum Teich, oder mindestens zum Tümpel. Auf der nächsten Thaltufe ist er ein großes dunkelgrünes Meerauge, in dem sich jenseits der „Bürgerbrängletscher“ spiegelt. So sprach unsere Gesellschaft den Buarbrängletscher aus, der drüben niedergeht. Dort liegt nämlich hinter allerlei Bergen das viele Tagereisen lange und breite Eis- und Schneefeld der Folgefond, einem Tischtuch gleich über die Hochebene gebreitet, und läßt seine vier weißen Zipfel zu vier Fjords hinabhängen. Das Dampferchen „Buar“ liegt am Ufer, um uns gletscherlustige Touristen nachmittags hinüberzubringen. Einstweilen aber geht es weiter, denn man möchte durchaus gleichzeitig mit der Kronprinzessin am Lotefos gewesen sein. Blendendes Grün rechts und links und dazwischen immer wieder stäubende Stürze von weißem Wasser. Der donnernde Hildalsfos ist vorbei; noch ein Blick zurück, hinab auf den tief unten versinkenden himmelblauen Golf, mit seiner Beusthalbinsel und den zwei Dampfern . . ., der unsere ruft uns noch mit der „Dampfflöte“ (dieser Ausdruck reicht bis nach Hamburg hinab) etwas Letztes nach. Dann ist alles Hochthalidylle, mit beinahe senkrechten Kartoffelfeldern, auch mit kleinen Roggentafeln auf so manchem flachen Bergvorsprung, wo der abgeerntete Roggen in Reihen von gelben „Mandeln“ beisammensteht, wie eine Schachpartie, aber ohne schwarze

Figuren. Von den Höhen herab laufen gespannte Drahtseile, deren Winden im Thal stehen; daran kommen die Brennholzbindel aus den Wäldern heruntergeglitten. Immer schluchtartiger wird der Weg, und vor uns liegt ein dumpfes Brausen in der Luft . . .

„Halt!“ Unsere ganze Wagenflucht reißt sich dicht am Außenrande des schmalen Fahrweges auf und läßt die innere Seite für die rückkehrenden Wagen der Kronprinzessin frei. Wir sind nicht rasch genug gewesen, bergauf. Und nun steht alles in den Wagen auf und reckt die Hälse. Sie kommen! Vier Wagen huschen leicht an uns vorbei. Der zweite ist ein landesüblicher „Skjds“, aber ein neuer, schwarzlackierter. Er gehört nun einmal zur „Poesie“ einer norwegischen Landreise. Man sitzt darin wie in einer großen Guitarre ohne Deckel, die Beine im Halse des Instruments ausgestreckt, und rollt auf zwei hohen Rädern im nationalen Galopp die steilsten Abhänge hinab. Ein solches Fahrzeug lenkt die Kronprinzessin mit sicherer Hand an uns vorbei; der Kutscher hinter ihr, kein Junge, wie bei den meisten Skjds, sondern ein Erwachsener mit honigblondem Bart, kreuzt ruhig die Arme, er weiß die Pferde in guter Hand. Die Hüte heben sich grüßend, einige unwillkürliche Ausrufungen der Wiener lenken die Aufmerksamkeit der Prinzessin herüber, sie erkennt die Landsleute an ihrer Freude und hat noch Zeit, ihnen lächelnd zuzunicken. Und vorüber ist die elegante Gestalt im dunklen Reisekleid, aber noch fernher schimmert das blonde Haar, das unter dem schwarzen Reisehütchen in üppigen Flechten zusammengerollt ist.

Weiter fahren wir, dem Donner nach, und einige Minuten später stürzt eine Welt von Wasser vor unseren Augen zusammen. Zwei gewaltige Fälle, die sich in der Mitte der Gesamthöhe zu einem dritten, noch gewaltigeren vereinigen; ein langgezogenes Y aus Wasser, etliche hundert Meter hoch aufgerichtet mitten in der wilden Klamm, die mit ihren schwarzen Felsenarmen das wuschäumende Ungeheuer umklammert. Alles schwieg, nur der Lotefos sprach. Er überschrie auch den Espelandsfos, einen entzückenden Schleierfall, der an der gegenüberliegenden Thalsowand niedergeht. Die Luft ist wie ein Regenbad von lauter sprühendem Gewässer, und doppelte Regenbogen zucken hinüber und herüber, gleich Zauberbrücken aus siebenfarbigem Nichts. Auf einem bastionartigen Felsen nebenan steht ein funkelneues Hotel aus hellgelbem Naturholz, die reizendste Betäubungsgestalt, die man sich denken kann. Sitzt man im harzduftigen, holzgelben Speisesaal, so glaubt man, daß dreihundert norwegische Holzknechte gleichzeitig von außen an die Wände hämmern. Wahrlich, eine herrliche Sommerfrische für stocktaube Luftfreunde; feine Gehöre würden schon etwas nervös werden. Die Ankömmlinge erholten sich von dem vielen Wasser bei gutem „Pilsner Öl“, dem jetzigen Lieblingsgetränk ganz Scandinaviens. „Öl“ bedeutet nämlich Bier, so daß man nicht recht begreift, warum nicht auch das Umgekehrte der Fall ist, und Öl „Bier“ heißt. Augenscheinlich ist dieses Öl trinken im Norden auf dasselbe Naturgesetz zurückzuführen, das sich noch nördlicher im Thrantrinken äußert. „Im Thran liegen“ heißt ja auch auf Germanisch: betrunken sein.

Die Hauptaufmerksamkeit richtete sich jedoch auf das Fremdenbuch des Hauses, wo auf der jüngsten Blattseite die Namen der erzherzoglichen Partie eingeschrieben waren. Mit großen, festen Zügen stand da über die ganze Seite hin: „Gräfin Stephanie von Eppan, Osterreich, 28. July 1893.“ Darunter die Namen des sämtlichen Gefolges, zuletzt der Kapitän: „Fervell. D.=S. Kg. Gysteim af Trondhjem“ (d. h. Dampfschiff Kong Gysteim von Drontheim.) Lange wurde das Fremdenbuch studiert, und viel wurde darüber gefragt. Die Wiener wurden in ein wahres Kreuzverhör genommen, und ich mußte sogar Schloß Eppan bei Bozen eingehend schildern.

Als wir wieder in Odde eintrafen, hatte der „Kong Gysteim“ bereits Dampf, bald weckte ein Schuß die Echo's der hohen Berge, und langsam dampfte er aus der stillen Bucht hinaus. Die Bevölkerung stand noch immer am Ufer beisammen und glich fast einer Volksversammlung, in der nur blonde Menschen stimmfähig sind. Einer von ihnen hielt eben eine längere, sehr ernste Rede, und die anderen hörten ebenso ernst zu. Es war der „Buntmacher“ des Ortes; das bedeutet auf norwegisch nicht etwa den Anstreicher, sondern den Kürschner. Ich ließ mir den Inhalt seiner Rede verdolmetschen; er hatte seinen Mitbürgern auseinandergesetzt, daß die fremde Prinzeßin mit ihren blonden Flechten ganz wie eine Norwegerin aussehe. Beifälliges Gemurmel wurde laut, und plötzlich machten die ernstesten Männer alle Front gegen den Fjord und schwenkten herzhast ihre Hüte dem Dampfer nach. Hierauf erzählte ein zweiter, er habe

die Dame schon in Sundal am Maurangerfjord gesehen, von wo sie eine Schnee- und Eispartie auf die Folgefond unternommen habe, nach der Unterkunftshütte auf dem Gletscher. Und da habe er Gelegenheit gehabt, die beiden Lappenhunde zu streicheln, die sie aus Lappmarken mitgebracht. Zwei ganz gleiche, wie Zwillinge, einen gelb, den anderen schneeweiß, und zahm wie die Lämmer. Er wollte sogar die Preise wissen: 100 Kronen für den gelben und 400 für den weißen . . . Und dann erzählte er von zwei deutschen Malern, die schon zehn Sommer nach Sundal kämen, aber heuer ganz verzweifelt wären wegen des fortwährenden Regenwetters, und denen die Prinzessin Bilder abgekauft habe. Gleich habe ihre Verzweiflung nachgelassen, und es sei Sonnenschein geworden in ihren Herzen . . . Und so redeten sie fort, den ganzen Abend, immer ein anderer, und alle sehr ernsthaft, und wer nicht redete, wurde nicht müde, von der schönen, blonden Prinzessin zu hören, die „eine Norwegerin sein könnte“.



Upsala.

Eine graue, laue Langweile lag über der flachen Gegend, durch die der Stockholmer Zug gen Upsala dahinschlich. Die Wiege der schwedischen Kultur, wie man die Ebene „Syriskball“ nennt, mag sehr fruchtbar sein, unterhaltend ist sie nicht. Ich begriff, warum Linné hier die Staubfäden der Blumen zählte; offenbar aus Langweile. In Paris hätte er vermutlich Besseres anzufangen gewußt. Erst als die Hauptsachen der Stadt aus dem vielen Schwedischgrün auftauchten, wurde ich munter. Auf hohem Hügel steht Gustav Wasas rote Bastille mit ihren ungeheuren Ecktürmen; sie sieht aus, als wäre ihr Mörtel mit Blut gerührt worden. Rechts davon, nicht minder hoch über den Baumkronen, ist ein kleines Gedränge von Türmen und Kuppeln; dort wird wohl die übrige Weltgeschichte der Gegend stecken. Die näheren Eindrücke des Ankömmlings sind freilich weniger heroisch. Die ersten lesbaren Worte im Weichbilde dieses Stapelplatzes schwedischer Litteratur und Wissenschaft stehen an einem großen Gebäude und lauten:

„Upsala Snuszfabrik“. Eine Schnupstabaßfabrik zum Willkommen auf dem schwedischen Parnaß. Aber so sind sie ja, diese praktischen Skandinavier. An die Schwellen ihrer duftigsten Paradiese stellen sie mit Vorliebe allerlei höllische, mephitische Dinge. Die amerikanisierten Norweger noch mehr als die französierten Schweden. Wenn man an der norwegischen Riviera, in Molde ankommt, sieht man an dem smaragdgrünen Gestade dieses üppigsten der Fjorde vor allem einen dicken viereckigen Fabriksschlot, der einen braunen Qualm in das berühmte Klima hineinwirbelt. „Das ist eine Fischguanofabrik“, hört man sagen, in einem Ton der Befriedigung, als sei von einer Sonnenscheinmanufaktur die Rede . . . Also in Gottes Namen, Schnupstabaßfabrik! Warum auch nicht? Das geistreiche Jahrhundert, das achtzehnte, hat geschnupft. Voltaires Nießpulver war das Schießpulver, das die Burgen des Aberglaubens sprengte. Und Friedrich der Große . . . o, wenn der nicht geschnupft hätte! Die ganze Welt sähe jetzt anders aus. Habe ich nicht in Berlin seine Tabatiere gesehen, die in jener blutigen Schlacht die tödliche Musketenkugel aufhielt? Er trug die Doße in der Westentasche, und sie wurde sein Schild, der Grundstein der Größe Preußens, Deutschlands. Wo hielte heute das Deutsche Reich, wenn der große Friedrich nicht geschnupft hätte! Also Gut ab vor jeder Snuszfabrik!

Eine lange, gerade Straße führte mich durch die Unterstadt, über die Brücke des Tyrizflüßchens, nach dem Stadshotel. Sie heißt natürlich Drottninggatan (Königinstraße), wie in jeder schwedischen Stadt. Und sie steigt zuletzt bergan

und endet vor einem großen, fahlen, weißen, zweistöckigen Schloß, wie in jeder schwedischen und auch norwegischen Stadt. In diesem Schloß wohnt der König, und wo es zufällig keinen giebt, etwas anderes Großes oder Berühmtes. In der Gelehrtenstadt Upsala wohnt darin der Codex Argenteus, ohne den es keine gotische Sprache mehr gäbe, und das Schloß ist eine Bibliothek, die ihren Namen an der Stirne trägt: „Carolina Rediviva“. Gut!

Ich muß gestehen, daß ich mehr hungrig war als neugierig, ob der Bischof Ufilas in der vierten Hälfte des zweiten Jahrhunderts — nein, umgekehrt — das neue Testament auch richtig übersetzt habe. Ich trat also in den reizenden Garten von Swanfelds Stadshotel ein und ließ mich in einer der blumigen Lauben an einem blumengeschmückten Tische nieder. Die Nahrungsaufnahme ging ohne Schwierigkeit von statten, obgleich der Kellner auf jede Anrede nur mit der etwas einsilbigen Silbe „Ham“ antwortete. Was er damit sagen wollte, erriet ich nicht. Übrigens spricht, wie mir versichert wurde, in Schweden „alles“ deutsch, wenn auch zumeist nur die Worte: „Das giebt's nicht!“ Ich sah wiederholt allerlei hübsche Schwedenmädchen mit roten oder blauen Schirmkäppchen auf dem Kopfe durch den Hof gehen und fragte, ob das wohl Studentinnen wären. „Das giebt's nicht,“ war die Antwort. Es waren nur Küchenmädchen. Warum nicht auch Studentinnen, da die Damen in Schweden so um sich gegriffen haben? Man wird sogar von Mädchen barbiert, und in einer Wechselstube auf der Norrbro (Nordbrücke) zu Stockholm wurde mir österreichisch-ungarisches

Papiergeld durch zwei hübsche Fräulein gewechselt, die den ganzen Finanzdienst streng nach dem Kurszettel ohne jede männliche Leitung wie am Schnürlein verfahren. Glückliche Schweden! Wenn die Gleichberechtigung der Frauen so fortschreitet, werden sie es in fünfzig Jahren so gut haben wie die Montenegriner, bei denen die Männer faulenzten, während die Frauen alle Arbeit verrichteten.

Nach vielem „Das giebt's nicht“ gelang es mir, einen deutschsprechenden Führer zu bekommen. „Mit weißer Mütze“, bedeutete mich der Portier, denn eine solche tragen nur die Studenten. Alle übrigen Studenten waren leider auf Sommerferien und alle Professoren auch. „Das giebt's nicht,“ hieß es, als ich einen sehen wollte. Mein Glück war eine englische Lady, die sich in Upsala aufhielt, um schwedisch zu lernen; sie hatte zu diesem Zwecke einen hübschen Studenten angeworben und ließ ihn nicht einmal auf Ferien gehen. Mein Student führte den schon ans nördliche Eismeer grenzenden Taufnamen Groar. „Zeigen Sie mir einen Professor,“ bat ich ihn, aber auch er antwortete: „Das giebt's nicht, die wohnen alle auf ihren Villen.“ Im übrigen wollte er mich unverweilt auf die Bibliothek führen, in den Dom, in den Pflanzengarten, er wollte mit mir hinabsteigen in die Abgründe aller Wissenschaften.

„Lassen wir das,“ sagte ich, „mein Hauptzweck ist ein anderer; ich möchte einmal den Tranke der nordischen Götter trinken, . . . Meth.“

„Das . . .,“ begann er; offenbar wollte er sagen: „Das giebt's nicht.“ Aber er brachte es nicht heraus. Ein

Student lügt nicht, wenn es sich um Svithiods köstlichen Trank handelt. Trotzdem schien er mißmutig, ja er sah mich südlichen Barbaren geringschäßig an. Erst kommt ja der silberne Roder: war der Sinn seines Gesichtsausdrucks. Plötzlich aber sagte er mit aufgelegtem Sarkasmus: „Ich will Ihnen zeigen, wo man Meth bekommt,“ und schritt vor mir her, einen sachten Abhang hinan. Wir kamen in einen seltsamen und dabei fast großartigen Stadtteil, in das geistige Upsala. Krumme, vielstufige Gäßchen schlüpfen unter alten Thorbogen hindurch, um die kleine Höhe zu gewinnen, wo in regelloser Gruppe allerlei verdächtige Gebäude beisammen stehen. Eines hat eine schwere schwarze Kuppel, die eine plumpe schwarze Kugel trägt, eine Art Mohren-globus. Auf jener Vortreppe stehen statt Vasen oder Statuen geologische Kuriosa voll Versteinerungen oder sonderbare Erzstufen. Über und neben den Thüren liest man allerlei trockene Worte, die nach Ämtern und Gelehrsamkeit schmecken. Es weht eine strenge Rigorosenluft da herum. Nebenan reckt ein prächtiger gotischer Dom, in völlig erneuertem Schmuck, zwei Spitztürme zum Himmel. Um die Ecke folgt eine funkelnagelneue Universität, ein einstöckiger Palast mit dunkelschimmernden Porphyrsäulen und weiter Fernsicht, in die Vergangenheit und Zukunft. Davor auf rundem Sockel ein gelbmetallener Herr, im offenen Überzieher, die Hände auf dem Kreuzbein, das ja der liebe Gott zu diesem Zweck geschaffen; ein wackeres Standbild des Geschichtschreibers Geijer. Und wiederum eine lustige Birkenpromenade und daran ein weißer Obelisk, der sich auf Gustav

Adolf beruft und im übrigen alle Verantwortung dem seligen König Karl XIV. Johann zuschiebt . . . Alles zusammen, sieht das schon nach etwas aus.

Jung Groar aber schritt ernstes Angesichtes vor mir her, zu einer Thür am Fuße des linken Domturmes. Ein Pförtner öffnete, und ich mußte hinein; Groar hinter mir schnitt den Rückweg ab. Nun begann für mich die böseste Wendeltreppe meines Lebens. Neunundneunzig Stufen nach rechts, dann neunundneunzig nach links, dann siebenundsiebzig geradeaus, in leiterhafter Steilheit, endlich dreiunddreißig mehr überzwerch. Groar immer dicht hinter mir, ein erbarmungsloses spiralförmiges Vorwärts . . . Es kochte in mir vor Wut und hygienischen Betrachtungen, denn ich konnte schließlich doch nicht umhin, mir zu sagen: „Wenn ich hier täglich nur fünfzigmal hinaufsteige, werde ich sicher schlank.“ Oben in der Turmstube führte mich Groar an eine der Aussichtsluken und deutete in die Ferne. Weit über die grüne Ebene hinweg, an deren jenseitigem Rande, so und so viele Kilometer von uns, eine Gruppe von drei Maulwurfshügeln und einem Kirchlein im Spielzeugformat sich erhob.

„Was ist das?“ fragte ich, noch atemlos.

„Gamla Upsala,“ entgegnete er düster. „Dort giebt's Meth.“

Die Luke war zu eng; ich hätte ihn sonst hinabgestürzt. Die nordische Lücke Lokis, des Verräters, lebte in diesem Jüngling, der mich $99 + 99 + 77 + 33$ Stufen hoch in der heftigsten Spirale emporgejagt hatte, wie ein Geschöß im gezogenen Kanonenlauf, um mir in der Ferne Alt-Upsala

zu zeigen, wo man Meth bekäme. Nun, da ihm der Streich gelungen war, machte er wieder ein ganz leutseliges Gesicht.

Rache schwor ich.

Ich folgte ihm hinab wie ein Lamm, und er regierte mich mit dem Zucken seiner Wimper. Er hatte mich in Freiheit dressiert, nun glaubte er alles mit mir thun zu können. Er führte mich in den Dom, geradentwegs zu Gustav Wasas Grabmal, das wegen der Arbeiten in der Kirche mit Tüchern verhängt war. Er hob einen Zipfel, daß ich den Sarkophag aus gelblichem, rötlich geflammtem Marmor sehen konnte, und die hohen, schlanken Obelisken an den vier Ecken, und in weißem Marmor den König selbst, wie er zwischen seinen beiden schönen Frauen auf dem Deckel ausgestreckt liegt. Der lange Bart ist auf seiner Brust niedergestrichen, und er sieht nicht rechts, noch links, so bigamisch er auch gebettet ist. Ein schönes Paar, diese drei Menschen. Hroar sah mir dies an und sagte mit hörbarer Genugthuung: „Das Grabmal Gustav Wasas.“

„Wer war das?“ fragte ich mit der unbefangenen Neugierde eines Insribierten der ersten Volksschulklasse.

Das Gesicht, das er machte, werde ich nie vergessen. Er schien mir plötzlich brünetter zu werden und schien mit allerlei Versteinerungen durchsetzt, wie jene Mineralproben auf jenen Freitreppen. „Ein großer König,“ sagte er dumpf, nach geraumer Weile. Ich trat in die Prachtkapelle Johannis III. und betrachtete das schimmernde Grabmal der Jagellonin Katharina, über dem man die Ansichten von Stockholm und Krakau sieht. Eine andere polnische Fürstin

in der Fremde fiel mir dabei ein, die Königin Bona von Polen, der ein weit südlicheres Schicksal geworden. In San Nicolòs Wallfahrtskirche zu Bari sah ich sie einst andächtig auf ihrem schwarzen Marmorfarg knieen, in großer Gesellschaft. Da ich aber nichts sagte, so sagte auch Proar nichts und ging mir voraus nach einer anderen Kapelle, wo Linnés Büste steht. „Linné,“ brummte er, als spreche er von etwas Unbekanntem.

„Wer war das?“ fragte ich lebhaft, mit der Vernbegier eines ganz Unwissenden. Und als er mich zweifelnd ansah und nicht gleich das Wort fand, das mir gebührte, fügte ich hinzu: „Er scheint ja ein Hiesiger gewesen zu sein.“

„Er war ein Botaniker,“ entgegnete er mit voller Ergebung in den göttlichen Willen. Dann gingen wir in die Sakristei, wo ich Gustav Wasas Krone und Scepter sah. Eine silberne, vergoldete Krone, aus drei einfachen Blechreifen und einem Knopf zusammengesetzt. Sein bißchen Gold hat der Mann gebraucht, um Kanonen zu kaufen, nicht um sich den Kopf damit zu bedecken.

„Die würd’ ich nicht aufsetzen,“ äußerte ich mit treuherziger Beschränktheit; dann gingen wir hinaus. Bei einem Glase schwedischen Punsch fragte ich ihn, ob es denn wirklich der Mühe wert wäre, den Codex argentinus anzusehen. „Argenteus“, verbesserte er mich und versicherte, es sei der größte Schriftschatz Schwedens, übrigens Prager Beute aus dem Jahre 1648. Diese Mitteilung stimmte mich landsmannschaftlich; da dieses Gotische etwas Böhmisches sei, müsse ich es doch in Augenschein nehmen. Und

als er auch noch verriet, daß tags vorher der österreichische Gesandte in Kopenhagen, Baron Trauttenberg, nebst Gemahlin dem Koder einen Besuch gemacht habe, da war ich Feuer und Flamme für das Unternehmen.

Ein ebenerdiger Saal der „wiederbelebten Karoline“ heißt „Bisningsaal“; das bedeutet augenscheinlich, daß den Leuten dort etwas gewiesen wird. Er ist voll mit unbezahlbaren Dingen, die gewiß längst „erbeutet“ wären, wenn es heute schneidige Schweden des siebzehnten Jahrhunderts gäbe. Unter der Glasscheibe eines Schautisches liegt der silberne Koder, das kostbarste Buch nördlich des so und so vielten Breitegrades. Er hat einen überreichen Einband aus getriebenem Silber, der, in aller Barockpracht ausgeführt, das große Wappen des Staatskanzlers Magnus Gabriel Grafen de la Gardie zeigt. Dieser Prachtmensch, der beinahe von Königin Christine geheiratet worden wäre, hat den von Schweden verschleuderten Koder in den Niederlanden wiedergefunden, für sechshundert Gulden zu kaufen verstanden und dann den Musen von Upsala geschenkt. Das Buch des Alfilas liegt aufgeschlagen; die einst purpurroten, jetzt grau-violetten Blätter, mit den goldenen und silbernen Schriftzeilen, sind mit blauen Seidenbändlein niedergebunden, wie Nachtkorsetts und Spitzenhemden im Wäscheschrank einer Dame. Ein Beamter der Bibliothek, der nur schwedisch sprach, recitierte mit tiefer Empfindung einen Monolog über das Werk. Ich verbiß meine Nührung, um Hroar zu ärgern, und verharrete auf dem Standpunkte des Nichtswissers. Die ältesten Infunabeln ließen mich gleichgültig; ehrwürdige

Landkarten, Pläne, Genealogieen, wandgroße Dekrete in alten Rahmen gähnte ich an. Eine chinesische Weltkarte aus dem achtzehnten Jahrhundert fand ich nicht ganz genau. In einem Notizbuch Vinnés, dessen Schwedisch mit einer Menge botanischem Latein gemischt ist, entdeckte ich einen orthographischen Fehler: Rus statt Rhus. Tegnér's Reinschrift der Frithjofsage hielt ich für eine Schulaufgabe und lobte die langen, regelrechten Züge. Das tagebuchartige Folio, wo Axel Dyenstjerna täglich Randglossen zu seiner Bibellectüre einschrieb, entlockte mir die Frage, ob der Mann Professor der Theologie gewesen sei. Ein deutsches Gedichtbuch der galanten Aurora Königsmarck, in deren freizügiger Handschrift („Großer Herrscher Zebaoth, wahrer und getreuer Gott“ u. s. w.), erweckte in mir ein beifälliges Gemurmel über die Tugenden dieser Dame, die durch einen deutschen Roman bekannt geworden sei. Bei einem Brief Gustav Adolfs rühmte ich die Rolle, die dieser Gründer der jetzigen schwedischen Dynastie im siebenjährigen Kriege gespielt habe. Hroar und der Beamte sahen einander kopfschüttelnd an und tauschten Bemerkungen, vermutlich über die mitteleuropäische Mittelschulbildung, als deren klägliches Produkt sie mich betrachteten. Glücklicherweise fand ich auch einige Könige, die mir bekannt waren: Friedrich II., Joseph II., Mozart I., Marie Antoinette, Voltaire I., Katharina II., so daß ich wenigstens einige nichtschwedische Kenntnisse an den Tag legen konnte. Zuletzt wünschte ich dringend, die übrigen Säle der Bibliothek zu sehen, und reichte dem Beamten eine silberne Krone; er steckte sie bereitwillig ein,

machte aber dazu eine Handbewegung, die unverkennbar den Sinn hatte: „Was haben S' davon?“ Und als ich ihm zuredete, sagte er bestimmt: „Das giebt's nicht.“ Also auch er sprach deutsch, so weit es nötig. Solche Schwierigkeiten werden in Upsala dem gelehrten Forscher in den Weg gewälzt.

Ich ließ nun eine Droschke holen und wir fuhren nach Gamla Upsala. Unser Kutscher war ein junges Mädchen; sie trug einen Matrosenhut und ein rotes, mit schwarzem Samt gepuztes Kleid, welches die modischen „Schinkenärmel“ aufwies. Sie hieß Lovisa, was vermutlich Luise bedeutet. Eine Ebene mit etwas Haferernte, wenigen roten Bretterhäusern, vielen aufgegrabenen Tumuli und massenhaften Telegraphen- und Telephonstangen, die mit einem Draht zu irgend einem fernen Bauernhof oder Fabriksgelände wanderten: das ist nicht besonders anregend. Alt-Upsala aber, wo einst Schwedengötter wandelten, ist ein merkwürdiges, kleines Dorf. Ein paar Bauernhäuser verschwinden neben drei ungeheuren runden Grabhügeln, die schon ganze Berge sind, 50 Fuß hoch, 200 Fuß im Durchmesser. Das sind die drei Königshügel, und zutiefst in jedem steht eine Urne mit verbranntem Königsgebein. Götterasche aus heidnischer Eisenzeit. Doch nein, die Urnen sind leer, die Knochen jener vorgeschichtlichen Menschenopferer und Hirnschalenaustrinker, jener Vorfahren der Herren Svend Knutson und Knut Svendson, befinden sich jetzt im Antiquarium zu Stockholm. Hroar bestieg den Odins- und ich den Thors- und den Freirshügel;

schickten wir Lovisa hinauf. Wir sahen jeder zu, wie die anderen bemüht waren, sich vom nachgerade bläulich gewordenen Himmel abzuheben. Groar und Lovisa schriegen sich sogar Dinge zu, in jener prähistorischen Sprache, von der ich so wenig verstand, wie Bernadotte, als er König von Schweden wurde. Mit der Thatsache, auf dem Odinsbügel gestanden zu haben, zufrieden, ging ich dann hinab in das weiße, gotisch-romanische Dorfkirchlein, das so urchristlich zu Füßen Odins kauert. Des heiligen Odin, wenn es nach meinem Sinn gegangen wäre. Die Begründer der christlichen Kirche haben die alten Tempel und Kultusgebräuche christianisiert; warum nicht auch die mediatisierten Götter? Statt als Teufel verschriegen zu werden, hätten sie als himmlischer Hochadel, als Stolberge, Fürstenberge und Schwarzenberge der vierten Dimension, treffliche Dienste gethan. Wo die bescheidene Kirche steht, stand einst ein stolzer Heidentempel, ein Asgard, wo es hoch herging. Das Hauptverkehrsmittel waren Walkürenritte, den ganzen Tag herrschte Götterdämmerung, und jeden Morgen wurden auf den Altären der Götter ein paar Studenten und Bibliothekare aus Upsala geopfert. Das ist nun vorbei. Kahl stehen selbst die weißgetünchten Wände der Kirche, und den Boden decken Grabplatten mit Inschriften. „Magnus Celsius, Professor in Upsala und Pastor in Gamla Upsala † 1679“, lese ich auf der einen. Das war nicht der hundertteilige Celsius, sondern sein Vorfahr, der in Astronomie und Runenentzifferung arbeitete. Seine Tochter Margarete liegt neben ihm, und ich machte einen großen Schritt, um dieses Fräulein nicht zu betreten.

Und nun sollte ich endlich auch Meth kriegen. Über einem grünen Gatterthor winkte eine Tafel mit der Inschrift: „Mjöd det gamla äkta serveras endast här.“ (Meth, der alte, ächte, wird hier serviert.) Darunter folgte natürlich ein „Obs“. Dieses „Obs“ folgt in Schweden auf jede Verlautbarung und bedeutet, daß man „observieren“ soll, was noch folgt. Hier heißt es: „Obs. de kongl. inskription a hornen“. (Beachten Sie die königliche Inschrift auf dem Horn.) Und dabei mit gelber Farbe das Bild eines Trinkhorns. Bald saßen wir unter einer großen Ulme, und eine alte Dame, die vermutlich Ute hieß, stellte das berühmte Horn vor uns hin. Eigentlich hatte ich mir's größer vorgestellt, das war nur so ein Drei-Dezi-Horn, aus dem ein richtiger Asengott schwerlich getrunken hätte. Aber der Rand war mit einem silbernen Reifen eingefast, an dem eine Inschrift den Kronprinzen Gustav als Spender verewigte. Frau Ute entforckte nun eine Art Bierflasche, mit Fabrikmarke, wobei sie mehr wie Frau Brangäne im „Tristan“ ausjah, und goß den Inhalt ins Horn. Die Sache gefiel mir nicht. Ich machte ihr bemerklich, daß der Göttertrank mit einem etwas größeren Riesenhorn aus einem gewaltigen, silbernen Eimer geschöpft werden müßte, nicht aber wie Pilsner-Meth aus einer Flasche eingesehnt. „Das giebt's nicht,“ sagte sie ruhig und entforckte eine zweite Bouteille. Eine Menge winziger Mücken scheinen auch dazu zu gehören; der Norden kennt kein Getränk ohne solche. So tranken wir denn Meth mit Mücken, und er schmeckte wie ein süßliches Weißbier oder eine bitterliche Limonade Gazeuse. Sollte

es nicht Jungwerbier gewesen sein? Groar schmalzte mit der Zunge, ich aber schüttelte den Kopf. Wie gesagt, ich hatte mir die Sache anders vorgestellt; sozusagen himmlischer, walhallmäßiger, wunschmaidwürdiger. Ich verhehlte meine Gefühle keineswegs und fragte, ob es nicht einen Doppelmärzen=Meth oder so 'was Stärkeres gäbe. „Das giebt's nicht,“ hieß es. Im Fremdenbuch aber waren verschiedene Methtrinker sehr zufrieden damit und ließen das Herrscherpaar in Reimen leben. Da Meth aus Hopfen und Honig gebraut wird, Honig aber honnung oder honning heißt, so hatten sie den Reim sowohl auf konung (König) als auch auf dronning (Königin) gleich bei der Hand. Also hängen auf dieser Welt die Dinge heimlich zusammen, und man ahnt das erst, wenn man in Alt-Upsala Meth getrunken hat.

Die Stimmung wurde wesentlich verbessert, als Lovisa, die auch hereinkam, einen vierstimmigen Männergesang anstimmte; weniger wird in Upsala auf einmal nicht gesungen. Sie aber bestritt das Ganze allein mit ihrem Sopran und einer Flasche Meth. An der Universität wird nämlich das Vierstimmige von Amts wegen gepflegt, und im neuen Bau ist ein schöner Konzertsaal die Hauptsache. Dann kaufte ich mir Upsala im Schnee und Upsala ohne Schnee, denn die dortigen Photographen sind dahinter gekommen, daß Upsala, wie der Hermelin, im Winterpelz noch wertvoller ist. Dann fuhren wir wieder heim, und das vierstimmige Fräulein auf dem Boote verklärte unsere Reise durch ihren Männergesang, denn auf sie hatte der Meth gewirkt.

Mich führte mein Groar noch in einige „Nationshäuser“

der Studenten. Das der „Göteborger Nation“ ist ein elegantes, zweistöckiges Eckhaus in Drottninggatan, mit dem Wappen über dem Thor. Das der „Stockholmer Nation“ ist ein einstöckiges weißes Palais im vornehmen Empirestil mit nichts als einem goldenen MDCCC über dem Thor und sogar einem hübschen Gärtchen. Bei uns könnte ein Minister oder Bankier darin wohnen, in Upsala ist es das Klubhaus einer Landsmannschaft und dient deren Studenteninteressen. An der schwarzen Tafel sind sogar „billiga Studentrum“ (Studentenzimmer) und Visitenkarten von Lokationenvermittlern angeschlagen. Dreizehn solche „Nationen“ giebt es in Upsala, und jede hat ihre gewählten Funktionäre, ihre „Hedersledamöter“. Der erste Hedersledamot der Östgötanation ist im Schematismus als H. M. Konung angeführt; das bedeutet: Seine Majestät der König. Das Völkchen hat es ganz gut unter der weißen Mütze; hoffentlich sind auch die Pumperhältnisse angenehm. Die Professoren führen hübsche, romantische Namen, und ich glaube, daß einen die Physiologie weit mehr interessieren muß, wenn der Professor Marik Frithjof Holmgren, als wenn er Dr. Joseph Meyer heißt. Der Billroth der Stadt heißt Karl Gustaf Lennander; er ist erst 35 Jahre alt, aber man hat den Eindruck, als müsse er im dreißigjährigen Krieg den Wallenstein wiederholt aufs Haupt geschlagen haben. Der Professor der Psychologie heißt vermutlich Gustaf Adolf Torstenjon oder Bernhard Herzog-Weimar.

Von meinem Groar schied ich nach einem Spaziergang im botanischen Garten im besten Einvernehmen. Wir

verziehen uns gegenseitig, er allerdings erst, als ich ihm gestanden hatte, daß ich meines Zeichens Schweinehändler aus Belgrad und daher zur Kenntniß der schwedischen Geschichte nicht verpflichtet sei.

Obs: Sollte der Leser zufällig ein schwedisches Wörterbuch besitzen, so könnte er selber nachsehen, ob „Snus“ wirklich Schnupstabaß heißt. Ich habe leider keines. „Das giebt's nicht.“



Trollhättan.

Trollhättan, mit „n“, oder: der Trollhätta, ohne „n“. Ich sagte mir dies unterwegs fleißig vor, denn das nachgehängte „n“ soll, wie die schwedische Akademie der Wissenschaften behauptet, nichts anderes bedeuten, als ein vorgestecktes „der, die, das“. Nur der Nichtskandinave stutzt, wenn er dann plötzlich auf dem Anschlagzettel eines nordischen Livoli die schöne Marietta di Dio als „Operette-Divan“, d. h. „die“ Operetten-Diva bezeichnet sieht. So besuchte ich jenen abgedroschenen Wasserfall vor allem als Sprachforscher. Überhaupt hatte ich wenig Achtung vor ihm, denn er ist ein Wasserfall aus dem vorigen Jahrhundert, als es noch leicht war, Wasserfall zu sein. Schweden war damals ein letztes Thule, und der Trollhättakanal, der an den Fällen vorbeigesprengt ist, wurde als das eigentliche Naturwunder betrachtet. Selbst als ich schon auf der Terrasse des Gasthofs „Utfigten“ („die Aussicht“), stand und das breite, grüne Waldthal hinansah, konnte ich mich nicht zum Staunen entschließen. Weit oben, zwischen allerlei qual-

menden Kaminen, sah ich eine große, weiße Zange, die einen großen, dunkelgrünen Brocken gefaßt hielt. Das war der gefeierte Toppöfall, der größte unter den verschiedenen Stürzen; zweiarmig, durch einen Felsen geteilt. Auf einer schmalen Brücke davor standen eine Menge Leute und sahen seinem Treiben zu. Und gerade unter meinem „Hotell“ trat der Fluß wieder eine Stufe tief hinab, . . . eine einzige Stufe, ich schwöre! Und das nennen sie den Höllenfall. Arme Hölle, wie tief bist du gesunken in der Schätzung der Schweden! Wie in aller Welt würden sie den Niagara betiteln?

Allerdings, böse war ich nicht, vielmehr außerordentlich geschmeichelt. Auf der ganzen Fahrt, und auch in Trollhättan selbst, war ich nämlich mit einer Art bewundernder Hochachtung behandelt worden, wie noch nirgends auf meinen vielen Reisen. Hielt man mich für einen verjagten Alleinherrscher? Oder für Henrik Ibsen? Ich sollte es erst drei Tage später erfahren. Schon auf der Mittagstation Ed merkte ich etwas. Die blonde Wirtin, eine niederlose Riesin, bei der mir Kunstgelehrtem der „Formenschatz der Renaissance“ (München, Verlag von G. Hirsh) einfiel, rechnete mir um eine Flasche Pripps Pilsneröl aus Göteborg zu wenig; bisher war mir stets das Gegenteil zugestoßen. Und als ich den Maschinenführer ersuchte, den Zug noch halten zu lassen, bis ich den zu Ehren eines gewissen Jonas Wessel (Wessely?) errichteten Runenstein mir eingeprägt haben würde, da geschah dies augenblicklich, obgleich ich dem Manne doch nur zwei Cigarren zugesteckt

hatte. Ich setzte mich sogar behaglich auf die Aussichtsbank, während auf dem Bahnsteig alle Passagiere stehend warten mußten. Im „Hotell Utfigten“ wurde mir diese Bevorzugung besonders auffällig. „Was ist das für ein Klopfen?“ bemerkte ich zum Kellner. Es störte mich, daß eine Dame schon seit fünf Minuten mit dem Löffel auf ein großes Stück Zucker lospochte, das sie in ihre Tasse Bouillon geworfen hatte, und das nicht zergehen wollte. Sogleich ging er hin und flüsterte ihr etwas zu, worauf das unwirische Pochen sich in ein sanftes Rühren verwandelte.

Bouillon mit Zucker, warum nicht? In dem Augenblick, wo man die schwedische Grenze überschreitet, wird auch der Gurkensalat plötzlich süß, das Beefsteak aber ist mit Zucker gesalzen und mit aromatischen Kräutern besteckt. Man ist im süßesten Lande der Welt; der Schwede stellt sich das Himmelreich als eine großartige Zuckerfabrik vor. Und jene Dame grollte mir nicht einmal. Vielmehr wollte sie mich verfühnen, indem sie mir mit jenem Nationalknix, den jedes schwedische Bauernkind eingeübt hat, die Kompotschüssel reichete: Äpfel, Birnen und Pflaumen zusammen verkocht, mit einer Lawine von geschlagenem Schnee bedeckt und mit grob gestoßenem Kolonialzucker geschottert. Abends bekam ich sogar allein einen „Sexer“ serviert, obgleich dazu sonst zwei Gäste erforderlich sind, gleichsam ein Aussteller und ein Acceptant. Der Sexer besteht nämlich aus vierzehn gleichzeitig aufgetragenen Tellern mit kaltem Zeug und würde einen Einzelmagen durch die rohe Übermacht erdrücken. Selbst die prachtwoll getigerte Dogge des Bryggemeisters

(was nicht Bürgermeister, sondern Braumeister bedeutet), ein sonst sehr proziges Tier, stellte sich mir eigens vor. Sie war an der Schnauze noch etwas blaß von einer Dampfbootfahrt über den Wettersee, auf der Heimreise von der Rentierjagd, denn alle Hunde der Partie waren auf diesem perfiden Wasser ganz menschlich seekrank geworden und gleich Reisetaschen in allen Ecken herumgeköllert. Ich bedauerte den Hund ungewöhnlich warm, denn ich wollte mir seine Sympathieen verschaffen für den peinlichen Augenblick, in dem es an den Tag kommen würde, daß ich weder ein entthronter Monarch, noch ein regierender Dichterkönig sei. Ich fühlte mich beklommen wie jenes Schneiderlein im Märchen, das sich plötzlich als Prinz behandelt sah.

Um diese ängstlichen Stimmen zu übertäuben, ging ich schleunigst die Hauptstraße hinan, zum Toppöfall. Ich hörte ihn brüllen, in jener Weltsprache, die jedermann versteht; er brüllte sogar für drei, aber ich sah ihn nicht. Eine Gruppe von Sperrforts verstellt den Weg; feuerspeiende Burgen mit Wachttürmen, welche rauchqualmende Schloten sind. Die eine ist ein Walzwerk, die andere eine Sägeblattfabrik, die dritte eine Papierfabrik, die vierte eine Brauerei von „Trollhättan Lager Öl“. Überall rußiges Mauerwerk, räucherige, rote Bretterwände, Berge von Holzabfällen, knietiefe Schichten von Sägespänen und Kohlenstaub. Jeder Pfad durch rohe, wettergraue Holzgeländer bestimmt, durch drehbare, mit Gitterthüren und Drehkreuzen versperrbare Brücklein unterbrochen. Alle von Zahnrädern und Kurbeln, im Wasser eiserne Koste, die den Strom alle

paar Nasen einmal durchkämmen, und Wehren, die ihn drittel- und hälftenweise rechts und links abdrängen. Das Erdreich dazwischen lauter Felseninseln, dreieckige, viereckige, runde. Und so, von allen Seiten angezapft, angepumpt, rechts und links in die Gebäude eingeschlürft, die ihn dann kaskadenweise wieder von sich geben, muß dieser bedauernswerte Wasserfall sich als gewöhnlicher Fabrikarbeiter zu erhalten suchen. Was von ihm übrig bleibt, stürzt sich in sichtbarer Verzweiflung den Toppöfelsen hinab; es ist der fortgesetzte Selbstmordversuch einer ehemaligen Berühmtheit, die sich ihrer jetzigen Existenz schämt.

Ein schmaler, unbehaglicher Steg, der im Winde schaukelt, führt oben über den Fluß. Eine Tafel warnt dringend, auf der Brücke stehen zu bleiben. Eine zweite Tafel verbietet strengstens, daß mehr als zwei Personen gleichzeitig die Brücke betreten. Eine dritte fordert eine Abgabe von 25 Öre. Überdies hat der Steg eine hermetisch verschlossene Thür, deren Schlüssel sich in der Tasche einer alten Pförtnerin befindet. Erst nachdem man ihr die 25 Öre eingehändigt hat (Öre, wem Öre gebührt), öffnet sie das Pförtlein. Einer ihrer Nichten kauft man, weil sie gar so blond ist, zwei Photographieen ab; einer zweiten Nichte, die sich drüben plötzlich entpuppt, gar drei, weil sie noch blonder ist; eine dritte Nichte, die blondeste, ist als Überraschung für den Rückweg einstweilen unter Verschuß gehalten. So viel Apparat wegen eines ganz kleinen Rheinfällchens, das zum größeren Teil nur Stromschnelle ist. Jene strengen Verbote scheinen übrigens hauptsächlich Stimmung machen

zu sollen; befolgt wenigstens werden sie nicht. Als ich die Mitte des Steges erreichte, stand dort bereits ein schwedisches Pärchen und plauderte sehr intim, augenscheinlich über den Toppöfall. Ich stellte mich neben sie und sagte im Dialekt des Naturburschen: „Gehn S', lassen S' mich zuhören, ich versteh' ja eh nig.“ Aber der Wasserfall übertönte meine Bitte, und das Pärchen verzog sich nach einem grüneren Jenseits.

Unterhalb des Toppöfalls hat ein Felsen den praktischen Einfall, in die Luft hinauszusteigen und eine Generalansicht zu bieten. Dies macht ihn zu einem der landschaftlichen Brennpunkte Schwedens. An den Wänden eines sogenannten „Riesentopfes“ — einer natürlichen Höhlung im Gestein — haben seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts alle Könige und Prinzen von Schweden, nebst ihren Damen und fürstlichen Gästen, ihre Namen in schwarzer Farbe zurückgelassen. Nur „Kyslak I., König von Schweden“, fand ich nicht. Ich dachte an jenes Tischtuch bei Sacher in Wien, wo alle namhaften Gäste des Hauses mit Bleistift ihre Namen aufschreiben, die dann mit schwarzer Seide facsimile nachgestickt werden; ein gesticktes Autographenalbum. Wer nicht von Geblüt ist, meißelt sich anderwärts ein. Zwei junge Damen, die eine in Rosa, die andere in Weiß, arbeiteten schon seit Stunden im hellen Sonnenschein, um in die Steinbrüstung am Rande des Abgrundes ihre wohlklingenden Namen einzugraben. Ich sah ihnen eine halbe Stunde lang zu und zählte in diesem kurzen Zeitraum einunddreißig neue Sommersprossen, die an ihren hübschen Gesichtern zum Vor-

schein kamen. Auch ein Arbeiterbund hat auf dieser Felsenstufe ein Denkmal hinterlassen. Ein Schwert ist aufgepflanzt, das durch einen Ring geht, innerhalb dessen zwei Hände sich um die Klinge vereinigen. Es giebt Länder, wo die Behörde zu einem solchen eisernen Rebus vermutlich sagen würde: „Auflösung folgt“, in Schweden gestattet man den Leuten auch solche symbolistische Scherze.

Wie gesagt, der Trollhättakanal ist die eigentliche Seele der Gegend. Seine Schleusenbauten erinnern an die Wasserfünte in den Gärten Ludwigs XIV. Stockwerk über Stockwerk, Treppchen und Brücklein, plötzlich losgehende Wasserstürze, Becken, die sich füllen und leeren, dazwischen prachtvolle Lindengruppen, Rasenplätze, Blumenparterres, ein Kiosk, ein Schwimmbad, Landhäuser diesseits und jenseits . . . und Schiff auf Schiff, mit schweren Holz- und Eisenslasten, durch unsichtbare Arme lautlos von Wasser Spiegel zu Wasser Spiegel gehoben. Eines hieß „Alida Normanebo“; vor vierzig Jahren gab man den ganz romantischen Romanen solche Titel. Mitten im Walde stößt man unversehens auf ein lustiges, kleines Haus, rot und gelb; über der Thüre steht das ernsthafte Wort: „Arkiv“. Vielleicht ist auch ein halber Archivar angestellt, denn ein ganzer hat schwerlich darin Platz. Alles zusammen ist es schließlich eine wohlgeordnete, polytechnische Landschaft, in der es nicht stört, daß auch ein sogenannter Wasserfall vorhanden ist. Er befördert den Luftwechsel im Thale und darf als Ventilationsapparat immerhin auf Beachtung Anspruch machen.

Die Güte dieser aufgemischten Luft hielt mich auch

drei Tage im „Utfigten“ fest. Eine Menge Norddeutsche kamen und gingen; Trollhättan ist bei ihnen sehr beliebt. Die deutschen Touristen im südlichen Schweden teilen sich in zwei scharf getrennte Kategorien. Die eine macht unausbleiblich den Wit, daß sie statt Götakanal Schillerkanal sagt, zieht sich aber auch schleunigst zurück, um nicht dafür geprügelt zu werden. Die andere empfiehlt jedermann ebenso unausbleiblich in hellen Entzückungslauten das Hotel Kramer in Malmö, wo man für 1½ Kronen „brillant“ speisen könne. Welche der beiden Schulen mit ihrer Auffassung Schwedens im Recht sei, bin ich natürlich nicht berufen zu entscheiden. Ich hatte übrigens Gelegenheit, tiefere Blicke in das Wesen dieses Landes zu thun, denn der wackere Bryggemeister bewirtete mich mit schwedischem Punsch. Wir waren eine größere Gesellschaft und etwa fünf Stunden beisammen. Während dieser ganzen Zeit kamen wir kaum zum Sitzen, denn alle zwei Minuten erhob sich ein anderer und wünschte einem anderen ein möglichst langes Leben, bei unglaublich guter Gesundheit. Da stand denn alles auf, rief kreuz und quer: „Skol! Skol! Skol!“ und ließ die kleinen Gläser zusammenklingen, die dann auf einen Zug geleert wurden. Jedesmal sah es wie eine Verschwörung gegen König Gustav III. oder wie eine Eröffnung des Götakanals aus. Ich hatte bei jedem Glas, das ich leerte, das Gefühl: jetzt ist Schweden wiederum für fünfzig Jahre gesichert. Ich konnte leider nur zwei Stunden lang mitthun, dann drehte sich ganz Schweden im Kreise um mich her, so daß ich nicht um die Welt den Weg nach Malmö ge-

funden hätte. In der Nacht hatte ich einen schweren Traum. Der Trollhättafall war ganz und gar in schwedischen Punsch verwandelt, und ich sollte ihn austrinken. Die drei blonden Nichten und die Bouillondame kredenztⁿ mir die Gläser, nach dem Kommando des Bryggemeisters, und riefen jedesmal: „Skol!“ Alida Normanebo stand mit einem zehn Meter langen Punschlöffel auf der Brücke über dem Toppöfall und füllte rastlos die Gläser. Und der halbe Archivar stieß fortwährend mit mir an und zwang mich Bescheid zu thun; er hatte es leicht, denn er befand sich in derselben Lage, wie Münchhausens halbes Pferd bei der Tränke, an dem sich das System des Danaidenfass^s so glänzend bewährt hat. Wie die Sache ausging, weiß ich nicht; am anderen Morgen redete mir der Bryggemeister ein, ich hätte gar nichts getrunken und nur vom aufmerksamen Zusehen einen Rausch bekommen.

Als ich abreiste, konnte ich mich nicht enthalten, zu fragen, warum ich eigentlich mit so außerordentlichen Rücksichten behandelt worden. „Ja, sehen Sie,“ hieß es, „Ihr Koffer war der einzige im ganzen Zug.“ Und als ich nicht begriff: „Ja wohl; Trollhättan besuchen die Leute ohne Gepäck, auf einen Vormittag. Ein Tourist mit einem Koffer, als käme er nach Stockholm, das ist eine Ehre für die Stadt. Sie verstehen uns. Sie sind auch drei Tage geblieben, was noch kein Sterblicher gethan hat. Wir werden Sie zum Ehrenbürger ernennen.“

Seitdem erwarte ich Tag für Tag das Diplom.

Die Grotte des Schlafes.

Ein Bild aus hochmodernem Leben.

Mein Freund, der Wiener Arzt Dr. Wilhelm von B. erzählt, und ich schreibe ihm buchstäblich nach:

Das Haus Sturegatan 5 in Stockholm unterscheidet sich in nichts von den anderen Wohnhäusern jenes eleganten Viertels, das sich im Schatten der königlichen Bibliothek aufgebaut hat. Es ist ein großes Miethaus für mehrere Parteien, in einem gelinden Barockstil gebaut, mit dem selbstverständlichen Balkon quer durch die Vorderseite. Aber im zweiten Stockwerke befinden sich zwei Salons, in denen ein modernes Märchen wohnt, ein wunderbares, ein unglaubliches. Von 9 bis 4 Uhr täglich dauert der merkwürdige Spuk, und 60 — 70 Menschen täglich erstaunen darüber und glauben es nur, weil sie selber dabei mitgespielt haben.

Unhörbar tritt man ein, denn dicke, rotbraune Teppiche decken den Boden. Ein halbes Zwielflicht füllt den Raum, denn alle Vorhänge sind herabgelassen. An den mattfarbigen Wänden hängt kein Bild, in den Ecken stehen keine Vasen mit Grün. Keine Stockuhr tickt, keine Fliege summt,

keine Thüre knarrt. Die Einrichtung besteht aus lauter Kanapees, Sofas, Divans, Ottomanen, Chaiselongues, Balzacs und Fauteuils. Um Kopfende eines jeden liegt ein kleines Kissen. Auf den meisten dieser Möbel liegt, lehnt oder sitzt eine regungslose Gestalt, ein versteinertes Herr oder eine erstarrte Dame oder ein Kind. Jedes hat eine andere Stellung, aber jedes ist in dieser Stellung festgebant, keines regt ein Glied oder zuckt mit einer Wimper, keines schnarcht oder stöhnt, kein Mund steht offen, wie sonst wohl bei Schlafenden.

Sie schlafen nämlich in der That. Sie schlafen ruhig, wie unschuldige Kinder im Arme der Mutter. Ein rothiger Hauch liegt auf jedem Antlitz, wie ein verhaltenes Lächeln. Die Harmonie der Unbewußtheit ist über diese Glücklichen ausgegossen. Ist es eine Opiumhölle, wo man Markose raucht? Hat der Blitz hier eingeschlagen und einen ganzen Fünf-Uhr-Thee auf einmal betäubt? Sind wir in einer Versammlung schwedischer Fakire, die sich in monatelangen Schlaf zu versetzen wissen? Ist Dornröschens Schloß plötzlich nach Sturegatan versetzt worden, wie einst die Santa Casa von Tersato nach Loreto? Wir sehen uns ungewiß nach den Thürpfosten um, ob sie nicht aus Elfenbein seien, wie die des Traumlandes bei Homer. Totenstille. Diese Sammlung von Scheintoten in ihrem eleganten Massengrabe giebt keine Antwort.

Auf diesem Balzac ruht ein schlankes, weißblondes Fräulein mit langen, feinen Bügen und übernatürlich durchsichtigem Teint; sie muß eine bleichsüchtige Fee sein, vielleicht

die Elfe einer Wasserlilie. Auf jener Ottomane liegt rücklings hingefunken, den Kopf auf die Schulter gesenkt, ein wettergebräunter Riese in Jägertracht. Dort in dem „Schwimmer“ sitzt, die Beine weit vor sich hingestreckt, die Arme schlaff bis auf den Boden herabhängend, den Kopf tief vor die Brust gefallen, eine hagere, eckige, kantige Frauengestalt, um deren bleiche, scharf umrissene Schläfe der Tod zu spielen scheint. Auf dem nächsten Divan ruht ein Knabe in sonderbarer Lage, als wäre er von einer Höhe herabgeköllert und mit einer Gehirnerschütterung liegen geblieben. Hinter jener spanischen Wand sitzt aufrecht auf einem „Puff“ ohne Lehne die starre Gestalt eines Offiziers in bürgerlicher Kleidung, eine rote Rosette im Knopfloch, nach dem spitzbärtigen Gesicht zu urtheilen ein französischer Troupier.

Da plötzlich rauscht ein Seidenkleid. Ein Thürflügel hat sich geöffnet, und herein stürmt eine heftige Dame, dick und rot, fast ohne Augenbrauen, mit krampfhaften Bewegungen. Sie eilt geradeaus, wie eine Lokomotive, und scheint drei oder vier Schläfer überfahren zu wollen. Aber an einem unbefetzten Divan auf ihrem Wege kann sie nicht vorbei. Sie setzt sich, mit einer Art Widerwillen; sie stemmt sich mit den Händen auf, als wollte sie wieder aufstehen, aber der Divan ist stärker als sie, . . . schon liegt sie hingelehnt, sie streckt sich, sie schläft bereits. Nur einige Augenblicke, und sie ist ein Bild inneren Friedens, die heftige Röthe weicht von ihrem Antlitz, sie sieht förmlich schlanker aus als zuvor.

Aber auf der Schwelle, die sie überschritt, ist hinter ihr ein Herr in schwarzem, geschlossenem Rock stehen geblieben. Seine Augen haben sie begleitet, ruhen noch auf ihr. Es sind eigentümliche, stille, blaue Augen, die sich hinter dem Zwicker etwas zusammenkneifen, die Augen eines Kurzsichtigen, der in die Ferne blickt. Sie haben einen nachdenklichen, fast wehmütigen Ausdruck, und im ersten Augenblick glaubt man, sie schielten. Diese Augen schauen aus einem farblosen, ovalen Gesicht mit einem Grübchen am Kinne und einem ehemals blonden Schnurrbart, der nun, gleich dem schlichten, dünnen, seitlich geteilten Kopfhaar, leicht ergraut ist. Der Herr wird nahe an den Fünfzig sein. Jetzt winkt er einem jüngeren Manne, der über seine Schulter hereinklickt, ihm zu folgen. Sie schreiten unhörbar über den Teppich und treten vor die eben eingeschlafene Dame hin.

„Sehen Sie, Herr Kollege,“ sagt der Herr in Schwarz mit einer auffallend sanften, etwas umflorten Tenorstimme, „sehen Sie, sie schläft bereits. Diese robuste, vollblütige Frau ist eine FleischerzGattin. Ihre Krankheit ist der Alkohol, der Schnaps. Auch ihre Gedunsenheit ist nur der panniculus alcoholicus. Sie hat schon wiederholt Anfälle von Delirium gehabt. Sie kommt immer furchtbar aufgereggt zu mir, aber nach jeder Hypnose ist die Rötung und Gedunsenheit wie durch Zauber geschwunden und die Besserung des ganzen Zustandes stärker. Wie viele Fälle von Trunksucht habe ich schon geheilt! Sehen Sie, hinter jener spanischen Wand schläft ein Offizier, der auch auf dem besten

Wege ist. In den Armeen wird viel getrunken, und diese Kranken wollen nicht gesehen sein, wenn sie sich behandeln lassen.“

Er führt ihn dann zu den anderen Schläfern und erklärt die Fälle. Das junge, blasser Fräulein ist im höchsten Grade bleichsüchtig, und was alles damit zusammenhängt. „Herr Kollege, ich rate Ihnen, Ihre Versuche an solchen Kranken zu beginnen, weil der absolut sichere Erfolg Sie mit Zuversicht erfüllen wird. Die Resultate sind oft so rasch und gründlich, daß man seinen Augen nicht traut. Ich hatte kürzlich eine fürstliche Persönlichkeit in Behandlung; nach zehn Tagen war sie so verändert, daß Ihr Gesandter Baron P. sie kaum erkannte.“

„Der Riese in Jägertracht ist Morphiniist und bereits so weit geheilt, daß er seine Injektionspritze dem Arzte geschenkt hat. Er verabscheut jetzt das Morphin und hat heute seine letzte Hypnose. A propos, ich muß Ihnen meine Sammlung von Pravazschen Spritzen zeigen.“ Der Hausherr tritt an einen Bücherschrank und holt ein Kästchen herab, das voll mit Morphinspritzen ist. Es sind mindestens dreißig darin. „So wie im Altertum siegreiche Krieger ihre Waffen im Tempel der Siegesgöttin aufhängten, hinterlassen mir meine Geheilten ihre Morphinspritzen. Diese hier ist mir besonders wert. Eine Dame, die schon ohne Erfolg bei Charcot und dann in einer deutschen Entwöhnungsanstalt gewesen, hat sie mir nach der dritten Sitzung ausgeliefert; sie war vollständig geheilt und fühlte weder das Bedürfnis nach Morphin, noch die bekannten Sensationen, welche die Morphiniisten nach plötzlichem Aussetzen quälen.“

„Die hagere Dame mit den langen Extremitäten leidet an der fixen Idee, sie könne nicht allein auf die Straße gehen, weil jeder sie ansehe. Aber sie ist heute schon allein hergekommen, und nur wenige haben sie noch angesehen, denn der Arzt hat ihr vorgestern im Schlafe suggeriert, er sei mit ihr auf der Straße spazieren gegangen und habe sie dort überzeugt, daß niemand von ihr Notiz nimmt.“

„Und der Knabe dort, . . . ach, der soll ja geweckt werden. Er ist ein neuer, erst heute gekommen, und zwar mit einem Briefe an den Arzt, worin sein Sündenregister aufgezählt war. Er stiehlt, und zwar mit Vorliebe Geld, er meidet die Schule, lügt, ist ein heilloser Faulenzer und stottert überdies. Die Hypnose ist gut gelungen, und es sind ihm alle seine Fehler im Schlafe wegsuggestiert worden.“ Nun tritt der Arzt zu ihm und sagt ruhig, aber bestimmt: „Erwachen Sie!“ Der Knabe rührt sich. Der Arzt fährt ihm zwei- oder dreimal mit der Hand vor dem Gesicht hin und her und bläht ihn an. Der Knabe erhebt sich, das Gesicht leicht geröthet, wie nach einem erquickenden Schlafe, sein Schritt ist sicher, er empfiehlt sich und geht hinaus. Wenn der Arzt ihm gesagt hätte: „Erwachen Sie, ohne sich zu erinnern, was mit Ihnen geschehen ist,“ so wüßte der Knabe kein Wort von den heilsamen Einflüsterungen, jetzt aber weiß er alles genau und haßt all das Verbotene. Der Arzt sieht ihm forschenden Blickes nach und sagt: „Ich kann Ihnen mit Bestimmtheit sagen, Herr Doktor, daß dieser Junge nach vierzehn Tagen ein neuer Mensch geworden sein wird. Überhaupt ist ja die suggestive Psycho-

therapie berufen, auf dem Gebiete der Moral eine jetzt noch ungeahnte Rolle zu spielen.“ Die beiden Herren gehen wieder ins Arbeitszimmer des Arztes zurück. Es wollen neue Patienten beraten sein. Epileptiker, viele Säufer, noch mehr Morphiniſten, Neuroſen, Funktionsſtörungen der manigſachſten Art, die in der ſuggerierten Stunde mit chronometriſcher Genauigkeit aufhören, fixe Ideen, Verfolgungswahn, Platzangſt, Stottern, abnorme Herzthätigkeit und Gott weiß, was alles.

Zwei Damen erſcheinen zuſammen, zwei geheilte Morphiniſtinnen. Die eine iſt die junge, hübsche Gattin eines Arztes in Uppsala und hatte ſich wegen gichtiſcher Gelenkſchmerzen dem Morphium ergeben; die andere iſt eine Franzöſin. Das gemeinſame Leiden und die gemeinſame Heilung haben ſie zu Freundinnen gemacht. Ihr Arzt hat auf ſie einen unbeſchränkten Einfluß gewonnen, deſſen ſie ſich ſlechterdings nicht erwehren können. Das führt zu einer merkwürdigen Scene. Die Dame aus Uppsala tritt mit der Verſicherung ein, ſie ſei vollkommen geheilt und werde alſo heute nicht mehr ſchlafen, das ſei nunmehr zwecklos. „Sie ſind ein Kind,“ ſagt der Arzt, wirft einen Blick auf ſeine Taſchenuhr und fährt in trockenem, aber ſehr gutmütigem Tone fort: „Ehe fünf Minuten vergangen ſind, werden Sie tief ſchlafen.“ Sie lacht: „Ich werde nicht ſchlafen, Herr Doktor, jetzt nicht mehr.“ Sie geht ins nächſte Zimmer, um ihm fern zu ſein, er winkt aber ſeinem ärztlichen Gaſte, ihr dahin zu folgen und wendet ſich ſeinen anderen Patienten zu. Der Gaſt geht ihr alſo ins

„Schlafzimmer“ nach, dessen Thür er hinter sich schließt. Dort schläft alles nach wie vor. Nur die Dame aus Upsala ist wach und setzt sich nicht einmal, um ja nicht schlaffüchtig zu werden. Sie geht ans Fenster, um ihre Sinne rege zu erhalten, und trommelt auf den Scheiben Musikstücke, die Marseillaise und anderes, in tadellosem Takt. Sie ist offenbar so wach als möglich. In der Nähe des Fensters steht ein Bücherschrank. Sie langt nach einem Buche, blättert darin und legt es wieder zurück. Sie nimmt ein anderes Buch, behält es eine Zeit lang in der Hand und liest. Plötzlich sieht sie sich um, ein Fauteuil steht hinter ihr, sie setzt sich, stützt den Kopf in die Hand, kreuzt die Beine und liest weiter. Der ärztliche Gast wendet kein Auge von ihr. Nach zwei Minuten tritt er hinzu und findet sie in tiefem Schlafe und kataleptisch (muskeltarr). Er faßt ihre Hand, sie fühlt sich hart und unnachgiebig wie Eisen an. So schläft sie volle dreiviertel Stunden regungslos fort, immer das Buch in der erstarrten Hand. Der Gast geht mittlerweile hinaus und sieht allerlei Fälle mit an. Endlich blickt der Hausherr auf die Uhr und geht zur Dame aus Upsala hinein. Er tippt ihr mit einem Finger auf die Schulter und sagt das eine Wort: „Nun?“ Sie senkt das Buch auf das Knie, schlägt die Augen auf, sieht ihn mit einem Blick des Verdrusses, ja des Grolls an, reibt sich die Augen und sagt kleinlaut: „Ich habe geschlafen.“ Der Arzt lächelt nur leise und sagt: „Sehen Sie!“

Die französische Freundin, die alles mit angesehen, ist davon ungeheuer amüsiert und lacht laut. Der Arzt aber

sagt leise zu ihr und seinem Gaste: „Ich wünsche, daß sie nochmals einschlafe“ und geht rasch hinaus, da wieder Leute warten. Zur Dame aus Upsala sagt er bloß: „Sie dürfen noch nicht fortgehen.“ Das genügt. Die Französin und der ärztliche Gast plaudern, da sagt jene plötzlich: „Sehen Sie, Doktor, sie schläft.“ Er tritt zu ihr, sie steht aufrecht, ein Buch in der Hand und den Blick darauf geheftet, in tiefem Schlaf und kataleptischer Starrheit. Eine Weile später kommt der Hausherr wieder herein, weckt sie und nimmt alle in sein Arbeitszimmer mit. Seinem Gaste flüstert er zu: „Ich werde ihr jetzt eine Suggestion in wachem Zustande machen.“ Und dann zu ihr: „Falten Sie die Hände.“ Die Dame faltet die Hände. „Sie können die Hände nicht auseinander bringen.“ Sie strengt sich an, sie ringt die Hände, um die Finger mit Gewalt auseinanderzureißen, sie betrachtet sogar ihre Hände, um es besser zu treffen, aber es ist unmöglich, die Hände hasten wie durch eine Schraube. Und nun sieht er sie fest an und sagt mit einer gutmütigen Bestimmtheit: „Sie werden mir jetzt folgen, Madame.“ Sie erwidert seinen Blick und sagt ängstlich, ja weinerlich gedehnt: „Nein.“ — „Ja, ich will es, folgen Sie mir!“ — „Aber nein!“ — „Aber ja!“ Er geht langsam voraus ins Nebenzimmer, sie folgt ihm widerwillig, mit den gefalteten Händen; er kommt wieder zurück, sie immer ebenso hinter ihm drein, bis er stille hält. Sie fleht: „Bitte, bitte, lösen Sie meine Hände.“ Er sagt nichts als: „Jetzt können Sie die Hände öffnen,“ und in demselben Augenblick sind sie getrennt.

Aber auch der Französin soll die Neutralität nicht gegönnt sein. Während sie unbefangen dasteht, sagt der Meister zum Gaste: „Sehen Sie, das linke Auge der Dame ist jetzt ganz unempfindlich, berühren Sie es.“ Er holt ein Messer aus der Tasche, öffnet es und reicht es dem Gaste. Dieser berührt mit der blanken Messerspitze wiederholt die Hornhaut des linken Auges, er haßt die Spitze dort sogar ein, und das Auge rührt sich nicht, es zuckt mit keiner Wimper, während das andere, sobald ihm die Klinge nur naht, zusammenzuckt und unaufhaltjam die Lider schließt. Und nun sagt der Meister: „Jetzt aber ist das andere Auge unempfindlich; berühren Sie es, die Dame wird keinen Reflex auslösen können.“ Und so ist's auch.

Doch die Wunder von Sturegatan gehen noch viel weiter. Da hat es schon eine Dame gegeben, die der Arzt vier Wochen lang ununterbrochen schlafen ließ, während welcher Zeit die Ernährung ungestört vor sich ging. Dann wurde sie geweckt und war von ihren früher täglich wiederkehrenden epileptiformen Anfällen geheilt. Selbst Entbindungen werden in der Hypnose gemacht, und zwar so, daß beim Erwachen gar keine Erinnerung an das Vorgefallene vorhanden ist. Mütter, die früher jedesmal 10—15 Stunden lang schwer gelitten, waren in der Hypnose in drei Stunden befreit.

Sogar schriftliche Wunder sind nichts Seltenes. Einem Kranken vom Lande, der wegen nervösen Herzklopfens Hilfe suchte, aber nicht in Stockholm bleiben konnte, gab der Meister eine Karte mit, auf die er geschrieben hatte: „So

oft Sie Herzklopfen haben, lesen Sie diese Karte, schlafen Sie ein und erwachen Sie nach einer halben Stunde ohne Herzklopfen.“ Der Mann that, wie ihm befohlen, aber er schlief nicht ein. Er verlor den Mut nicht, übte sich, und schlief endlich nach jedesmaligem Lesen der Karte sofort ein. Nach einiger Zeit war er geheilt. Einmal kam ein Brief aus Amerika mit der Anfrage, ob Schreiber desselben empfänglich für Psychotherapie sei und von seinem Leiden geheilt werden könne. Der Arzt antwortete ihm durch eine offene Postkarte wie folgt: „Wenn Sie diese Karte erhalten haben werden, schlafen Sie ein und erwachen Sie nach einer Stunde.“ Nach einigen Wochen kam die Antwort, daß dies richtig geschehen sei, und die Behandlung in absentia wurde eingeleitet.

Sind dies Wunder? Ist der Mann von Sturegatan ein Magier? ein Heiliger? ein Mediziner? Keineswegs. Der Mann ist einer der berühmtesten Ärzte Stockholms, ein ernster, hochgeachteter Charakter. Er heißt D. G. Wetterstrand, und sein Name ist einer der glänzendsten im Bereiche der neuen ärztlichen Geheimwissenschaft. Eines seiner Werke über suggestive Psychotherapie ist auch ins Deutsche übersetzt. Er ist auch nicht als „Arzt der Seele“ — um mit einem Hillernschen Romantitel zu sprechen — geboren, sondern war früher ein vielbeschäftigter praktischer Arzt, wie andere auch. Die Neugierde trieb ihn vor etwa sechs Jahren nach Nancy, um die Suggestionenwunder der vielberufenen Schule Bernheim-Viébault mit eigenen Augen zu sehen. Er ging als Skeptiker und kam als Überzeugter wieder. Unter

dem Eindrücke der dort gesehenen Erfolge begann er selbst Versuche zu machen und erzielte solche Ergebnisse, daß jetzt die Psychotherapie seine Hauptbeschäftigung ist. Wetterstrand ist jetzt die Lösung für Kranke aus aller Herren Ländern. Sie wallfahrten zu ihm, um im Schlafe gesund zu werden.



Die drei Zauberer von Nancy.

Mein Freund, der Wiener Arzt Dr. Wilhelm von B. erzählt weiter:

Die „Schule von Nancy“ nennt man die neumodische schwarze Kunst der Suggestion, so wie sie von der Trias Bernheim-Liébault-Liégeois systematisch betrieben wird. Sie ist die Gegensüßlerin der Schule der Salpêtrière zu Paris, an deren Spitze der voriges Jahr verstorbene Charcot stand. Nach Charcot sind nur hysterische Personen der Hypnose und Suggestion zugänglich, nach den Männern von Nancy jedermann. Nach Charcot ist die Hypnose ein pathologischer Zustand, nach dem Triumvirat von Nancy ein physiologischer. Ich habe die Schlachtfelder dieses langwierigen ärztlichen Krieges der Reihe nach besucht und kam selbstverständlich auch nach Nancy. Ich war keineswegs der einzige; Ärzte aus mancherlei Ländern studierten dort den nämlichen Fall, darunter Dr. K., Assistent am Lunatic Asylum zu Edinburgh, und Dr. Sp. aus Münster.

Mit Dr. K., der mitzugehen wünschte, begab ich mich

zu A. A. Liebault, dem Begründer der ganzen suggestiven Psychotherapie, was man in die Sprache des gemeinen Lebens etwa so übersetzen könnte: „Ausreden von kranken und Einreden von gesunden Zuständen in willkürlich auf-erlegtem Schlafe“.

Dieser Altmeister wohnt in einem ganz entlegenen, schon fast dörflich aussehenden Gäßchen, wo nur einzelne Häuser stehen, und nur die Lokomotivenpfeife von einem nahen Bahnhofe die Ruhe stören. Es ist die Rue Bellevue. An einem mehr als bescheidenen Gartenpfortchen schellten wir. Ein altes Männchen in grauem, rot ausge schlagenem Schlafrock öffnete. „Bringen Sie diese Karten Herrn Liebault,“ sagte ich. — „Treten Sie nur ein, meine Herren, treten Sie nur ein,“ entgegnete der Alte und, nach einem Blick auf die Karten: „Ah, meine Herren, Sie sind Engländer?“ — „Schon gut, schon gut, mon bonhomme,“ sagte ich, ihm auf die Schulter klopfend, „melden Sie uns nur bei Herrn Liebault. Doch woher wissen Sie, daß wir Engländer sind?“ — „Ach, ich sehe das gleich am Format der Karten,“ erwiderte der „Bonhomme“ in dem Tone eines Mannes, der schon manchem Engländer die Besuchskarte abgenommen. Dann ging er voraus, dem ebenerdigen Häuschen zu, das rechts im Gärtchen lag, beinahe nur eine Hütte. Man trat in eine Art Küche, aus der man links in das Arbeitszimmer (augenscheinlich zugleich Speise-saal), rechts aber in den Empfangsalon gelangt. Hier hinein führte uns der kleine Alte, ohne daß sich irgendwo ein weiterer M. Liebault gezeigt hätte. „Sehen Sie, meine

Herrn," sagte er, „ich wohne schon seit dreißig Jahren in dieser Einsiedelei“ . . . Ich! Ich! . . . Jetzt erst wurden wir stutzig. Das alte Männchen, das wir für eine Art Gärtner oder Hausdiener gehalten, schien der Hausherr selbst zu sein. Und ich hatte ihm auf die Schulter geklopft und ihn „mon bonhomme“ tituliert . . . Er hatte dies hingegenommen, ohne mit einer Wimper zu zucken oder ein Wort der Zurechtweisung einfließen zu lassen, auch wir mußten also jetzt trachten, in aller Stille nach und nach aus dem früheren Ton in einen entsprechenderen überzugehen. Es wurde eine richtige Lustspielszene daraus.

Diébault ist ein alter Junggeselle von etwa 70 Jahren, sehr klein und schmalschultrig, mit hoher, etwas kahler Stirne und starkem, grauem, spitz gehaltenem Vollbart. „Wenn er vor hundert Jahren gelebt hätte, hätte er gewiß geschmupft,“ mit diesen Worten kennzeichnete ein berühmter Wiener Chirurg den Gesamteindruck seines Gesichtes. In der Stadt erscheint er stets in würdigem Schwarz, das rote Bändchen im Knopfloche der Redingote, zu Hause aber wohnt er in jenem altersgrauen Schlafrock, dessen roter Schmuck nichts mit der Ehrenlegion zu thun hat. Im Umgang ist er höchst bescheiden und dabei liebenswürdig; nur wenn seine wissenschaftlichen Arbeiten berührt werden, wird er sofort eifern und bringt seine Überzeugungen mit rücksichtslosem Mut und streitbarer Schärfe zum Ausdruck.

Wir sprachen selbstverständlich nur über den Gegenstand, der dieses Haus und seinen Herrn erfüllt. Dabei fielen einige merkwürdige Äußerungen. Als ich mein Er-

staunen ausdrückte, daß die suggestive Therapie von den Ärzten so geringschätzig behandelt werde, rief Liébault: „Ah, was wollen Sie, mein lieber Kollege, man nennt mich ja in der Stadt seit dreißig Jahren nicht anders als: der Narr von der Rue Bellevue! Und die Ärzte, . . . die wollen die Erfolge nicht sehen, die ich seit so vielen Jahren erzielt habe, denn leugnen können sie sie nicht; sie verschließen sich eben gegen die unbequemen Thatsachen und schweigen mich samt meiner ganzen Hypnose gebliffentlich nieder. Darum hat es auch so lange gedauert, bis die Sache in die Öffentlichkeit gedrungen ist.“

Seine Ausführungen fanden bald einen energischen Illustrator, denn plötzlich erschien der zweite Triumvir (eigentlich der dritte) zu Besuch: der Advokat Liégeois, der sich hauptsächlich mit der gerichtlichen Seite der Suggestionstheorie beschäftigt. Seine Erscheinung bildet einen starken Gegensatz zu der des Altmeisters. Er sieht französischer aus, eine hohe, gebieterische Gestalt, das schwarze Haar schon etwas angegraut, der Vollbart kurzgeschoren, die Bewegungen groß und muskelhaft. Er ist des Zornes und der Erbitterung fähig, namentlich wenn Charcot erwähnt wird. „Wissen Sie,“ sagt er, „warum die Schule von Nancy herabgesetzt und nach Möglichkeit totgeschwiegen wird? Weil Charcot der Allmächtige ist, und nur die allerwenigsten Ärzte den Mut haben, ihm, was er auch sage, zu widersprechen. Lassen Sie nur erst Charcot tot sein, und Sie sollen sehen, wie seine Anhänger scharenweise nach Nancy strömen werden.“ Der kurz vorher stattgehabte

Prozeß Eyraud-Bompard bot ihm natürlich Stoff zu vielen Auslassungen. Er hatte darin den Standpunkt der Schule von Nancy, das suggerierte Verbrechen, in einer großen, energisch vorgetragenen Verteidigungsrede vertreten. Er klagte bitter, daß man ihm durchaus nicht habe gestatten wollen, auch nur zehn Minuten mit „Louise“ allein zu sein. „Das hätte mir genügt, um den ganzen Prozeß auf den Kopf zu stellen. . . Stellen Sie sich einmal vor, wenn ich ihr suggeriert hätte, sie befinde sich in einer Badekabine!“ Übrigens war ursprünglich Bernheim ausersehen, diese Verteidigung zu führen, da brach er sich sehr zur Unzeit den Obersehenkel, und so fiel die Vertretung Liégeois zu.

In Bernheims Hand laufen jetzt die meisten Fäden des Suggestionwesens zu Nancy zusammen. Er ist Professor der internen Medizin an der Fakultät zu Nancy und hat sein „service“, seine Klinik, am Hôpital civil, einem brillant ausgestatteten, hochmodernen Krankenhause. Ich hatte mich bei ihm schon von Paris aus angekündigt und, mit Berufung auf Dr. Wetterstrand, um eine Stunde gebeten. Am anberaumten Tage fand ich mich um 9 Uhr morgens auf Bernheims Klinik ein. Sie ist musterhaft eingerichtet. Bernheim (sprich: Bernem) selbst ist ein Elsäßer, der sogar in sein Französisch ab und zu eine deutsche Bemerkung einfließen läßt. Er ist ein kleiner, etwas untersehter Mann von etwa 60 Jahren und hat die richtige tête carrée, mit kurzgeschorenem Grauhaar und tadellosem Henriquatre. Er sieht kerngesund aus, ja blühend, mit rosigen Wangen, schönen blauen Augen und liebenswürdig

heiterer Gemütsart. Im Gehen macht ihm sein Knochenbruch noch merkliche Beschwerden. Ich fand ihn von seinen internes umgeben am Krankenbette; die Herren hatten, nach französischer Art, sämmtlich ihre Samtmützen auf und ihre eigentümlichen weißleinenen Spitalschürzen vorgebunden, mit dem dreieckigen Laß oben, der vor der Brust an einem mittleren Knopfe hängt, und dem viereckigen Blatte unten, das eine einzige große Tasche für alle möglichen ärztlichen Gebrauchsgegenstände bildet. Diese Schürze hat für Bernheim noch eine besondere Wichtigkeit, denn er ist gewohnt, ihre Bänder während des Sprechens unaufhörlich zu knüpfen und wieder zu lösen. Er kam mir entgegen, begrüßte mich mit der dortzulande unter Kollegen üblichen Liebenswürdigkeit und führte mich sofort ans Krankenbett.

In der That, ich befand mich nun im Hauptquartier der Suggestion. Ein interessanter Fall lag da neben dem anderen, Heilversuche und Heilerfolge durcheinander. Gleich der erste, den mir der Professor zeigte, ein kräftiger, etwa 60jähriger Arbeiter mit Bronchialkatarrh, lag in Hypnose. Bernheim setzte ihm die Arme in Bewegung, so daß sie umeinander kreisten, und suggerierte ihm, daß er dieselben nicht zur Ruhe bringen könne. Und in der That kreisten sie automatisch weiter, mit einer solchen Kraft, daß die Umstehenden sie selbst mit Gewaltanwendung nicht fixieren konnten. Als dies vorbei war, sagte er ihm: „Wenn Sie erwacht sind, gehen Sie zu jenem Kranken, der Ihnen Ihren Napf genommen hat, holen Sie diesen zurück und schelten Sie den Mann tüchtig aus.“ Der Kranke wird

geweckt, reibt sich die Augen, springt unter allen Zeichen des Unwillens vom Bette, geht stracks zu dem bezeichneten Kranken hinüber, holt dessen Napf (denn es war gar nicht sein eigener) herüber und fängt gehörig zu schelten an: „Sacré matin, voyons, par exemple“ u. s. w. — „Sehen Sie, meine Herren,“ fügte Bernheim hinzu, „auf dieselbe Art können Sie aus ihm einen Nihilisten, einen Mörder machen.“

Wir traten an andere Betten, in bunter Reihe. Da lagen Lungenentzündungen, Typhöse, allerlei schmerzhaft Zustände, denen der Professor ein verhältnismäßiges Wohlbefinden, Abnahme der hohen Temperatur, eine veränderte Herzthätigkeit suggerierte, oder die er ihre Schmerzen verschlafen ließ, nicht ohne dabei auch die gebräuchlichen Heilmittel anzuwenden. Er behauptete allen Ernstes, daß die Fälle dadurch viel rascher und leichter heilten. Gleichsam um ihm Recht zu geben, wurde soeben ein Fall von croupöser Pneumonie aufgenommen, mit allen Staunungserscheinungen (Atemnot, blauen Lippen u. s. f.). Bernheim hypnotisierte den Kranken, und alsbald atmete dieser ruhig, gleichmäßig, die Lippen röteten sich wieder, aus dem Gesichte verlor sich der Ausdruck der Angst. „Nun, das ist immerhin etwas,“ sagte Bernheim und ging weiter. Später wurde ein an akuter Ischias erkrankter Arbeiter auf der Tragbahre hereingebracht. Er konnte keinen Schritt thun und war längs des kranken Nerven ungemein empfindlich. Bernheim hypnotisierte ihn sofort und suggerierte ihm das Gewünschte mit den Worten: „Er ist nicht mehr empfindlich,

die Schmerzen sind vorbei, ich kann ihn berühren, sogar stark drücken — er that es —, Sie sehen, meine Herren, daß er nichts fühlt, und wenn er erwachen wird, wird er ohne Schmerz gehen, voll-stän-dig ge=heilt, voll-stän-dig ge=heilt.“ Nun weckt er ihn und sagt: „Stehen Sie auf und gehen Sie, gehen Sie, gehen Sie nur immerzu . . ., ja wahrhaftig, Sie können gehen . . . wie? Sie konnten ja vorher nicht gehen.“ In der That schritt der Kranke, wiewohl etwas hinkend, auf und ab und brummte immerfort: „Das ist komisch, aber ich kann ja sehr gut gehen. Sapriiti, was das komisch ist!“ Eine halbe Stunde später untersuchte ich den Kranken nochmals selbst und fand, daß er nun nicht mehr fähig gewesen wäre, so gut zu gehen, das Verfahren muß eben öfter wiederholt werden; die schmerzhaften Stellen aber waren alle weit weniger empfindlich.

Und so ging das stundenlang fort.

An einer schon außer Bett befindlichen Genesenden, einem siebzehnjährigen Mädchen, zeigte Bernheim eine Reihe der interessantesten Suggestionserrscheinungen, darunter das, was er „negative Postjuggestionssphänomene“ nennt. Z. B.: „Wenn Sie erwachen, existiere ich für Sie nicht, Sie sehen mich nicht.“ Sie erwacht dann vollständig normal, nur daß sie auf das, was Bernheim zu ihr spricht, überhaupt nicht reagiert, auch nicht, wenn er sie unversehens beim Namen ruft. Selbst als er sie kneift, bemerkt sie es nicht. Ein Assistent macht sie aufmerksam: „Geben Sie acht, Dr. Bernheim spricht zu Ihnen,“ da antwortet sie erstaunt: „Aber Herr Bernheim ist ja gar nicht im Zimmer.“ Der

Arzt hat sie so in seiner Gewalt, daß sie auf das Wort „Dormez“ stehend einschläft. Und in diesem Schlafe kann er ihr alles suggerieren, so daß sie es beim Erwachen für Wahrheit hält, sogar daß sie mir, den sie doch nie gesehen, gestern einen Frank gestohlen habe; mit großer Anstrengung kombinierte sie sich dann den Hergang des ganzen Diebstahls und bittet in Verzweiflung, nur ja der Polizei nichts zu verraten, wegen ihrer guten Eltern. Auf dieselbe Art wird es ihr dann auch wieder ausgedeutet. Bernheim suggeriert ihr Muskelstarre, und sie kann den erhobenen Arm nicht mehr senken. Er macht sie empfindungslos und durchsticht ihr dann, ohne daß sie es fühlt, mit einer Nadel wiederholt die Muskeln des Vorder- und Oberarmes. Einmal trifft er dabei eine Vene, so daß eine ganze Blutlache auf dem Boden entsteht, worauf er ihr suggeriert, daß sie beim Erwachen diese nicht sehen darf. Und wirklich nimmt sie gar keine Notiz davon, bis man es ihr im Schlafe wieder gestattet, worauf die Erwachte mit Entsetzen so viel Blut vor sich sieht. Zum Schlusse macht er sie sogar stumm, was sie beim Erwachen erst nach und nach merkt. Nun lacht sie erst, wird aber bald sehr ungehalten und läuft dem Assistenten verzweifelt nach, ihre Zunge mit den Fingern fassend und „Äh, äh“ schreiend, um auf ihre Sprachlosigkeit aufmerksam zu machen. Der Assistent aber sagt: „Äh, es ist schon gut so, Sie schwagen mir ohnehin zu viel.“ Endlich löst er ihr die Zunge, mit den einfachen Worten: „Nun gut, jetzt können Sie sprechen.“ Und sie spricht.

Im Laufe dieser Stunden wurde auch die Frage ge-

stellt, wie sich Dr. Bernheim Charcot's Phänomen mit dem Magneten erkläre. (Charcot brachte bei hypnotisierten Hysterischen einen Magneten in die Nähe des einen Armes, worauf sich der andere Arm erhob; nach Charcot geschieht dies durch den Einfluß des Magneten.) Darauf folgte eine hochinteressante Demonstration Bernheim's. „Das ist sehr einfach,“ sagte er lächelnd, „nichts als ein Suggestionssphänomen. Ich will es Ihnen sofort beweisen.“ Er trat zu dem bereits erwähnten Hypnotisierten mit der Lungenentzündung, ließ einen hufeisenförmigen Magneten holen und brachte diesen an die Innenseite des linken Vorderarmes des Kranken, der hierauf den rechten Arm erhob und starr in die Höhe hielt. Jetzt nahm Bernheim den Magneten weg, und der Arm senkte sich wieder. Hierauf holte Bernheim sein gewöhnliches Stethoskop aus der Schürzentasche und legte es an den linken Arm, wobei er sagte: „Also, ich lege den Magneten wieder hin,“ und siehe da, der rechte Arm erhob sich genau so wie früher, um sich nach Entfernung des Stethoskops wieder ebenso zu senken. Bernheim fuhr fort: „Ich nähere den Magneten dem Gesicht des Kranken, und wir wollen sehen, wie er darauf reagieren wird.“ Und er hielt das Stethoskop nahe an das Gesicht des (hoch fiebernden) Kranken, dessen Kopf sofort eine Mitbewegung in der Richtung des vermeintlichen Magneten that, und zwar so weit, daß er seitwärts aus dem Bette herausgezerrt war. „Und nun,“ fuhr Bernheim fort, „lege ich den Magneten an die andere Seite des Gesicht's, der Kranke wird ihm folgen.“ Richtig folgte der

Kopf dem Stethoskop zur andern Seite des Bettes hinaus. „Und nun bringe ich den Magneten vor das Gesicht des Kranken“ (hier fügte er gar nicht mehr hinzu, daß dieser folgen werde). Patient erhob richtig den Kopf und folgte dem angeblichen Magneten so weit, daß er schließlich, schlafend, aufrecht im Bette saß. Bernheim aber zog nun den Schluß: „Sehen Sie, hier haben Sie das Charcotsche Phänomen mit dem Magneten; es ist eine einfache Suggestionsercheinung. Patient folgte den Bewegungen dessen, was er für einen Magneten hielt, weil ich es wollte; und wenn Charcot das Experiment mit einer Person machen wird, welche seine Sprache nicht versteht, und, wohlgemerkt, noch nicht von früher her weiß, was Charcot will, so kann er den Magneten hinlegen, und das Phänomen wird nicht zu stande kommen. Das Phänomen der Übertragung der Katalepsie von einem Arm auf den andern ist kein pathologischer, noch durch einen Magneten zu beeinflussender Zustand, sondern eine einfache Suggestionsercheinung. Diese Katalepsie wird in vorbedachter Weise hervorgerufen, indem man das Individuum darauf vorbereitet, daß das Phänomen kommen wird, im Anzuge ist.“

Mit dieser überraschenden Thatsache schloß mein Freund, und so wollen wir die drei Zauberer von Nancy ihrer merkwürdigen Thätigkeit überlassen.



Rothschildgräber.

Ein Frankfurter Stimmungsbild.

Als neulich jener Wiener Großmillionär begraben wurde, dem die Welt so viel Gutes nachzusagen hatte, da erinnerte ich mich an einen gewissen schönen Septemberabend, den ich einst in Frankfurt am Main unter solchen Kapitalmenschen verlebt hatte. Es war auf einer meiner Heimreisen aus der Fremde. Eine elegische Sonnenuntergangsstimmung, die mir schon etwas bekannt vorkam, lag auf meiner Seele. Einmal das Jahresjoch, unter das man nun unweigerlich zurück mußte, und dann — um mich bankmäßig auszudrücken — der auffallend niedrige Stand meiner Banknotenreserve. Ich hatte soeben eine Art Kavalierranzleihe aufgelegt, bei meinem Frankfurter Kollegen Dr. Weißer, und sie war von ihm sogar namhaft überzeichnet worden. Er ist kein reicher Mann, kein Millionär, nicht einmal „nur in Mark“, wie man in Deutschland höchst verächtlich zu sagen pflegt, wenn einer es nicht in Thalern ist. Aber er giebt vor, die Sozialdemokraten zu bekämpfen, indem er sie vom Standpunkt des Geldmannes aus fortwährend ironisirt und

parodiert. Er vermöbelt die „Monetenkönige“, indem er selber einen spielt, und bekennt sich zu einem Kommunismus, der das letzte Ziel der wirtschaftlichen Entwicklung darin sieht, daß jedermann Millionär sei, worauf dann ein Millionär natürlich für einen armen Teufel gelten werde. In diesem Sinne pflegt er sich, wenn er sich wissenschaftlich ausdrückt, einen Pauper, und wenn er in Hemdärmeln spricht, einen Schnorrer zu nennen.

Nun, als ich ihn angepumpt hatte, sagte er: „Ich werde Sie trösten. Sie sind ein verfrachteter Millionär, denn als Sie von Hause abreisten, waren Sie Millionär in Kreuzern. Sie hatten etwas entschieden Monetarisches an sich; jetzt sind die Beine Ihre einzigen Zirkulationsmittel. Wie gesagt, ich werde Sie trösten; ich führe Sie in eine ganze Gesellschaft von verarmten Millionären.“

Er winkte eine Droschke heran und sagte: „Zum neuen israelitischen Gottesacker.“ Nach einer Viertelstunde besten Macadams zwischen neuen, vielstöckigen Häuserwürfeln im baugesellschaftlichen Baustil hielten wir vor einem hohen, verschlossenen Eisengitter. Ein christlicher Gärtner, den die Schelle aus einem wohnlich aussehenden Pfortnerhause heraussprenge, that uns auf. Wir standen auf einem sehr gewöhnlichen Friedhof, mit meist sehr unansehnlichen Grabsteinen.

„Dies ist das neue Hauptbuch des Todes,“ sagte Dr. Weiszer, „es wird erst seit 60 bis 65 Jahren geführt. Wenn Sie diese Kolumne entlang rechnen (er deutete auf den Hauptgang), finden Sie fast lauter sieben- bis achtestellige Posten. Ich könnte hier unten, am Eingangsthor, einen

Additionsstrich ziehen und die Summe darunter schreiben. Lauter Leute, die kein totes Kapital kannten; jetzt sind sie tote Kapitalisten. Ganz unter uns gesagt, . . . jagen Sie's nicht weiter, denn ich bin heimlicher Sozialist, und wozu sollen wir unter den Leuten gutes Blut für Millionäre machen? . . . ganz unter uns also: es liegen da eine Menge anständige Menschen. Hochanständige, auf die man jagen könnte: schade, daß er ein Millionär ist, d. h. war. Solide Leute, die einst vor dem Jüngsten Handelsgericht glänzend bestehen werden. Da liegt gleich einer, . . . sehen Sie, ich stand nicht auf seiner Kreditliste, aber ich lege ihm doch ein Beinchen auf sein Denkmal." Er hob ein Bröckchen vom Kiesweg auf und legte es fast zeremoniös auf den Sockel der kurzen Pyramide. „Ein Speyer, . . . alle diese gleichen grauen Granite sind Speyers. Der dort ist ein Kohn-Speyer." Er wies auf einzelne ganz niedrige, schmucklose Steine und nannte dabei einzelne Namen von schwerem, geschäftsmäßigem Klang. „Lauter vielfache Millionäre; in Mark, in Thaler, in was Sie wollen. Und liegen da, als könnten sie nicht zwei zählen."

Die Sache begann mich zu interessieren. Hatte ich nicht in Holland Broek besucht, das „Dorf der Millionäre?" Nun stand ich hier auf dem Friedhof der Millionäre. Wir schritten den schattenarmen Baumgang hinan. Es war still und kühl, auf diesem und jenem Zweig zwitscherte ein Vogel, der nicht einmal eine Goldamsel war, ganz leise, perzentual gleichsam. Es geht sehr schlicht zu auf den Folios dieses Gottesackers. Wiederum kleine, graue Steine, die sich sogar

ein Börsengalopin kann sehen lassen; meistens liegen Millionäre darunter.

„Milliardäre,“ steigerte Dr. Weißer den Effekt, halb ironisch, halb ernsthaft, „denn jeder besaß etliche Tausendstel einer Milliarde.“

„Die aus rotem Sandstein sind wohl sogenannte Brogen?“ fragte ich.

„Im Gegenteil,“ erwiderte er, „dieses Material ist noch billiger.“

Ein moderner mitteleuropäischer Jüdenfriedhof ist wohl die nüchternste Anlage, die man sich denken kann; der in Frankfurt am Main aber ist die allernüchternste. Die Wiener treiben wenigstens baulichen Luxus, mit kostbaren Steinarten, mit exotischen Porphyren und Breccien, auch mit künstlichen Stilformen, mit einer Flut von goldener Zierschrift. Die ansehnlichen Leute, deren Vorfahren in der Börnegasse wohnten, begraben sich noch fast wie im Mittelalter. Wenn man ihre Sterbejahre liest, Anno 5608 u. dgl., fühlt man sich gleichsam prähistorisch angewandelt. Duzende von abgebrochenen Säulchen, weiß, grau, schwarz; zwei ganz gleiche stehen auf gemeinsamem Sockel dicht bei einander, sie gelten zwei kleinen Geschwistern, die an Diphtheritis gestorben sind. Und wieder ein paar kurze, graue Spitzpfeiler, verkümmerte Obelisken oder Pyramiden, mannshoch, selten mit einer etwas mehrsagenden Inschrift, z. B.: „Rühn, rastlos hast du stets gestrebt“ u. s. w. Und wiederum wichtige Namen, quadratisches Hebräisch mit deutscher Übersetzung; sie klingen alle wie Firmen, sie haben nichts

Privates. Königswarter, Weißweiler, Goldschmidt („Wie? Sie kennen Seligmann Goldschmidt von der Börnestraße nicht?“) . . . Rothschild („D, das sind andere Rothschilds, nicht von der Dynastie!“) . . . Rosenthal, Rosenfeld, Rosenbaum, . . . v. Reinach („Adolf und Therese, die Eltern des Panama-Reinach in Paris!“) . . . Hanau, eine ganze Reihe Hanau, Rothschild'sche Verwandtschaft . . . Dabei keine Gräfte, nur Gräber, denn im Tode soll alles gleich sein, wenn man auch bei dem und jenem immerhin ein bißchen merkt, daß er Geld gehabt hat. Früher war es noch strenger, da war der Tod auch eine Scheidung; Mann und Frau mußten mindestens zehn Schritte von einander beerdigt werden.

Der Gärtner, ein Finanzkundiger, macht auf allerlei Konjunkturen aufmerksam. Unter dem weißen Marmor-sarkophag auf Löwentaken ruht Isaac Löw Königswarter mit seiner Frau; sie hätten ein großes Spital gestiftet. Das massige weiße Denkmal dort deckt einen Berliner, es ist den Rothschild'schen Grabmälern nachgemacht.

Dr. Weißer zuckte wiederholt die Achseln und zog seine Stirne in so philosophische Falten, daß er eine entfernte Ähnlichkeit mit Baruch Spinoza bekam. Dazu sprach er allerlei Un . . . sagen wir: unfongruente Dinge; ein Fremdwort klingt nie so anzüglich.

„Amortisierte Geldfürsten,“ sagte er. „Die Natur hat aber einen sonderbaren Amortisationsplan; Sie werden sehen, wie viele Rothschilds im Jahre 1855 gestorben sind. Warum gerade in diesem Jahre? Annuitätentilgung der Geldfamilien . . . Bah, sie haben glänzende Ultimokurse gehabt,

darum sind sie jetzt doch unter Bari. Über Bari stehen nur die Lebendigen! Der Tod, das ist der eiserne Zwangskurs. Da heißt's liquidieren! . . . Glauben Sie, daß das Grab eines reichen Mannes eine Goldgrube ist? Keine Spur! Glauben Sie, daß ein Sarg eine Urnheimsche Kasse ist? Keine Idee! Ich sage Ihnen, lieber Freund, — er wies mit einem umherzuckenden Zeigefinger in die Runde — „ich versichere Sie, ihr Staub ist auch kein Goldstaub“. Er wurde zusehends sozialistischer und wandte sich plötzlich an den Gärtner: „Sie, Herr Gärtner, geht's da in der Nacht still zu? Ich meine, so in der Geisterstunde.“

„Ganz mäuschenstill,“ versicherte der schlichte Mann, „was sollte sich denn da rühren?“

„Um! Gewiß stecken sie noch immer hier und da die scharfen Grauköpfe zusammen und bilden zum Zeitvertreib ein kleines Syndikat, oder so was . . . A propos, der neueste Börsenwitz. Es heißt Syndikat, weil darin sehr viel gesyndikt wird. Au! Nochmals Au! . . . Was nützt das alles? Man zieht sich zuletzt vom Lebensgeschäft zurück und dann kommt man ins sogenannte Jenseits, dort steht ein großes Clearinghouse . . . und es folgt die allgemeine Abrechnung. Gott, wenn der Mensch wieder ein Kind sein könnte! Wir machten schon damals große Geldgeschäfte, in Pfeffermünzwährung. Warum nicht? An der schwarzen Fondsbörse in Gondokoro wird mit Emissionen in Kaurimuscheln operiert. Ist auch Geld! Höchstens wird der schwarze Kaurimilliardär niemals zum Edelmetalladel gehören.“

Wir standen jetzt in einer eigentümlichen Gegend des

Friedhofes. Rechts vom Mittelweg erhob sich eine Anzahl stattlicher, zum Teil sogar sehr stattlicher Grabmäler, fast alle aus weißem Marmor. Rothschildgräber. „Hierher!“ sagte Dr. Beißer und führte mich nach hinten, bis an die Mauer. Dort stand ein großer Sarkophag, mit einer schwer bequasteten Prunkdecke überhangen, an jeder Ecke mit einem gewaltigen Eichenkranz geschmückt: Sarg, Decke, Quasten, Eichenlaub, alles weißer Marmor.

„Amshel Mayer,“ warf Dr. Beißer hin, aber in seiner gedämpften Stimme lag eine Art unwillkürlicher Respekt. Er ließ sich in keine biographischen Einzelheiten ein. Er horchte in die ganz blaßblaue, fast weiße Abendluft, wo noch ein verspäteter Sperling halblaut spekulierte; er klopfte mit dem Spazierstöckchen an die dünnen Stauden um das moderne Kröjusgrab und schien in landschaftlich-gartenkünstlerischen Genüssen zu schwelgen. Nachdem er sich ausgeschwelgt, richtete er sich plötzlich auf, beschrieb mit dem Stöckchen einen Halbkreis, der auf die umstehenden Denkmäler deutete, und sagte obenhin: „Die unterirdische Rothschildgruppe“. Dann stemmte er die behandschuhten Fäuste in die Hüften, wiegte wieder sehr spinozistisch den Kopf und sagte achselzuckend: „Ja, goldenen Marmor giebt es eben doch nicht.“

Er führte mich dann zu einem andern Rothschildgrab. Wiederum eine mächtige Marmortruhe, mit einer marmornen Brokatdecke bedeckt, in die das freiherrliche Wappen und hebräische Sprüche eingestickt sind. Schwere Kränze liegen auch da, deren marmorne Bandschleifen sich in mäandrischen Krümmungen an den Ecken auflagern. Hebräische und deutsche

Inschriften ohne jede Phrase decken die Seitenflächen. „Anselm Mayer Freiherr von Rothschild“ — „geboren den 12. Juni 1773, gestorben den 6. Dezember 1855. Er ruhe in Frieden“ . . . „Das ist schon zweite Generation, der große Frankfurter, der eigentliche sogenannte „Frankfurter Rothschild,“ sagte mein Begleiter, der diesen Toten besonders zu würdigen schien. Ein anderes sehr großes Grabmal, mit Eckvasen auf Sockeln, deckt den „Neapolitaner“, Karl Mayer, Vater des Mayer Karl. „Königlich sizilianischer und erzherzoglich parmesanischer Generalkonsul, Großkomthur und Ritter vieler Orden“ (1788—1855). „Da stehen auch noch andere Titel und Würden, menschliche,“ sagte Dr. Weißer, und buchstabierte mir eine Inschrift vor: „Ein treuer Gatte, ein zärtlicher Vater, ein weiser Ratgeber, ein zuverlässiger Freund, der Armen gefühlvoller Wohlthäter . . . Übrigens, obgleich ich Sozialist bin, gebe ich der Wahrheit die Ehre, . . . es giebt Grabinschriften, die ich nicht so ohne weiters girieren würde, wie diese da.“

Daneben liegt unter einem hohen Mal mit Ecksäulen eine Freifrau Adelheid. Eine Eva, geborene Hanau, aus schlichterer Zeit begnügt sich mit einer grauen, aufrechten Steinplatte. Ein neunzehnjähriger Anselm Alexander Karl, aus Neapel, wird als „würdiger Sprosse tugendreicher Eltern“ gerühmt. Diese italienischen Denkmäler sind besonders stattlich; aus dem Bildhauerlande kehrt man selbst tot nicht zurück, ohne plastische Passionen mitzubringen. Man läßt sich mehr oder weniger italienisch beerdigen. Auf dem jüdi-

ischen Friedhöfe zu Mailand stehen jetzt schon ganze Himmelbetten aus Marmor, mit schweren Draperieen und meisterlich modellierten Blumenguirlanden. Wie lange noch, und es werden die Marmorbildnisse der Verstorbenen folgen, trotz der uralten, bilderscheuen Sägung. An den neuesten Rothschildgräbern, der achtziger Jahre, kommen schon marmorne Blumen vor und Vasen und sogar ein klassisches Grabtempelchen aus Palästina, nach Art von „Rahels Grab“; die Damen des Hauses erhalten elegantere, modischere Denkmalformen.

„Und der Staub kehret wieder zur Erde, wie er gewesen, und der Geist kehret wieder zu dem Herrn, der ihn gegeben hat,“ las mein Begleiter auf einer der Marmorflächen. Er melodisierte den Satz unwillkürlich, er psalmodierte ihn, während er den Arm in den meinen hing und mich schrittweise den Weg hinabzog. „Ach was, wir Sozialdemokraten . . .“ fuhr er dann auf. „Sehe ich aus wie ein Goldbergwerk? Ich bin ein armer Teufel, wie Sie. Glauben Sie mir, man fühlt sich ärmer mit einer Million als mit keiner. *Auri sacra fames*, hat ein römischer Witzblattredakteur gesagt; der verfluchte Goldhunger! Wenn ich noch einmal auf die Welt komme, werde ich entweder gleich Nihilist-Anarchist oder ein richtiger *Argentumexterebronides à la Plautus*, ein Geldauschinder, aber kein anständiger Goldmacher, wie diese großen Sechsnullen-Matadore da unten. Entweder, oder! Das Gegenteil ist vielleicht nobler, menschlicher, sogar praktischer, aber es muß auch wieder ein solches Hochgefühl sein, alle Brutalität des Geldes in

sich zu vereinigen, in einem Finanz-Mero . . . Da, setzen wir uns auf diese Banknebenstelle.“ Wir setzten uns auf die Bank gegenüber den Krösusgräbern. „Was thäten Sie, lieber Freund, wenn Sie ein ganz kleiner Millionär wären, etwa ein zehnfacher?“

„Ich würde mir eine Antiquarbuchhandlung anlegen,“ entgegnete ich, „eine Schartefothek; das ist doch das Schönste.“

„Pfui!“

„Die würde ich auf ein bequem eingerichtetes Schiff packen und das ganze Jahr auf den hesperischen Meeren herumdampfen.“

„Lächerlich! Der Schiffbruch beim ersten Sturm! Da würde ich besser auf mein kostbares Leben achten. Sehen Sie, diese Geldkönige sorgen nicht genug für ihre Gesundheit. Ich bin schon jetzt so vorsichtig, daß ich nur mit einer gewärmten Couponschere schneide, um mich nicht zu erkälten. Auch bin ich meinen Mitkommunisten gegenüber sehr vorsichtig; damit sie nicht merken, daß ich etwas besitze, habe ich meine goldene Taschenuhr vernickeln lassen.“ Er phantasierte so fort und fragte mich schließlich, ob ich Bimetal- list wäre.

„Ja,“ sagte ich, „aber nur in Kupfer und Silber.“

„Ich bin Bimetalлист,“ sagte er. „Wenn ich meine Stunden habe, wo ich ein alter Brahmane bin, stelle ich mir den Weltbau so vor, daß ihn eine mittlere Säule trägt. Diese Wirbelsäule der Welt ist eine regelrechte Voltasäule, deren Platten abwechselnd aus Gold- und Silbermünzen

bestehen. Der elektrische Strom, der daraus entsteht und die Froschschenkel der Leute galvanisiert, ist das Leben. Doch was nützt aller Tiefsinn meiner Auffassungen! Was ist das Ende der verhassten Plutokratie? Eine noch verhasstere, die Herrschaft des Pluto über die toten Plutokraten. Hinunter zum Orkus, Groß und Klein!"

Dr. Weißer starrte mit dem richtigen Seherblick in den nachgerade glühenden Westhimmel. Die schmerzzerissenen Trauerweiden und wurmstichigen Thujaen hoben sich wie von Goldgrund ab. Die Sonnenscheibe tauchte eben, einem neu-geprägten, riesenhaften Zwanzigmarkstück gleich, hinter die Häuser der Vorstadt. Dann hob er wieder an:

„Haben Sie einmal unser Frankfurt an einem solchen goldenen Abend gesehen, etwa von der Eisenbahn aus? Wie die Hauptstadt des Goldlandes Eldorado. Goldene Berge, die ich Ihnen gern verspreche, umgeben die Wiesen, auf denen goldene Kühe grasen. Der Main gleicht dem goldführenden Flusse Pactolus, über den ich Ihnen auch, wenn Sie etwa Ihr Darlehensgeschäft mit mir stornieren wollen, eine goldene Brücke baue. Auf diese Brücke führt eine Landstraße zu, augenscheinlich die goldene Mittelstraße. Und auf ihr muß ich jetzt in die Stadt zurück, weil mein Onkel Goldschmidt heute seine goldene Hochzeit feiert.“

Also sprach Dr. Weißer und erhob sich von der Mobilbank, und ich folgte seinem Beispiel. Im Westen glühte und flammte der Himmel in goldiger Hauffestimmung weiter, wir aber wandten uns ostwärts und fuhren, zwei mißmutigen Baissiers gleich, in die Stadt zurück.

Schweizer Erfahrungen.

Leute, welche die Einsamkeit lieben, sollten zur Hochsommerzeit entschieden nicht in der Schweiz reisen. Es reisen so viele Leute mit und stören sich gegenseitig. Du willst einen Schluck Alpenluftextrakt thun, da pfeffert dir ihn eine dicke Missis aus Massachusetts mit Patchoulidunst; du möchtest mit der Jungfrau unter vier Augen reden, da vernebelt sie dir ein mit weißer Leinwand überspannter Myrtheer mit blauem Knasterdampf. Steige auf einen Gipfel, wo nur drei Sterbliche neben einander Platz haben, . . . es stehen schon sechs oben. Schlüpfe in eine Schlucht, die nur für einen einzigen Durchlaß bietet, . . . es stecken schon zwei darin fest und bitten dich in zwei verschiedenen Welt-sprachen, sie hindurchzupressen. Jedes Echo spricht bereits fünf Sprachen, und wenn du dich in pfadloser Wildnis (sie ist natürlich durch Kunst so angelegt) ermüdet auf einen Felsbrocken setzt, beginnt er urplötzlich unter dir deine eigene Nationalhymne zu spielen.

Ach ja, das ist das Fremdenland, genannt Schweiz.

Das Allerwelts-Waterland, wo alle Fremden zuhause sind. Die Heimat der Heimatlosen; das Ländchen „Ubi bene“, wo jeder „Ibi“ seine „Patria“ findet. Es giebt wahrhaftig Tage, an denen man keinem einzigen Eingeborenen begegnet. Das ist allerdings nicht in La Chaux de Fonds der Fall, sonst hätte jenes liebe Dresdener Kind, das einmal im Coupé mir gegenüber saß und mit dem eisernen Fleiße eines braven elfjährigen Schulmädchens im Baedeker „voraus las“, nicht ausrufen können: „Höre doch, Mama, was das Buch sagt: In La Chaux de Fonds beschäftigt sich die Mehrzahl der Eingeborenen mit der Uhrenfabrikation. Mein, was muß das für eine wilde Gegend sein, wo es noch Eingeborene giebt!“ Der ganze Campesche Robinson spiegelt sich in dieser naiven Bemerkung, denn „Eingeborene“ sind ja, wie jeder Robinson-Leser weiß, wilde, braune Menschen, die unbekleidet umherlaufen und von gebratenen Feinden leben.

Es giebt aber auch wirklich nichts Unterhaltenderes in der Schweiz, als die Nichtschweizer zu beobachten. Je weniger Fortschritte man in der sogenannten „Schweizerkunde“ macht, desto mehr lernt man von allgemeiner Völkerkunde. Auf diesem Kreuzweg der Nationen muß man unwillkürlich ein Ethnograph werden.

Den reichsten Stoff bieten selbstverständlich die Engländer und Amerikaner. Nach dem letzten statistischen Ausweis liefern sie immer noch fünf Siebentel der die Schweiz abweidenden Touristen. Ich habe es ganz genau berechnet, daß in Interlaken heuer drei Kalifornier auf einen Berliner

und dreiundzwanzig Engländer auf einen Wiener kamen. Wie Heuschreckenschwärme flogen sie über den Kontinent und knabbern die Table d'hôten kahl, daß kein Blättchen Salat und keine taube Haselnuß übrig bleibt. Der Appetit der ganzen Welt muß sich nach ihren Eßstunden richten. Was sie husten und niesen, das betrachten sie als die Landessprache des gesamten Erdballs. Jeder von ihnen ist ein geborener Souverän und übt auf dem Festlande nur seine ererbten Hoheitsrechte aus. Wilhelm der Eroberer, Wilhelmine die Eroberin! Aber man verzeiht ihnen das alles und noch mehr, denn sie sorgen am besten für die Unterhaltung der Welt. Ihre Langweiligkeit tötet selbst die Langweile. Sie sind von einer wahrhaft weltumfassenden Beschränktheit . . . Denn es ist ja ein altes, weltkundiges Geheimnis: die schönen, reichen, gebildeten und liebenswürdigen Engländer bleiben zu Hause oder reisen nur ein- und das anderemal; weltläufig sind nur die häßlichen, unbemittelten, ungebildeten und langweiligen. Der Kontinent ist ihre Sparkasse, wo sie noch erübrigen, während sie in ihrer teuren Heimat Schulden machen müßten. Die Schweiz ist ihr Graz, ihre Pensionopolis, wohin sie in Pension gehen. Welche Exemplare laufen einem da über den Weg! Man kommt plötzlich zur Überzeugung, daß Hogarth ein schlechter Karikaturenzeichner war, denn er schrieb die Natur sklavisch ab. Ich werde jene lange, hagere Miß nie vergessen, mit ihrer grauen Brille, über deren einem Glase noch ein halbrundes, grünes Lichtschirmchen hing, während ein blauer Schleier diesen optischen Apparat

zu einer wahren Trifolore gestaltete. Ein weißer Sonnenschirm wölbte sich über die ganze Kombination, die mit Vorliebe Aquarellskizzen anfertigte.

Eine interessante Bekanntschaft machte ich auch auf dem Bahnhofe von Biel. Zwei Züge kreuzten sich da und hielten etwa eine Viertelminute Flanke an Flanke. Ich strecke eine Hand zum Fenster hinaus, um zu erfahren, ob es regne; da erhebt sich in dem Fenster des Gegenzuges ein grauer, weiblicher Regenmantel, streckt geschwind einen grauen Ärmel zum Fenster hinaus und drückt mir eine gelbe Brotschüre in die Hand. Ein Pfiff, und die beiden Züge brausen auseinander; was ich in der Hand hielt, war ein englischer Traktat über die Erwerbung der Göttähnlichkeit. Ich zweifle jedoch, ob ich seit dieser Begegnung viel gottähnlicher geworden, als ich vorher gewesen. Das fromme England reißt überhaupt sehr stark. Auf Schritt und Tritt ein „reverend“ mit seiner Ehehälfte, die man allgemein für seine Großmutter hält. Lernt man ihn kennen, so empfiehlt er vor allem den presbyterian service oder die scotch free church des Ortes, als von einem besonders würdigen „vicar“ (nicht „of Wakefield“) geleitet, — Eintrittsgebühr nach Belieben. Denn der Engländer nimmt auch seinen englischen Gott überallhin mit; nur bis zu wasserdichten Reisefkirchen, nach Art der Reisezelte, hat er es doch noch nicht gebracht.

Unter die merkwürdigsten Engländer, denen ich begegnete, gehörte ein Monogrammomane. So benannte ich ihn nach seinem Wahnsinn, welcher darin bestand, daß er

an allem und jedem sein Monogramm trug. Aufmerksam wurde ich auf ihn an der Wirtstafel. Er langte eben nach einer Semmel, und da bemerkte ich auf seinem weißen Handrücken ein schnörkeliges Gemengsel von W und H, das sich dunkelbraun abhob. Ich faßte den Mann näher ins Auge. Die Nadel in seinem Halstuche: W und H in Gold; sein Manschettenknopf: W und H in Tula-Silber; aus seiner Brusttasche guckte ein Zipfel des Taschentuches mit W und H in Seide. Er legte einmal das eine Bein über das andere, so daß ich die Schuhsohle sah; sie zeigte das W und H auf Leder ausgenäht. Nach der Mahlzeit suchte er seinen Hut, den er nur an dem W und H des Futterß erkannte, ergriff seinen Stock mit dem W und H am Gaspißknopfe und zog ein paar Handschuhe an, an deren oberer Fläche das Monogramm W+H à jour ausgeschnitten war. Welch' glückliche Idee! Da er im Freien stets die Handschuhe trug, blieb die Haut seiner Hände weiß, nur das ausgeschnittene Monogramm brannte sich durch Luft und Sonne braun und immer brauner in den Handrücken ein. Dieses Verfahren ist doch viel gefitteter und zweckmäßiger als das barbarische Tättowieren.

Ein sonderbares Pärchen lebte auch in Bevey hart neben mir. Es war ein junges englisches Ehepaar, das lauteste, das mir jemals vorgekommen. Um elf Uhr abends hörte es zu singen auf und um fünf Uhr morgens fing es zu heulen an. Es waren schauerliche Duette! Er eine helle, freischende Mezzosopranstimme, sie ein tiefer, heiserer Alt. Ihr Repertoire umfaßte einen großen Teil der Gassen-

hauer aus Bauhall und Alcazar. Nebenbei ahmten sie Tierstimmen vortrefflich nach; sie that sich hauptsächlich als Truthahn, Ochse und Ferkel hervor, er als Wachtel, Huhn und Schiefkarren. Auch die Spezialität der Lokomotivpfeife pflegten sie mit Vorliebe, leider ohne sich im geringsten an die landläufige Fahrordnung zu halten, denn sie pfeiften auch mitten in der Nacht, obgleich es in der Schweiz gar keine Nachtzüge giebt. Nachmittags spielten sie in der Regel „Zirkus Renz“; er gab den Clown, sie den Rapphengst „Abdallah“ oder den Schweißfuchs „Newton“. Und mit welcher Bravour sie über die schwierigsten Lehnstühle setzte! Sie nahm ein Kanapee im Fluge, als ob es ein Schemel gewesen wäre. Ich hörte das alles ganz genau durch die Zwischenthüre unserer Zimmer. Eines Morgens erwachte ich von jämmerlichen Trauergesängen. Es war etwa sechs Uhr, und die Missis vergnügte sich eben damit, ihren teuren Bob in aller Form zu begraben. Das Bett diente als Grab, die Kissen wurden zum Grabhügel über der teuren Leiche aufgetürmt, und Missis führte die vorgeschriebenen Ceremonieen gewissenhaft aus, auch die Leichenpredigt hielt sie ihrem Bob mit tadelloser Salbung. Es war ein drolliges Ehepaar, offenbar direkt aus merry old England importiert, und es lebte in seiner Stube so laut und ungeniert, als wäre es ganz allein in der Schweiz.

Eine desto stillere englische Gesellschaft beobachtete ich in Genf. Sie war etwa dreißig Köpfe stark und speiste etwa anderthalb Stunden lang, ohne ein Wort zu verlieren. Der Wirt beklagte sich später, die dreißig hätten zusammen

nur zwei Flaschen Bier und eine Flasche Wein getrunken, es wären nämlich lauter Temperenzler gewesen. Eine einzige Dame war unter ihnen: besagte drei Flaschen alkoholigen Getränkes wurden denn auch von dieser ganz allein auf einem Sitze vertilgt. Der Arzt soll ihr solches streng verordnet haben. . . . Die Schweigsamkeit ist eine große englische Tugend, aber auch die Engländer sind ja nicht alle Tugendspiegel, und so schwätzen sie oft ganz abscheulich viel. Sogar in fremden Sprachen, welche sie wie lauter Dialekte des Englischen behandeln. Besonders Ansehnliches leisten sie hierin bei den geographischen Eigennamen. Die armen Berge und Seen können sich selbst nicht erkennen, wenn man sie auf englisch bewundert. Welche Entzückungen hörte ich über die Großartigkeit des „Fensterlehrhau“ (Finsteraarhorn), über die Reinheit der „Jangfreeu“ (Jungfrau), die Wildheit des „Pilethes“ (Pilatus) und die Düstereit des „Sury-Rostoch“ (Uri-Rotstock) aussprechen! Ein Gentleman, der augenscheinlich nur etwas oberflächlich orientiert war, fragte auf der Höhe des Tête-Noire-Passes die brummige Wirtin des „Hôtel de la Tête-Noire“, ob dies wohl das „Hôtel de la Bête-Noire“ sei? Die brave Frau hätte ihm vor Ärger über die vermeintliche Beleidigung beinahe nichts zu essen gegeben, bestrafte ihn aber schließlich doch lieber damit, daß sie ihm für das Mittagessen um einen Franken mehr abnahm als uns anderen.

Die reisenden Amerikaner machen einen entschieden ernsthafteren, solideren Eindruck. Vielleicht weil sie von Auswanderern abstammen, treten sie oft auch wie Aus-

wanderer auf, mit Kind und Kegel, mit Badewanne, Kinderwägelchen und Theekessel. Sie reisen auch gern in ganzen Scharen; einmal war in unserem Hotel zu Bern für drei- undvierzig Amerikaner zugleich Wohnung bestellt. Die Damen sind augenscheinlich keine Engländerinnen, denn sie putzen sich für eine Bergbesteigung, wie für ein New-Yorker Konzert. An der Wirtstafel erscheinen sie in schwerseidenen Schlepproben, mit Brillanten gespickt, und trinken Champagner oder fragen wenigstens, was für Marken zu haben wären, um dann eine zu verlangen, die leider nicht vorrätig ist. Die Franzosen reisen bekanntlich überhaupt wenig; in der Schweiz meist nur so weit, als die französische Zunge reicht, also höchstens bis Bern. Sie sind stets bereit, sobald die Temperatur nur einigen Vorwand dazu bietet, Rock und Weste auszuziehen. In diesem Déshabillé stehen und sitzen sie mit Vorliebe auf den Plattformen und Treppen der Waggonen, was für die Bahnzüge in der französischen Schweiz kennzeichnend ist. Sie grüßen sich dann gemüthlich, den Hut in der einen Hand, die Krawatte in der anderen. Wenn sie sich in die deutsche Schweiz hinaufwagen, sind viele etwas unruhig und mißtrauisch, der Sprache wegen. Kurz vor Schaffhausen, in der Station Andelfingen, rief draußen der Schaffner zufällig: „Langsam!“ Sofort sprangen zwei greise Französinen ganz erschreckt auf, riefen zugleich: „Lausanne?!“ und stürzten sich mit all ihren Körben und Taschen auf den Bahnsteig hinaus. Zwischen Schaffhausen und Lausanne liegt bekanntlich die ganze Breite der Schweiz, aber Geographie darf man ja bei zwei greisen

Franzöfinnen nicht suchen. Der Schaffner spedierte sie dann mit vieler Mühe in allen drei Landessprachen wieder ins Coupé zurück. . . Eine eigentümliche Marotte des Franzosen ist das Velocipèdefahren. Ein Tourist hoch zu Velocipède, den Tornister auf den Rücken geschnallt, wie man sie täglich auf dem Höhenweg zu Interlaken oder am Genfer See dahinhuschen sieht, ist gewöhnlich ein Franzose. Er fährt einem mit Vorliebe über die Behen weg; man hört ihn nicht kommen, denn sein Wagen rasselt nicht, sein Pferd trappelt nicht, er überfährt einen, sagt höflich „Pardon“ und ist über alle Berge.*)

Selbstverständlich reisen in der Schweiz auch Berliner. („Dieser Herr ist ein Berliner aus Posen“, hörte ich einmal den Sekretär eines Gasthofs sagen.) Daß diese nicht so naiv sind, wie das eingangs erwähnte Fräulein aus Dresden, liegt auf der Hand. Im Gegenteil bestätigt sich ihr kritischer Geist in der Schweiz ebenso lebhaft wie anderwärts. Auf der Höhe des Ütliberges, angesichts des unten ausgegossenen Züricher Sees, hörte ich eine sprechgeborene Venus nach längerer Betrachtung sagen: „Etwas unregelmäßig ist der See ausgefallen.“ Es liegt ein tiefer Sinn in diesen kindischen Worten. Es wäre ja auch weit „netter“, wenn der Züricher See hübsch kreisrund ausgezirkelt daläge und der Genfer See eirund und der Bierwaldstätter als ein Stern mit sechs gleich langen Zacken. Warum sollte die Geometrie nicht ausschlaggebend sein für

*) Dieser Aufsatz wurde 1877 geschrieben.

die Geographie? Ein Schritt weiter, und die Jungfrau wäre dann eine wirkliche Pyramide, das Wetterhorn ein zierliches Prisma und der Monte Cristallo ein echtes Kositetraeder. Welche Vereinfachung für den Touristen, den Landschaftsmaler und den Kartenzeichner! . . . Eine denkwürdige Belehrung gewährte mir in Kagaz der Reisende eines Hamburger Cigarrenhauses — ein „Berliner aus Hamburg“, um mit jenem Hotel-Sekretär zu reden. Ich wollte mir gern Bevey-Cigarren kaufen und fragte im Laden nach Ormondschem Fabrikat; da begann mein Fachmann mit großer Heftigkeit gegen Ormond und seine Bevey loszuziehen und stellte die paradoxe Behauptung auf: „Die in Basel fabrizierten sind weit besser und reiner; ich sage Ihnen allen Ernstes, die echten Bevey, das sind die Basler.“ Ich glaubte ihm natürlich und hatte mich darüber nicht zu beklagen.

Auch ein bürgerliches holländisches Pärchen sah ich einmal an einer Mittagstafel sitzen. Sie hatten einen elfenbeinernen Zahnstocher mit sich, den sie schon seit ihrer Verheirathung nach jeder Mahlzeit gemeinsam benutzten; der Gatte die eine Spitze, die Gattin die andere. Um einer immerhin möglichen Verwechslung vorzubeugen, stand vielleicht an beiden Enden eingegraben: „Für Herren“ — „Für Damen“ . . . Endlich sah ich auch zwei Schweden sich begegnen und war ganz erstaunt, daß der eine zum Gruß nicht rief: „säkerheds“ und der andere nicht antwortete: „tändstickor“. Ich hatte bis dahin in diesem Wahne gelebt. Wohl mir, daß er mir nunmehr benommen ist.

Übrigens habe ich mich auch in der Schweiz wieder einmal überzeugt, wie unrichtig die Methode ist, nach der uns in den Schulen unser bißchen Geographie beigebracht wird. Da kommt man in der Kantonalstadt Xhausen an und erinnert sich — denn man hat ein zähes Gedächtnis — ganz genau, daß in Xhausen ein Bischof residirt, eine Oberrealschule und eine Bibliothek von nicht weniger als 9000 Bänden zu finden sind, und daß die Leute dort viel Baumwolle spinnen. Trotz dieser eingehenden Kenntniß steht man auf dem Bahnhofe von Xhausen ganz ratlos; man weiß weder, welches das beste Hotel sei, noch wo man das Bad zu suchen habe, auch zahlt man dem Kutscher seinen Tarif zweimal und ist dabei sehr besorgt, ihm zu wenig zu geben, weshalb man dann freiwillig noch ein Trinkgeld drauflegt. Baedeker bestrebt sich zwar, was Cannabich auf der Schulbank verdorben, wieder gut zu machen, aber warum überhaupt erst etwas lernen, um es später wieder verlernen zu müssen? Baedekers Geographie sollte man der Jugend einprägen, denn die paßt für Leute, welche reisen; die amtlich zugelassene gehört nur für Stubenhocker, die sie zwischen ihren vier Pfählen ohnehin nie brauchen werden.

Glücklicherweise sind die Schweizer so praktisch, daß die Fremden sich's vergönnen dürfen, unpraktisch zu sein. Lieber Leser, wenn du in Xhausen wirklich nicht wissen solltest, in welchem Gasthof du einzukehren hast, so frage nur getrost nach dem Gasthof „zum Rößli“. Denn in jedem Schweizer Orte, ob groß oder klein, von Xhausen bis Zhausen, giebt es einen Gasthof oder wenigstens eine

Wirtschaft „zum Rößli“, und zwar stets bürgerlich, anständig und wohlfeil. Bist du aber ein eleganter Tourist und thust es nicht ohne etwas Französisch, so rufe beim Betreten des wildfremden Pflasters zuversichtlich, wie ein alter Bekannter: „Hôtel Bellevue“. Denn einen Gasthof dieses Titels suchst du in keinem Dorfe vergebens, und gäbe es auch daselbst keine Spur einer schönen Aussicht. So kommt der kluge Schweizer dem Fremden entgegen, sofern dieser nur sein Entgegenkommen zu würdigen weiß.

Überhaupt wird man bald gewahr werden, daß die Fremden Schweiz durchweg wie aus einem Guß geformt ist. Der äußere Rahmen, in dem das Leben des Wanderers sich bewegt, ist überall der nämliche. Du legst dich zu Montreux in dasselbe Bett, aus dem du zu Tarasp aufgestanden bist. Du kriegst in Leuk die untere Hälfte derselben Flasche Bordeaux, deren obere Hälfte du in Rorschach getrunken hast. Mit etwas Übung brauchst du gar nicht mehr nach der Summe deiner Rechnung zu sehen, du weißt den Betrag im Vorhinein, denn der Schlüssel der Berechnung ist überall ziemlich derselbe. Besonders bequem ist es, daß der Eßgottesdienst — so möchte ich den feierlichen Akt der Table d'hôte nennen — überall nach demselben Ritus stattfindet. Nicht nur in der Bauart, auch in der Bedienungswiese der Gasthöfe hat sich ein Schweizerstil herausgebildet. Du wirst nicht ohne Bewunderung zusehen können, wie eine Wirtstafel gedeckt wird. Das Exerzier-Reglement, nach welchem dies stattfindet, scheint von der obersten Bundesbehörde gebilligt und überwacht zu sein. Nirgends die

geringste Abweichung. In der ganzen Schweiz die nämliche Seitwärtschwenkung aller Sessel ins Halbprofil, als erster Handgriff, um Raum für die Mannschaft zu schaffen. Dann der nämliche Schwung des Tischtuches über die Tafel weg, mittelst der nämlichen Bewegung des Handgelenks. Hierauf die nämlichen Kompositionsregeln im Aufbau der Gruppen von Eß- und Trinkgerät, die alle aus derselben Fabrik zu stammen scheinen. Betrachte einmal die Speisefarte. Ich glaube, sie wird jedes Jahr von der Tagsatzung zu Bern amtlich für das gesamte Bundesgebiet festgestellt, und das ist gut so, sonst könnte man ja morgen in Luzern die nämlichen Gerichte erhalten, die man heute in Basel genossen hat und übermorgen auf Rigiculum verSpeisen wird. Wenn trotzdem die Mahlzeiten auf einer Schweizerreise sich so auffallend gleichen, so ist das für den Magen des Touristen sehr zuträglich. Seiner Verdauungsmaschine wird nie etwas Ungewohntes zugemutet; sie soll nicht verblüfft und auch nicht in Verlegenheit gesetzt werden über die Menge von Pepsin, die sie an irgend eine neuartige Speise zu wenden habe. Nach acht Tagen ist du den gewohnten Kalbsbraten und die vertrauten grünen Bohnen schon auswendig. Betrachte einmal dieses Dessert; fühlst du dich darin nicht wie zu Hause? Wie? denkst du manchmal überrascht, diese selben Haselnüsse muß ich ja mit diesem selben Nußknacker aus Alpaka-Metall schon einmal geknackt und gegessen haben. Aber das ist nur optische Täuschung; es sind zwar dieselben, aber immer wieder andere. Zähle sie einmal ab; du wirst sehen, daß auf jeder Schüssel vom Genfer= bis zum Bodensee,

jedesmal sechzig Haselnüsse liegen, nebst zwei Nußknackern, die miteinander einen Winkel von 45 Grad bilden. Welch ein beruhigendes Gefühl für den Fremdling; er weiß doch, wo und wie . . . Hoffentlich bist du ein Schätzer der grünen Bohne. Wenn nicht, so mußt du die Schweiz freilich baldigst verlassen, denn dieses Gewächs findet sich jeden Tag zweimal auf deinem Teller ein. Eine nervöse Dame meiner Bekanntschaft, welche bei grünen Bohnen immer an Blutegel denken muß, konnte ihretwegen nicht durch die Schweiz dringen, sondern flog schon am dritten Tage über den Rhein zurück . . . Indes, grüne Bohnen sind nur grüne Bohnen; Himbeeren aber sind Himbeeren! Lieber Leser, wenn du einen unbefiegbaren Widerwillen gegen diese Frucht hast — und nach den neuesten hygienischen Ermittlungen hegen ja 27 Prozent der Menschheit diese Idiosynkrasie — so fliehe die Schweiz in der Himbeeren-Saison. Die Himbeere verfolgt dich wie ein reißendes Tier durch die ganze Eidgenossenschaft und holt dich jeden Tag zweimal ein. Kein Entrinnen! In jedem Nachtische spielt sie die Hauptrolle (nur Sonntags von der Erdbeere oder Zuckermelone abgelöst); jeder Pudding, jeder Koch schwimmt in ihrem duftigen Blute; jeglicher Gâteau ist mit ihr gespickt, jedwede Tortelette mit ihr geschottert. Ach! . . . Und dann nochmals ach! . . . A propos, ist es dir jemals gelungen, an einer Schweizer Tafel dir zu mixed pickles zu verhelfen? Mir nicht, obgleich sie stets auf dem Tische standen, um das aus dem Englischen ins harte Schweizer Deutsch übertragene Roastbeef zu würzen. Aber unterhaltend war es

immer zu sehen, wie der Reihe nach alle Neulinge nach dem offenen Glase voll der niedlichsten Gürkeln, Zwiebelein und Rübensternlein griffen und sich anstrebten, mit ihrer Gabel etwas durch den engen Hals des Gefäßes herauszuholen. Die meisten stellten nach allerlei vergeblichen Experimenten das verführerische Biererglas wieder hin, und nur selten gelang es einer ausdauernden alten Engländerin, die vielleicht eigens dazu eine Häkelnadel mitgebracht hatte, eine kleine grüne Gurke herauszuangeln, an der bereits zehn Personen vorher ihre Gabeln abgewischt hatten. Ist das nicht die Geschichte vom Storch, der den Fuchs zum Speisen einlud und ihm alles in enghalsigen Flaschen vorsetzte? Eigentlich ist dieser Storch auch ein Fuchs, und zwar ein geriebener.

Ich habe die Geschicklichkeit, mit der der Schweizer sein Vaterland den Fremden beibringt, stets bewundert. Allerdings weiß er sich dafür nicht minder geschickt bezahlt zu machen. Nicht als ob die Schweiz, nach österreichisch-ungarischen Begriffen, ein teures Land wäre. In Interlaken giebt es zwar eine Firma: „Räuber und Comp.“, aber man wird selbst von dieser recht anständig bedient. So lange es sich um Frank's handelt, kommt man in der That wenn nicht gut, so doch auch nicht schlecht weg. Kostspielig für den Fremden sind die Centimes-Jäger, von denen die Schweiz in der unverschämtesten Weise wimmelt. Nicht der Frank, der Centime verteuert die Schweizerreisen. Du mußt Touren zu Wagen gemacht haben, um diese „centimentalität“ zu würdigen. Da wird doch aus allem und

jedem, was die Natur darbietet, friehweg Kapital geschlagen. Fahrtagen, Trinkgelder und Mautgebühren sind nun einmal notwendige Übel, an denen sich kein Mensch stößt. Aber da ist z. B. die schweizerische Fliege, ein merkwürdiges Ungeheuer, das in ganzen Schwärmen die Heerstraßen beunruhigt. Sie scheint nach einem neuartigen Saugrüsselssystem Wetterli bewaffnet zu sein und folgt deinen Wagenpferden mit unstillbarem Blutdurst. Warum sollte der Mensch eine so schöne Gottesgabe nicht ausnützen? Im Namen der Menschlichkeit lauert dir also am Fuße jedes Berges, über den du fahren mußt, eine Schar von Jungen mit Fliegenwedeln aus Laub auf. Zwei solche Kerlchen laufen bis auf die Paßhöhe mit und wedeln deinen Pferden ununterbrochen die Fliegen weg, d. h. angeblich, denn sie schlagen in der Regel (die Fliegen wollen ja auch leben) dorthin, wo keine sitzen. Zugleich besorgen sie noch ein anderes Amt. Jeder von ihnen führt einen kleinen, dreieckigen Holzblock, der mit einem Griff und einer Furche versehen ist. So oft nun deine Pferde halten, um einen Augenblick zu verschnaufen, legen sie den Block mit der Furche unter ein Hinterrad deines Wagens, damit er nicht zurückrolle. Auf der Paßhöhe angekommen, mußt du ihnen selbstverständlich eine Anzahl Centimes schenken, denn ohne sie wären deine Pferde schon zehnmal erstochen, und du wärest zwanzigmal in den Abgrund hinabgefollert. Bei jeder Biegung des Weges steht natürlich ein würdiger Greis, zwischen fünfzehn und neunzig Jahren, und widmet dir seinen vorletzten Atemzug, indem er in ein langes Alphorn stößt, um das nahe

Echo zu wecken, — es ist nämlich immer eins nahe, ja an manchen Stellen sind rechts und links welche vorhanden, so daß der Alphornist sein Horn erst nach rechts, dann geschwind über die Straße laufend, nach links ausbläst. Heraus also mit den Centimes! Bei berühmteren Echos steht gleich einer mit geladener Pistole und bei ertragsfähigen Echos ersten Ranges gar mit einer Kanone. Zahle fünfzig Centimes, und er schießt dem Echo ein Loch in den Bauch. Burschen mit Photographieen der Straße, auf der du eben fährst, laufen Viertelstunden weit neben dir her; nur fünfzig Centimes das Blatt! Auf jedem glatten Steine sitzt ein Holzschneider mit selbstgeschnitzten Salatlöffeln und Pfefferbüchsen; nur fünfzig Centimes das Stück! Von zwei zu zwei Stunden sollst du auch durchaus einen Alpstock kaufen; nur hundert Centimes! Du wirst dann viel bequemer fahren als ohne Alpstock — und überdies ist dort hinter jener Felsennase einer etabliert, mit dem viersprachigen Schilde: „Ici on marque les bâtons.“ Er brennt dir die Namen aller Bergspitzen auf den Stock, die du nicht bestiegen hast; nur fünf Centimes das Wort! Dreimal des Tages (das ist alles genau wie nach ärztlicher Vorschrift) wirst du durch eine abermals viersprachige Inschrift: „Hier ist eine lebende Gemse zu sehen“ aufgefordert, dieses Wundertier in Augenschein zu nehmen; nur zehn Centimes! Wenn du sie auch füttern willst, was der sparsame Besitzer lebhaft hofft, natürlich in deinem Interesse, denn das sei noch viel unterhaltender als eine Gemsejagd, so zahlst du noch zehn Centimes und kaufst bei ihm noch das Futter,

für weitere fünf Centimes. Zweimal des Tages passierst du ferner eine Telegraphenstange, an der eine Tafel befestigt ist, die du in deiner Unschuld für einen Wegweiser hältst. Geschwind hingehaut, um dich zu orientieren, aber nein, da steht schon wieder in vier Sprachen geschrieben (Egyptologen würden sagen: eine quadrilingue Inschrift): „Junge Bernhardinerhunde billig zu verkaufen.“ Du siehst dich erstaunt um; so weit das Auge reicht, keine menschliche Wohnung, kein Bernhardinerhundeladen, da huscht plötzlich ein munteres Züngelchen hinter einem Busch hervor und er bietet sich, dich zur ersehnten Bernhardinerhundequelle zu führen; nur eine Stunde zu steigen von der Tafel aus; zehn Centimes . . . um keinen Frank mehr! . . . Und wie nun erst, wenn du nach Savoyen hineingerätst, welches in dieser Hinsicht eine Art Doppelschweiz ist. Da giebt es keine Eisenbahnen, und du mußt einen Wagen nehmen, wenn du deinen Montblanc sehen willst. Einen Wagen ohne Schlag und Tritt, . . . geniale Erfindung! Aufsteigen und absteigen kannst du nur, wenn man dir eine Leiter daranstellt. Natürlich ist diese Leiter bei jedem Wirtshause, an jeder Futterstation vorhanden; zwanzig Centimes, Monsieur!

Heiliger Centesimus, in deinem Namen reißt man durch die Schweiz. Und doch stehst du nicht im Kalender und auch nicht im „Leben der Märtyrer“, denn du bist ja kein Märtyrer, sondern machst nur welche.



Der Sonnendienst auf Rigi-Kulm.

Ein schönen Abends stieg ich zu Wignau in einen Wagen der Rigi-Bahn, um ein langjähriges Versäumnis nachzuholen und endlich auch einmal den weltberühmten Sonnenaufgang von Rigi-Kulm zu erleben. Ein geschworener Feind solcher Allerwelts-Spektakelstücke, war ich bisher an diesem Naturereignis stets geringschätzig vorübergereift; aber der Dichter sagt: „Die Sonne geht auf für alle Sterblichen“, und wenn ich auch gottlob noch nicht gestorben bin, unsterblich bin ich leider doch nicht. Übrigens hatte mich der Oberkellner zu Brunnen versichert, daß wir Vollmond haben würden, und der Mann mußte ja die Gegend kennen. Auch hatte mir eine Zigeunerin vom Ballet in Wien schon vor Monaten aus den Linien meiner Hand gewahrsagt, daß ich auf dem Rigi einen verregneten Sonnenaufgang haben würde, ich konnte also mit Sicherheit auf das Eintreffen des Gegenteils rechnen. Unter so mannigfachen Garantien vertraute ich mich der Schiebekraft eines jener Zahnrad-Schnellfieder an, welche hier als Lokomotiven dienen, und freute

mich, daß er sich mit seinen eisernen Zähnen so hurtig den steilen Berg hinankautete. Die Auffahrt wurde durch nichts gestört. Nur hatte in der ersten Bank eine schwerwuchtige Dame Platz genommen, deren Jacke nach dem Vorbilde einer österreichischen Dragoneruniform gearbeitet war, mit Aufschlägen, Passpoils, Achselbündeln und militärisch glänzenden Metallknöpfen; auffallenderweise aber trug sie kein Portepée an ihrem Sonnenschirm. Sie stand jeden Augenblick auf, um ihren Waffenrock von allen Mitfahrenden bestaunen zu lassen, und dann schwankte der Wagen stets in beängstigender Weise. Dabei erzählte sie ihren Reisegeossen mit der Stimme eines Eskadronskommandanten von ihrer Loge im Hofoperntheater und ihrer braun lackierten Equipage. Ein deutscher Offizier und sein Sohn, ein achtzehnjähriger Kadet, beide in bürgerlichen Kleidern von etwas militärischem Schnitt, widmeten der uniformierten Wienerin keine gewöhnliche Aufmerksamkeit. Offenbar imponierte ihnen das Unternehmen, den Rigi mit Kavallerie zu stürmen. Seit Pichegru die holländische Flotte durch einen Reiterangriff wegnahm, (sie war allerdings eingefroren) und seit Lord Cardigans verrücktem Heldenritt (die Verrücktheit war ihm freilich von seinem Vorgesetzten befohlen) mit sechshundert schottischen Reitern gegen eine feuerpeiende russische Batterie bei Inkerman ist ein solcher Reiterstreich noch nicht ausgeführt worden. Die Dragonerin gelangte nämlich richtig hinauf; erobert indessen scheint sie den Rigi trotzdem nicht zu haben, wenigstens nicht den ganzen. . .

Und er ist doch ein merkwürdiger Berg, bei all seiner

Abgedroschenheit. Er ist das weltliche Seitenstück zum heiligen Berg Athos, der mit lauter Klöstern vollgeklebt ist; hier sind es freilich Gasthöfe. Auch die deutschen und flandrischen Maler der Vorrenaissance liebten es, solche Berge in der Thebais oder Berge Karmel darzustellen, bis an den Gipfel mit Einsiedlerzellen und Büßergrotten besetzt. Ob sie dann auch von Karmel-Scheidegg, Karmel-Kaltdad, Karmel-Staffel und Karmel-Kulm sprachen, wüßte ich zwar nicht anzugeben.

Die Maschine pufet Halt. Da stehen die Kulmhäuser. Da ist das leibhaftige Hotel Ritschard aus Interlaken heraufgehert; die beiden riesigen Flügel, die im rechten Winkel aufeinanderstoßen, mit dem Turm im Winkel. Daneben ein paar stattliche Dependancen; und alles voll Sonnenaufgangsfahrer. Es war Abend, über den Urnerbergen hängt der volle Mond (wackerer Oberkellner von Brunnen!) rotglühend in der Luft, wie Godards Ballon, wenn er in bengalischer Beleuchtung aufsteigt. Wie aus oxydiertem Silber geboffelt, liegt die Landschaft unten, in allen Tönen von Grau. Rißnacht blinzelt schon mit roten Auglein herauf, und fern im andern Seewinkel flattert es plötzlich wie ein Schwarm von Leuchtwürmchen auf, das ist Luzern mit seiner Gasbeleuchtung. Es liegt etwas wunderbar Empörendes in alledem da oben. Fünftausend und etliche hundert Fuß über Meer sitzen dreihundert Menschen in einem goldstrohenden Salon beisammen und sättigen sich bei echter Gasbeleuchtung an einer vortrefflichen Table d'hote (mit Forellen) für fünf Francs. Dagegen ist ein Telephon gar nichts.

Und der Wirt heißt nicht einmal Jules Verne, sondern nur Schreiber. Selbstverständlich raisonniert man zu gleicher Zeit über diese Entweihung der Natur, über das Majestätsverbrechen, begangen am Alpenkönig. Man ißt und trinkt und schläft gleichsam in freudiger Entrüstung; der gebildete Mensch ist das seinem seligen Professor der Ästhetik schuldig.

Es geht recht lebhaft zu bei Tische. Gerade mir gegenüber bearbeitet ein Gymnasiallehrer aus Posen einen alten Schweizer, der zum erstenmal sein Vaterland bereist. Seit Altdorf beweist er ihm schon, daß sein Nationalheld Wilhelm Tell nach den neuesten Forschungen gar nie existiert habe, worüber der alte Schweizer Feuer schnaubt. Warum denn? Der Beweis von der Nichtexistenz Tells, der so Großes vollbracht, kann ja seiner Größe nicht schaden. Muß man sich da nicht unwillkürlich sagen: Was hätte der Mann erst geleistet, wenn er wirklich existiert hätte! . . . Ein Herr zu meiner Linken seufzt an meiner Brust über die Trinkgeldgier der dienenden Geister. Ich versicherte ihm zum Troste, ich hätte letzter Tage da und da eine hölzerne Wegweiserhand getroffen und versuchsweise einen halben Frank hineingelegt . . . „Und sie schloß sich, nicht wahr?“ rief mein Nachbar rasch. — „Nein, das that sie nicht,“ entgegnete ich, „sie war ja aus Holz.“ . . . Ein paar Gedecke weiter unterhielt man sich über den König von Bayern.*) Er habe ursprünglich auf dem Avenstein Wohnung gemietet, dann aber diesen Punkt zu lebhaft gefunden und 10 000 Francs

*) 1881.

Keugeld gezahlt, um nur davonzukommen. Und über seine nächtlichen Souperfahrten auf dem Vierwaldstättersee wußte man Wunderdinge zu berichten. Auf einem eigenen Dampfer sei er gefahren, und da sei auf dem Verdeck eine große Tafel gedeckt gewesen, an der er aber ganz allein gefessen auf einem rotsamtenen Stuhle. Und einen Wagen mit vier Pferden habe er auch an Bord gehabt, um nach dem Speisen anzulegen und sogleich eine Wagenfahrt machen zu können. Von König Ludwig weiß ja jeder etwas Romantisches zu berichten . . . Mein Trinkgeldnachbar hatte mittlerweile eine gleichgestimmte Seele gefunden. Sein Nebenmensch erzählte ihm, im „Gießbachhotel“ am Brienzler See schreibe man jedem Gaste täglich einen Franc auf die Rechnung, für bengalische Beleuchtung des Wasserfalles. „Und auch mir schrieb man den Franc auf,“ rief er voll nagenden Kummers, „mir, der ich seit zehn Jahren blind bin und die Beleuchtung gar nicht sehen konnte.“ . . . Allgemeine Heiterkeit erregte ein biederer, alter Fabrikant aus Pforzheim, der seinen einzigen Sohn nach abgelegter Abiturientenprüfung durch eine Rigitour belohnte. Der alte Herr war auch einmal in seiner Jugend da oben gewesen und hatte sich darum kein Reisehandbuch gekauft. Nun geriet er aus einer Verlegenheit in die andere. Besonders belästigte ihn ein Paket mit Wurst und Käse, das er sich mitgebracht, weil er sich ganz genau erinnerte, daß anno dazumal oben keine Verpflegung zu haben gewesen. Und nun mußte er an der Wirtstafel sitzen, und das Päckchen Wurst und Käse lag zwischen ihm und seinem Sohn auf dem Tische, ohne daß sie sich ge-

trauten, es zu öffnen. Und in der „Metzg- und Bratwursterei“ zu Luzern hatte man ihm so zugeredet, noch ein halbes Kilo Schinken dazuzunehmen; augenscheinlich mehr aus Eigennutz, als aus Besorgnis um sein Wohlergehen. . .

Als wir schlafen gingen, lag das blaue Mondlicht auf der weiten Landschaft. Die silbernen Hörner des Oberlands grüßten von weitem bis ins Bett herein. Ich fürchte, ihre Höflichkeit ist nur von wenigen erwidert worden. Um vier Uhr morgens drang ein sonderbares Geheul an mein Ohr. So muß Marsyas gesungen haben, als ihm Apollo das Fell über die Ohren zog. Es kam immer näher und hörte sich nun an wie das Tuten eines angeheiterten Nachtwächters, aber dieser Nachtwächter mußte ein Goliath sein und sein Horn auf dem Schädel eines vorjüdisluthischen Auerochsen gewachsen, denn die Leute, welche die Nächte des neunzehnten Jahrhunderts bewachen, können so nicht mehr blasen. Und der Riese kam immer näher. Er stolperte ins Haus herein, in unsern Korridor, mit lauten Fanfaren, und blies durch jedes Schlüßelloch der Reihe nach ein gellendes „Dulä, Dulä“. Diesem Orpheus hielt kein Morpheus stand. Aufsprang ich, hüllte mich in alles, was nur einem Kleidungsstück ähnlich war, und wollte hinausstürzen. Da zog ein weißer Zettel an der Thür meine Aufmerksamkeit an. „Es ist streng verboten, die Bettdecken aus den Zimmern mitzunehmen“; noch dazu in vier Weltsprachen verboten. Als ob das jemandem in Europa einfallen könnte, dachte ich. . . . Als ich aus der Hausthür trat, stand eine Art Zwerg da, der sich auf eine Art Keule stützte und um ein Trinkgeld

ersuchte; er sei es, der mich durch einen Solovortrag auf dem Alphorn geweckt habe. Also dieser Zwerg war jener Riese, und diese Keule war ein Alphorn. Ich vertröstete ihn auf später, er aber brummte: „Ja, nach Sonnenaufgang geben die Leute nichts mehr.“ Auf diesen Erfahrungssatz gestützt, kam er auch wirklich nicht wieder.

Auf der Höhe, wo das bretterne Ausichtsgerüst steht, wurde es nun lebendig. Der Frühgottesdienst der Feueranbeter nahm seinen Anfang. Dunkle Silhouetten, welche sich scharf gegen den morgengrauen Himmel abhoben, drängten sich durcheinander, in langen, schleppenden Gebettalaren seltsamer Art. Buntscheckige Kühe lagen dazwischen im tauigen Gras umher und kauten in verschlafenem Schweigen, was sie schon gestern gefaut. (Das waren offenbar die Opfertiere, welche dem Sonnengott geschlachtet werden sollten.) Ein kalter Wind strich scharf wie eine Sichel über das kurze Gras des Bergplateaus hin; das Quecksilber stand drei Grad über Null. Rosenrot schimmerte der Osthimmel, und die Silberscheibe des Mondes sank rasch hinab, wie ein durch die Luft geschleudertes Diskus aus poliertem Metall. Von den Kulmhäusern her kam Gruppe auf Gruppe den Hügel emporgewallt; lauter Feueranbeter, die zum Leber ihres Gottes eilten.

Als ich oben anlangte, sah ich ein fremdartiges Schauspiel vor mir. Ein langbärtiger Herr stand dicht an der Brüstung, welche das Plateau umfängt, und deutete mit ausgestrecktem Arm gen Osten. Er trug einen grauen Regenmantel, der bis an die Fersen herabreichte, und darüber

einen blauen Paletot, der schon über dem Knie endete. Ein weißes Handtuch war als Shawl um seinen Hals geschlungen, und eine grüne Tuchmütze mit herabgeschlagenen Ohrenklappen deckte sein Haupt. Dieser feierliche Ornat und die bedeutsame Stellung konnte nur dem Priester der Sonnengemeinde angehören. Er sprach mit lauter Stimme begeisterte Worte in einer fremden Sprache, wahrscheinlich eine Hymne an die Sonne; seltsamerweise endete aber jede Strophe mit dreimaligem Niesen, in das stellenweise drei ihn umgebende Sonnenjungfrauen in schottisch gewürfelten Überrocken, mit roten Nasenspitzen und blauen Schleiern, einstimmten . . . Neben ihnen stand eine Gesellschaft in weißen Burnussen; offenbar Feueranbeter aus der arabischen Wüste. Näher besehen entwickelten sich freilich die Burnusse zu Betttüchern, welche die Betreffenden trotz jener vier Sprachen zur Vervollständigung ihrer Morgentoilette umgeworfen hatten. Weit besser bewährten sich allerdings die gelb und rot gestreiften, weißwollenen Bettdecken; die Gläubigen sahen darin aus wie Frotosen und Mohikaner, die sich ebenfalls in Peru dem Sonnenkultus zugewandt haben konnten . . . Rührend war eine Gruppe, rein erfunden, um in Bronze gehauen oder in Marmor gegossen zu werden. Da stand ein alter Vater, anzuschauen wie ein vor Kälte schlotternder Laokoon, und an seine Brust schmiegte sich eine Art Mittelding zwischen Jessica, Griseldis und schöner Helena. Es war ein Tauschgeschäft in tierischer Wärme, dessen Abwicklung sie sinnreich unterstützten, indem sie durch einen Satelliten einen englischen Plaid von ungefähr zwanzig Fuß Länge um ihre vereinten

Körper wickeln ließen. Sie standen ruhig da, und der Satellit mußte mit dem losen Ende des Tuches fünf- oder sechsmal im Kreise um sie her wandern, ehe er die interessante Doppelmumie ganz unwickelt hatte. Das Citat: „In eurem Bunde der Dritte zc.“ wurde bei dieser Gruppe wiederholt von den verschiedensten Augenzeugen vom Stapel gelassen . . . Zwei junge Damen kamen spornstreichs die Höhe herauf gelaufen, vollständig wie zu einer großen Bergbesteigung gerüstet; die zusammengerollten Damenplaidchen im Riemen umgehängt, die Kleider hoch geschürzt, die Beine in eleganten Ledergamajchen und in der Hand nette Salonalpenstöcke mit einem Gemsenhörnchen an der Spitze, welches deren praktische Unbrauchbarkeit besiegelte. Eingebraunt aber waren auf den Stöcken zahlreiche geographische Begriffe, welche die niedlichen Kinder gewiß sämtlich erklimmen hatten, z. B. Interlaken, Rigi, Konstanzer Hof, Bözbergtunnel, lauter anstrengende Partien . . . Ein ergreifendes Beispiel von Gattentreue bot ein Ehemann, der seine schwächlichere Hälfte gegen die besagten drei Grade Réaumur zu schützen strebte, indem er der ohnehin schon gut Vermummten alle fünf Minuten noch irgend eines seiner eigenen Kleidungsstücke umgab. Erst zog er seinen Gummimantel aus, dann seinen Überzieher, dann sein Cachenez, und wenn der Sonnenaufgang nur ein Viertelstündchen länger gedauert hätte, so hätte der Arme schließlich als blau angelaufener Adam neben seiner Eva gestanden.

Eine große Gruppe hatte sich um einen ortskundigen Rigiersteiger gebildet, der seiner Umgebung die ringsum sichtbaren Berge und Seen vorstellte. Er war mit der Jung-

frau auf du und du und mußte in jedem der Seen schon wiederholt ertrunken sein. Seine Erklärungen wurden dadurch sehr amüſant, daß ſich in einiger Entfernung von ihm ein Couleurſtudent als ſein Echo etabliert hatte und die mit dem rechten Ohr aufgeſchnappten Namen brühwarm an ſeine aufhorchenden Eltern und jungen Schweſterlein weitergab. Leider nur ſchien ſein rechtes Trommelfell etwas ſchadhafte zu ſein, denn als jener Cicerone ſagte: „Die Spitze dort links iſt der Briſtenſtock“, wiederholte der Couleurjüngling geſchwind: „Dort links die Spitze heißt der Touriſtenſtock“; und als das Original ſagte: „Dort geradeaus iſt der Titliſ“, rief die Kopie: „Dort geradeaus, ſeht ihr, da liegt Tiſliſ“. Da ihm aber die Seinigen alles glaubten, ſo hatte das nichts weiter auf ſich. Jedenfalls waren ſie befriedigter, als ein Touriſt von der gründlichen Sorte, der ſich auf dem froſtigen Boden niedergelaſſen hatte, das im Reiſehandbuch enthaltende Panorama auf ſeinen Knien entfaltetete und dem Winde zum Troß, der es ihm durchaus entreißen wollte, die Bergſpitzen herauszuklauben trachtete. Zu ſeinem großen Ärger wollte jedoch das Bild nicht klappen; die Namen ſtanden zwar alle richtig da, die Formen zeigten ſich aber ſehr verſchieden von der Wirklichkeit, und auch die Gruppierung war ganz verſhoben. Er wetterte nicht wenig über die Oberflächlichkei dieſer Reklameſchriftſteller, biß ihn endlich ſein Reiſegefährtete aufmerkſam machte, daß er für die Rigiauſſicht das „Panorama vom Pilatuſ“ befrage. Der arme Gründliche wurde dann nicht wenig gehänſelt. . . . Sehr ſpät erſt betrat auch die Inhaberin der Loge im Hof-

operntheater und der braunen Equipage den Schauplatz der Ereignisse. Sie sah etwas zerknittert aus, und das Verhältnis zwischen Rot und Weiß auf ihrem Antlitz hatte sich die Nacht über wesentlich verschoben, weshalb sie einen meergrünen Capuchon mit weißer Perlenstickerei ziemlich tief über die Stirne herabzog. Sie hatte über ihre Dragoneruniform einen schneeweißen, wollenen Mantel geworfen, der einem Kavalleriemantel recht gut entsprach, übrigens waren sechs bis acht Shawls und Tücher verschiedenster Art um verschiedene Teile ihrer Person drapiert. Sie klagte, daß man sich da oben nirgends setzen könne, ein „aufrechter Sonnenaufgang“ aber sehr ermüdend sei. Glücklicherweise lag eine gesch Eckte Kuh in der Nähe und starrte sichtlich begeistert in die Morgenröthe hinein. Die festsche Wienerin besann sich nicht lange, beorderte zwei ihrer Hofleute an die Hörner des Untiers, um es festzuhalten und setzte sich mutig auf das lebende Kanapee. So saß einst Europa auf dem Rücken des Stieres Jupiter, und dies versöhnte die Zuschauer mit der Ungereimtheit, daß ein Dragoneroffizier sich mit einer Kuh beritten machte. Die Sonne hatte übrigens nur auf ihre Ankunft gewartet, dann ging sie augenblicklich auf. In diesem Moment rief mitten in der andächtigen Stille der Versammlung ein Herr, der mit einem Geschäftsfreunde hinter dem Brettergerüst Posto gefaßt hatte: „Denken Sie an mich, auf hundert wird sie doch nicht steigen!“ Wen meinte er: die Sonne oder österreichische Papierrente?

Als ich das Hotel verließ, steuerte gerade auch der Pforzheimer auf den Ausgang los, noch immer sein Wurst-

paket unter dem Arm. Der Portier stand da und hielt die Trinkgeldhand auf, da kam dem Pforzheimer eine gute Idee, er legte dem Manne das ganze Wurstkonvolut in die hungrige Hand. „So erspare ich wenigstens das Trinkgeld,“ flüsterte er mir mit schlaueim Blinzeln zu.



Rußt.

Eine Weinfahrt.

Das Stadtwappen der königlich ungarischen Freistadt Rußt ist eine der hübschesten Landschaften, die je gemalt worden. Unten ein blauer Streifen, das ist der See; darüber ein grüner Streifen, das ist das Feld; darüber wieder ein blauer Streifen, das ist der Himmel; und aus dem blauen Seestreifen herauswachsend drei schlanke, stramme Rohrkolben. Allerdings ist das Bild stark idealisiert, denn der Neusiedlersee liegt vor dem Ankömmling wie ein weißes Tischtuch, das schon längere Zeit nicht gewaschen worden, und darauf treiben allerlei lange, dunkle Dinge, die man von weitem für Röhne hält, die aber Streifen dichten Röhrichs sind und zusammen weit mehr als drei Kolben ausmachen. Und zugleich ist das Bild entidealisiert, denn das Schönste fehlt darin: der Wein. Soweit die Pferde laufen können, nichts als Rebengrün; Weingärten, Weinberge, Weingelände in einer Länge und Breite, als wären es nur Kukuruzfelder. Welchen Freudenschrei muß die festsche Amerikanerin, Miß Phylloxera, ausgestoßen haben, als sie

diese appetitliche Gegend zuerst erblickte! Freilich, die Freude ist ihr seither vergangen, denn an seinen Wein läßt der Rußter nicht rühren und er hat auch die Phyllogera Mores gelehrt. Wenn jener altmagharische Philolog, dessen Name mir ebensowenig einfällt, wie ihm der meinige, thatsächlich beweisen konnte, daß Adam ein Ungar gewesen, so hätte man ihm noch weit eher geglaubt, daß Noah in Rußt geboren worden. Noch jetzt kommen in der Gegend ganz noachische Namen vor; mein Kutscher z. B. hieß Zutrunk, was er in Galizien oder sonst einer weinlosen Gegend schwerlich gethan hätte. Und jeder Mensch ist Weinbauer, vom wackeren Bürgermeister Ludwig von Conrad angefangen, dessen Vorfahr Paul Ludwig von Conrad anno 1819 in Wien eine „Beschreibung des Rußter Weinbaues“ herausgegeben hat, bis zum . . . ja, wen sag' ich da als den Unwahrscheinlichsten? Bis zum Schullehrer! Denn in der That, während anderwärts die Schulmeister sich nur im Weinberge des Herrn plagen können, ist „der Herr Onkel“, wie man ihn hier nennt, auch in seinem eigenen Weingarten thätig, und das thut ihm augenscheinlich ganz wohl. Und wenn man ins Städtchen hineinkommt, sieht man eine Menge Häuser, die gar keine sind, denn es sind Keller. Und jedes wirkliche Haus hat seine zwei oder drei Keller. Und jedes stattlichere Haus, nach dem ich fragte, gehört einem Weinhändler oder Weinsenal. Und der Gasthof, in den ich eintrat, heißt „zur Weintraube“. Und unter den alten Familienbildnissen, die ich in der Wohnstube eines Bürgers hängen sah, war auch das eines kleinen Mädchens,

mit einer mächtigen Weintraube in der Hand, deren Modell sie vermutlich längst aufgeessen hat. . .

Und in ganz Ruß sind nur zwei Menschen, die keinen Wein trinken. Ja, der eine hat überhaupt niemals Wein getrunken, er weiß nicht, wie das Ding schmeckt. Offenbar fehlt ihm der Weinsinn; oder es giebt eine Krankheit: Weinblindheit, eine Art Farbenblindheit des Gaumens. Aber auch diese beiden sind trotzdem tüchtige Weinproduzenten, wie alle übrigen Bewohner. Nur ihr Gaumen ist weinblind, der sonstige Mensch keineswegs. Alle übrigen Bewohner Rußs wissen die edle Gabe ihres Bodens zu schätzen, und ein mäßiger Trinker trinkt durchschnittlich zwei Liter, oder, nach einem anderen Fachmann, denn ich fragte mehrere, anderthalb den Tag. Solche Ziffern liegen dort in der Luft, und die bezüglichen Gespräche mit den Einwohnern nehmen rasch einen gewissen tabellarischen Charakter an, mit perzentuellen Pointen. Es ist eben die Luft einer Gegend, die in einem guten Jahre an die 20000 Hektoliter Wein feltert; immerhin weniger, als in der weiten Welt angeblicher Rußter getrunken wird. Denn die Welt ist schlecht, besonders Arabien, wo nämlich das Gummi arabicum wächst, mit dem die verwerflichsten Etiketten auf ganz ahnungslose Flaschen geklebt werden.

Wir waren am Fronleichnamsmorgen, bei einer gleichgültigen Kühle, von Eisenstadt ausgefahren, aber die Sonne von Ruß ersah den günstigen Augenblick, wo sie uns zeigen konnte, wie sie es anfängt, den Rußter so süß zu kochen. Es war nicht etwa eine gelbe Sonne, wie sie dem Rhein-

wein leuchtet, sondern ein ganz weißes, stechendes Licht, wie von etwas Elektrischem. Und das lag wiederum auf ganz weißen Dingen, den kalkgetünchten Häusern des Städtchens, die am Ufer beisammenstehen, so dicht als möglich, um nicht noch ein paar Quadratmeter Bodens dem Weinbau zu entziehen. Mit halbgeschlossenen Augen gingen wir in dieser kleinen Welt voll blendender Effekte umher, und ich träumte von einer schwarzen Brille, groß genug für die ganze Menschheit. Ab und zu traten wir in einen Hof, wo zierlichstes Loggien- und Wendeltreppenwerk aus noch ziemlich altdeutscher Zeit erhalten ist. Oder man führte uns in ein erstes Stockwerk hinauf, wo die Decke des Mittelsaales noch mit mythologischen Szenen und Fruchtgewinden in buntbemaltem Stuckrelief geschmückt ist, von der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts her. Ein reicher Weinbauer ist jetzt Hausherr darin, und es stört ihn nicht, daß unter der geübten italienischen Stuckaturerhand aus Wien, die hier offenbar gewaltet, die ehrwürdigen Muskulaturen der alten Götter eine schier bedenkliche Neigung, sich zu verschieben, angenommen haben, den „Wattons“ der Balletschönen nicht unähnlich. Ich denke mir lebhaft, daß der Mann sein stucco mit Rußter Wein angemacht hat, oder, um mich eigentlicher auszudrücken, daß er während der Arbeit nicht Durst gelitten, wobei denn sowohl ihm selber als auch seinen Figuren die Beine etwas in die Quere geraten sein werden.

Wir hatten unter den Honoratioren des reizenden Weinnestes werthe Gastfreunde, und manches Bacchische stand

uns noch bevor. In einer großen Sommerhalle am Strande, von einem kleinen Stadtwäldchen beschattet, rüstete man eben an einem üppigen Mahle für uns. Der Fischer und der Jäger gingen mit schlauen Mienen ab und zu und sollten die rot gewürzten Hauptgerichte eigenhändig zubereiten, wie im Rohr draußen oder am Waldrand, des Abends, wenn der Mond in den brodelnden Kessel hineinscheint, daß eine eigentümlich lyrische Stimmung in das Fischpaprikas oder Hasenpörköst hineinkommt.

Einſtweilen machten wir eine große Seefahrt, denn das Neusiedler Gewässer behauptet noch immer steif und fest, daß es ein See sei. Wir bestiegen zwei lange, flache Rähne, deren Bauart etwas so Unnumstößliches hatte, daß ein atlantischer Sturm sie nicht umgeworfen hätte. Zwei handfeste Seeleute in verwetterten Gathen dienten jedem als Dampfmaschine und homerischer „Fahrwind“ zugleich, indem sie mittelst langer Stangen, die sie gegen den Seeboden stemmten, die Fahrzeuge vorwärtsstießen. Die Vorteile dieser Methode liegen auf der Hand, denn keinem der Gathenträger ist noch der Dampfessel geplatzt, eingedrückte Radkästen sind seit Menschengedenken nicht vorgefallen, und die Unzerbrechlichkeit der Steuerruder ist durch ihren gänzlichen Mangel wohl hinreichend gewährleistet. In der That wundert es mich, daß das Weltmeer noch immer nicht in dieser viel sichereren Weise befahren wird; man brauchte dazu die Stangen nur um 12—15 000 Fuß länger zu nehmen und die Anzahl der Gathen entsprechend zu vermehren. Auf dem Neusiedlersee dürfen die Stangen um einige hun-

bert Fuß kürzer sein, da die Wassertiefe über alle die Quadratmeilen hin nur ein bis zwei Fuß beträgt. Zum Ertrinken in diesem See gehört also jedenfalls schon ein angeborenes Talent; am ehesten dürfte sich dies horizontalen Selbstmördern empfehlen, welche aber die Minderheit bilden. Einladend genug ist das Wasser, denn es gleicht immerfort lauter sehr genießbaren Sachen. Als wir abstießen, glaubten wir in ein trögflüssiges, wellenloses Meer von saurer Milch hineinzufahren. Später nahm die stille Flut etwas entschieden Gerstenschleimiges an, verdünnte sich aber, wo die Sonne hinschien, zu einer Art illuminiertem Reizwasser. Als wir eine Stunde gefahren, wurde alles feiner, sehr fein sogar. Aus breiten Streifen von unleugbarer Molke gelangten wir in Striche, wo hundert Eimer Absinth ins Wasser geleert zu sein schienen, wie im Boulevardcafé zur Absinthstunde ein Gläschen in ein Glasvoll. Und mitten in diesem milchig getrübbten Wasserstrich lag plötzlich, gleich einer flüssigen Insel, genau umschrieben ein glatter, durchsichtiger Fleck Araf-Grog. Übrigens widerriet man uns ausdrücklich, diese schönen Dinge zu kosten, denn der See ist brackig, und das schmeckt böß. Dagegen schadet es der Gesundheit nicht, das seltsame Licht- und Luftweben über dem See anzustaunen, diese unaufhörlichen Verdunstungseffekte, welche die Färbung aus einem Grau ins andere treiben. Darum haben die alten holländischen Maler, besonders der Van Soundso und der große Van Dingsda, den Neusiedlersee so unzähligemale gemalt, wenn auch freilich unter anderem Namen. Es scheint übrigens, als

ob er sich immer mehr entschloffe, einzugehen. Sein riesiger Spiegel wird immer kleiner; einer unserer Gastfreunde besitzt eine Uferstrecke, wo er noch voriges Jahr bloß Rohr verkaufen konnte, jetzt aber lauter prächtige Graswiese hat. Dafür entstehen im seichter werdenden Wasser neue Rohrdickichte, und so steigt das Land immer weiter ins Wasser hinein und verdrängt es, . . . wohin? Hinauf in die Luft, als Nebeldunst . . . Wir fuhren um einige der grünen Rohrdickichte herum und folgten den schmalen Kanälen, welche die größeren durchziehen. Wir lagen still und ließen das Rohr um uns her flüstern und wispern, mit seinem leisen, unnachahmlichen Elementarlaut. Wir schnitten uns auch Pfeifen, wie das Sprichwort vorschreibt, aber sie gaben keinen Ton von sich; die Sprichwörter sind eben allzu ungenau in ihren Angaben und kümmern sich gerade um die so wichtigen technischen Details nicht so viel.

Und nun soll die Welt staunen über meine Undankbarkeit, denn ich sage über das schöne, lange Essen, das uns in jener Gibichungenhalle am See geboten wurde, kein lautes Wort. Nur leise, halb für mich, sei die Bemerkung gemacht: es war gut. Von dem Getränk dabei ist noch weniger zu melden, denn die weise emporgestuften Steigerungen, denen wir entgegengingen, gestatteten mittags nur ein harmloses Vorspiel. Immerhin war nach dem Epigramm gehandelt, das ich später bei Herrn von Conrad sah, und zwar als Motto in seines Vorsahren eigenhändiger Handschrift jenes Büchleins über den Rußter Weinbau. Und zwar geht der Vers:

„Vinum Rustense tu semper appone mensae,
Fingit et humores vinum melius meliores.“

(„Setze du jedesmal auch auf den Tisch einen Rußter vom guten,
Denn je besser der Wein, so besser macht er das Blut auch.“)

Zielmehr muß ich mich jetzt der Geschichte von Rußt zuwenden, von „Rußt am Hungarischen See“, wie der Titel des großen, alten Registerbuches auf dem Rathause lautet. Wir gingen nämlich, da zwei namhafte Geschichtsforscher mit uns waren, auf das Rathaus, um die alten Urkunden zu sehen, in denen vom Rußter Wein die Rede ist. Wir sahen das „mandatum“ des Königs Mathias vom Jahre 1479, worin er den „Rußternern“ die freie Ausfuhr ihrer Weine in das Ausland neuerdings gewährt. Und das Privilegium der Königin Maria, die Rußter Weinflaschen mit dem Buchstaben R zu bezeichnen, ein so wichtiges Vorrecht, daß die Rußter es sich später noch von Ferdinand I. (1533), Mathias (1609) und Ferdinand III. (1643) bestätigen ließen. Ich bezweifle sehr, daß es noch ein zweites so gründlich gewährleistetes R in der Weltgeschichte gebe. Ferner sahen wir ein Privilegium Ferdinands III. vom Jahre 1649, worin von gelieferten „1000 akonibus vini“ die Rede ist, als könnte selbst Cicero für den Begriff „Eimer“ kein geeigneteres Wort setzen, als das ungarische „akó“. Und dann erst das Diplom Leopolds I. vom Jahre 1681, wodurch Rußt zur königlichen Freistadt befördert wird gegen eine Leistung von 60 000 Gulden in Gold und Thalern, „sowie 500 „Urnen“ Weines von außerlesener Qualität

für den Gebrauch Unseres Hofes“. Wie man sieht, schmeckt die Geschichte Rußts stellenweise recht weinsäuerlich, und von der Trockenheit, welche anderwärts die Archivalien auszuzeichnen pflegt, leidet der gewissenhafte Forscher hier weit weniger. Auch der ehrwürdige Senat von Rußt soll es nicht geliebt haben, über das Wohl der edlen Bacchusstadt in trockenen Worten zu beraten. Noch steht im Archive die gewaltige zinnerne Kanne, ungefähr vom Jahre 1700, welche in guter, alter Zeit zur Anfeuchtung der Beratungen diente. Die Ratsstube stand über einem Weinkeller, mit dem sie durch ein Loch im Fußboden verbunden war. Durch dieses Loch wurde jene Kanne, so oft sie geleert war, hinabgelassen und dann neugefüllt wieder heraufgezogen. Jetzt ist das Loch vermauert, unsere nüchterne Zeit ist ja groß in solchen Vermauerungen.

Von der ruhmreichen Vergangenheit des Rußter Tropfens gingen wir hernach zu seiner glänzenden Gegenwart über. In den späteren Nachmittagsstunden haben wir zwei der besten Keller Rußts durchgekostet, unmittelbar nach einander. Nicht jeder Leser wird eine Ahnung davon haben, was das heißt; Leute, die es wissen müssen, sagen dem Rußter, wenn er so behandelt wird, die schrecklichsten Dinge nach. Auf das freundlichste läßt er sich trinken, Probe um Probe; er zerfließt förmlich auf der Zunge, wie man von einem schmeichlerischen Menschen zu sagen pflegt. Stundenlang läßt er sich schlürfen und thut, als geschähe ihm selbst der größte Gefallen damit. Dann auf einmal, ein Blitz aus heiterer Luft, oder ein Schlagfluß,

mag es ein anderer definieren! Kurz, man schlägt hin wie ein gefälltter Baum und weiß nichts mehr von sich. Irgend einmal, vielleicht nächstes Jahr, erwacht man wieder, aber ohne jeden Kopfschmerz. Rater giebt es in Rußt nicht. Der gefährliche Augenblick soll meist eintreten, wenn man aus dem Keller in die frische Luft emporsteigt. Und da mag der Trinker so schlau sein, als er nur immer will, . . . der Rußter ist noch schlauer. Er unterhält die Zunge, indem er ihr allerlei merkwürdige Rätsel aufgibt, und darüber vergißt sie achtzugeben und weiß nicht mehr, wo sie ist. Sie glaubt schließlich, nur Mandelmilch zu schlucken, wegen des charakteristischen Mandelgeschmacks dieser Weine, aber dann ist es erst recht das Gegenteil davon. Die Rußter selbst aber kennen ihren Wein und wissen, wie man ihn zu trinken giebt. Wir tranken in einer Stunde siebzehn Sorten von den besten und gingen aufrecht von dannen. Wir standen im Keller, wo die Luft durch die offene Thüre herunterstrich, im Kreis um ein aufgestelltes Faß her, das als Tisch diente. (F. B. Scheffel hat für solche Leute das Wort „Stehweiniß“ erfunden.) Ein Husar ging mit dem Heber zu diesem und zu jenem Stückfaß, das ihm der Hausherr bezeichnete, und füllte unsere Gläser. Es sah aus, wie ein Akt von religiösem Geheimdienst. So eine Runde von Weinkostern ist in der That photographirenswert. Nicht über den tiefsten philosophischen Problemen grübelt man so, die Augen starr, die Zunge krampfhaft vibrierend, den Kopf vorwärts gesenkt, als horche man angestrengt auf den Geschmack, der die Nervenenden der Zungenwurzel kräufelt . . .

Nach einander kamen sie, die gelben und die roten, und jeder trug den nächsten auf den Schultern. Besonders der vorletzte, der war niedagewesen. Nach dem ersten Schluck hoben, wie auf Kommando, plötzlich alle den Kopf, und einer sah dem anderen überrascht, fragend ins Gesicht, als habe der ihm einen Streich gespielt. Nein, so 'was . . . Ein roter war's, aus Burgundertrauben. Und in der weiten Welt draußen weiß man das gar nicht, daß es auch Rußter Rotwein giebt. Der Welthandel kennt ihn noch nicht, . . . aber wenn einer so unter der Erde plötzlich auf ihn stößt, erschrickt er förmlich, daß auch so einer existiert. Und von diesem Geschmack wird er noch in späten Tagen träumen und seinen Enkeln erzählen, die aber werden ihm nicht glauben, und mit Recht, denn man soll wirklich nur glauben, was man selber getrunken hat.



Sankt Margarethen.

Eine Steinfahrt.

Den nächsten Tag aber fuhren wir von Eisenstadt nach Sankt Margarethen. Wir nahmen uns geologisch sehr zusammen und sprachen über Leithakalk, namentlich den des Kroisbach-Kufter Bergzuges, so geläufig, als hätten wir zehntausend Jahre in ihm versteinert gelegen. Der damit verbundenen Trockenheit steuerten wir mit einigem Erfolg durch Petöfalvaer Wein, der auf deutsch wahrscheinlich Petersdorfer heißt, aber füglich wie Bordeaux ausgesprochen werden darf. Von diesem unterscheidet er sich hauptsächlich dadurch, daß ein Liter von seinem besten Jahrgang nur vierzig Kreuzer kostet. Wer also tüchtig sparen will, thut am besten, sich in ihm täglich einen Rausch anzutrinken.

Wir kamen über einen Bach, dessen Namen ich nicht weiß, und durch eine kroatische Kolonie oder so 'was. Von der Sonne Petöfalvas beschienen lag sie recht rosenfarben da, bis auf die Dorfshunde, deren cholertisches Temperament offenbar auf das fortgesetzte Wassertrinken zurückzuführen ist. Ein Höhenzug vor uns, ich weiß nicht mehr, ob rechts oder

links, trägt auf seinem letzten Buckel eine Kapelle, die schon auf den Neusiedler=See hinabschaut. Sie liegt ganz wie die Wurmlinger Kapelle in Schwaben, von welcher Uhland auf=fallend richtig sang: „Droben stehet die Kapelle“. Die Rosalienkapelle heißt sie und soll der freundlichen Erinnerung an eine Cholera=Epidemie gewidmet sein.

Etwas später wurde die Bodenbeschaffenheit verdächtig. Grobes Geröll türmte sich zu einer Art vorgeschichtlichem Wall auf, den eine S=förmig geschlängelte Straße durchbrach. Es war wie der Zugang zum Krater eines Vulkans. Und dann schwenkten wir plötzlich in eine Art Felsthäl ein, . . . in ein . . . kurz . . .

Nein, Freund Habacek, ich bitte Ihnen alle meine Zweifel ab. Sie sind ein Mann der strengen Wahrheit, von der Sie sogar, der Wahrscheinlichkeit zuliebe, noch einiges unterdrückt haben. Jetzt darf ich es Ihnen ja sagen: als ich im naturhistorischen Hofmuseum zu Wien, unter den Wandgemälden, welche die geologisch merkwürdigsten Landschaften der Monarchie darstellen, Ihr Bild des Margarethener Steinbruches sah, da suchte ich vor allem neben Ihrer Unterschrift noch die von zwei Zeugen, welche die Wahrheit Ihrer Behauptungen bekräftigen sollten. Und als ich die nicht fand, sagte ich: Alter Freund Anton, Sie sind ein . . . sagen wir . . . Romantiker. Nun, verzeihen Sie mir gefälligst; jetzt sage ich: Sie sind ein Naturalist.

In das Kalkgebirge ist von Menschenhand ein weites Thal hineingeschnitten, ein ungeheurer Kessel. Unregelmäßig, mit hundert Buchten und Schlupfwinkeln, deren senkrechte

Wände sechzig Meter hoch in die Luft steigen. In die blaue Luft; graue, weißliche, grünliche, gelbliche, bräunliche Wände. Auch leberbraune, und dort ist der Stein der härteste, der kostbarste. Sie sind dicht bedeckt mit kleinen länglichen Blatternarben, von der Form eines Weidenblatts; das sind die Spuren eines Eisens, Schramm genannt. Una schram, sagt der italienische Steinmez. Oder des Zweispitzes. Due spitz, sagt der welsche Steinhauer. Oder der „Hact“. Il manar, nennt sie der braune Steinmarder. Und da und dort gehen von ganz oben bis ganz unten tiefe Risse herab, zickzackförmige Sprünge, wie von Blitzschlägen hineingespalten. Und da und dort klimmt eine Folge von Stufen, nur fußbreit, die Wand hinan; Menschen mit Fliegenfüßen können sie da erklimmen. Und berührt man den Stein mit der Nasenspitze, so daß ihm die Augen ganz nahe sind, so sieht man ihn zusammengebacken aus kleinen Dingern, weniger als stechnadelkopfgroß; das sollen lauter Muscheln sein, ich glaub' es aber nicht. Wohl aber glaube ich, daß man einen solchen Brocken Stein mit Wasser befeuchten könnte und sich dann damit waschen, wie mit einem Schwamm. Freund Peter hob einen auf und machte sogar die unverkennbare Miene hineinzubeißen; „flaumig wie ein guter Gugelhupf,“ sagte er und schmalzte mit der Zunge. Und wie in die Rinde eines Gugelhupfs, so war selbst eine Mandel hineingebacken; sie stellte sich freilich später als ein kleiner Haifischzahn heraus. Denn der Stein ist voll mit Fischzähnen, Fischabdrücken, den schönsten Muscheln, besonders in den oberen Schichten. „Kamm-

muscheln zum Schweinesfüttern," sagte Freund Béla . . .
„Und Haustern massenhaft!" rief Francesco, ein italienischer Arbeiter, der uns an die Hand ging. Er meinte natürlich Auster, die in Italien mit „S" anfangen. Und dabei schlug er mit der flachen Hand an den Stein, der gab einen hellen Klang von sich, wie Krystallglas. Und Freund Béla schlug mit dem Stock an einen mannhohen Trumm, der klang hell auf wie der feinste Stahl. Und Freund Peter klopfte mit dem Mittelfinger gegen eine breite Tafel, die klang tief und voll, wie ein eherner Gong, der die Menschheit zur Wirtstafel ruft. Wie kommt es, daß man aus diesem Stein, der so viel Metall in der Lunge hat, noch keine Glocken gießt? Haut vielmehr.

Wir begannen in diese sonderbare Welt hineinzusteigen. Der Thalboden gleicht einem ungeheuren Trümmerfelde, besät mit kolossalen viereckigen Blöcken, glatten und bossierten Quadrern, mit Würfeln, Säulenstämmen, Pfeilerschäften, Treppenstufen, Steinwannen, Steintrögen, Steinsockeln. Welches Durcheinander! Eine Stadt, die noch nicht zusammengestellt ist oder die eben wieder auseinander genommen wurde.

„Die Ruinen von Persopolis!" rief Freund Béla.

„Die Latomien von Syrakus," sagte Freund Peter, „wo die athenische Armee verschmachtete."

„Eine Gustav Doré-Gegend," schlug Freund Hans vor, „in Holz geschnitten von Pannemaker. Aus den Illustrationen zur Göttlichen Komödie. Soundsovielter Kreis der Hölle. Der Trockenschmorkessel für Verräter dritten Grades.

Mit einer weißglühenden Sonne zu Häupten, Temperatur im Schatten 1000 Grad Beelzebub.“ In der That begannen etliche Duzend von diesen Graden sich unangenehm bemerklich zu machen. Warum sollten nicht jene schändlichen Verräterseelen hier auf der ganzen Haut mit nadelfeinen Sonnenstichen tätowiert werden? Lauter Monogramme Luzifers und seiner Großmutter, von der Glaxe bis zu den Fußsohlen.

„Nein,“ hub Freund Béla wieder an, „so stelle ich mir das Thal Josaphat vor, wo das Jüngste Gericht stattfinden wird. Wie in diesem Augenblicke von Spazengezwitscher, so wird dann dieses Thal der Schmerzen von Zähneklappern widerhallen. Nur der Fürst Esterházy, dem es gehört, wird verschont bleiben, und der Verwaltungsrat der Wiener Baugesellschaft, die es vom Fürsten in Pacht hat, wird mit kalten Umschlägen über den Kopf erscheinen dürfen.“

Ein feines, silbernes Klingen unterbrach ihn. Es rührte von einem wahren Prachtblock her, feinkörnig wie die Bruchfläche eines Silberbarrens. Hans hatte ihn eben erklettert und pflanzte sich auf diesem gediegenen Postament als Petöfi-Standbild auf. Mit der Gebärde, die man vom Donauquai her kennt, deklamirte er ein feuriges Kriegslied. Auch die Memnon's-Statue soll ja singen, wenn ihr die Sonne warm macht. Ein Schwarm Tauben, der unter einem der nächsten Blöcke einen Streifen graulichen Schattens gefunden hatte, flatterte bei diesem kriegerischen Getöse ganz erschrocken auf und nahm die Richtung über Freund Peters

Kopf hin. Dieser gehorchte seinerseits einer unwillkürlichen Regung und öffnete den Mund, ziemlich weit sogar. Warum, das wollte er uns durchaus nicht gestehen, aber es war ja nur zu klar: bei dieser Sonnenglut hatte er im ersten Augenblick jene Tauben offenbar für gebratene gehalten, und da war ihm ein gewisses Sprichwort eingefallen.

Der Italiener Francesco gab uns mittlerweile sachliche Aufklärungen, in einem Deutsch, das auffallend transalpinisch klang. Er war von Kindesbeinen auf im Steinbruch beschäftigt, wo schon sein „Grassfutter“ erwachsen war; er meinte: sein Großvater. Stolz wandelte er zwischen den Riesenblöcken umher, die auf ihrer zartgelblichen Haut in schwarzer Farbe die laufende Nummer trugen. „Dieser ist sieben Waggon schwer,“ sagte er und klopfte ihn auf die Achsel, wie einen kleinen Jungen. Sechs- bis siebenhundert Meterzentner . . . Ein Kubikmeter wiegt 18—19 Meterzentner . . . So ein langer Pfeilerschaft kostet 50—60 Gulden . . . und dergleichen mehr; diese Prosa setzte er so lange fort, bis uns der Kopf bereits von Kubikgulden und Meterkreuzern schwirrte. Schade, daß Feiertag war, und die Arbeit ruhte. Es muß ein sonderliches Konzert sein, wenn diese hohen Wände vom stählernen Schrei der vielen „schramm“ und „due spitz“ wiederhallen. Leider kein Monstrekonzert, denn dieses Orchester brauchte, um vollzählig zu sein, dreihundert Musikanten, aber es arbeiten jetzt nur zwanzig oder dreißig.

Denn Wien baut nicht mehr! Wien ist fertig!

Der wackerere Romolo Rufini, der seit ungefähr einem

Menschenalter die Arbeiten leitet, kam heran und sang uns dieses Lied weiter. Einst klang es lustiger, als heute. Man denke sich: dieses Thal Josaphat ist sozusagen die Wiege des großen, neuen, schönen Wien. In diesem riesigen Loch lagen sie vor dreißig Jahren noch zusammen verpackt, alle die Millionen Bausteine, aus denen die Wiener Kinder dann die vielen Monumentalbauten der Residenz zusammengesetzt haben; alle Weihnachten ein neues Bauspiel.

„Sehen Sie diesen Winkel,“ sagte Signor Romolo, mit dem wohlgenährten Zeigefinger in eine stille, bräunlichgelbe Ecke deutend, wo ich allenfalls Raum fände für ein Landhäuschen (auf Annuitäten natürlich). „Aus diesem Winkel ist das Wiener Rathhaus herausgehauen. Stein für Stein. Eine Million Fuhren, oder so 'was.“

Dann wandte er sich gegen eine Art Durchbruch im Gestein, wo das Zeug mehr weißlich aussah. „Sehen Sie, meine Herren, dieses Loch. Das war früher nicht da. Alles zu, wie vermauert. Bis der Baron Hafenauer die Hofmuseen da herausgeschnitten hat.“

Und wiederum so ein lauschiges Winkelchen, groß genug für zwölf Kinder, um Ringelreihen zu spielen; auch nicht für ganz schlimme, denn die brauchen mehr Platz. „Da hat einmal die Botivkirche gestanden. Mit beiden Thürmen. . . Und dort herum, in der Gegend, ist der neue Stefansturm gewachsen, so lang er ist.“

Ja wohl, das Schönste von Wien ist ungarisches Naturerzeugnis. Es gab eine Zeit, und sie ist noch gar nicht fern, da lag die ganze Ringstraße in Ungarn. Vor noch

längerer Zeit, denn seit tausend Jahren bricht man hier Steine, stand die Stefanskirche zwischen Eisenstadt und Ruft. Man mußte sie erst nach Wien befördern, auf Ochsenkarren, ganz kleinweise. Wer hätte das gedacht!

Richtig, das Palais Rothschild gehörte auch einst dem Fürsten Esterházy, denn es ist auch aus St. Margarethen geholt. Und der Justizpalast, und was noch alles. Das Universitätsgebäude ist aus dem nahen Kroisbacher Steinbruch geschöpft, der dem Raaber Bischof gehört. Die Aspernbrücke und die rötlichen Sockel der Hofmuseen stammen aus dem Dszliper Bruch. Der Müllendorfer Stein steckt in der Hofoper, im Staatsbahnhof, in der Elisabethkirche, der Fünfhauferkirche. Aus „Kaiserstein“, vom sogenannten Kaiser-Steinbruch, sind die Grundfesten der neuen Hofburg. Der Berg-Eisenstädter Bruch, der älteste von allen, hat die Stefanskirche geliefert, sogar einen Teil ihres Statuen schmuckes. Desgleichen den Preßburger Dom, die Benediktinerkirche zu Dedenburg, Kirche und Schloß in Eisenstadt. Hans Gasser arbeitete viel in diesem Stein und ließ ihn bis nach Italien gehen. Die Jahreszahl 1401 sieht man noch jetzt an einer Wand eingegraben.

Das sind die Wunder des berühmten Leithakalkes; cisleithanische und transleithanische . . .

Rechtshin von der Einfahrt versucht das steinerne Gesicht dieser Kalkwelt zu lächeln, und wahrhaftig, es gelingt ihm. Eine spärliche Karstvegetation verdichtet sich dort zu einer Art Dase. Das bleiche Grün der Akazie mischt sich mit weißblühendem Flieder, ein bunter Blumengarten, ein

Hain von Rosen in allen Farben ist hervorgezaubert. Und in diesem freundlichen Gehege steht Romolo Rufinis Wohnhaus, mit einer Reihe hellblauer Saloussien, mit einer guten „steinsteirischen“ Hausfrau u. s. w. u. s. w. Da lebt er als Steinpasha behaglich genug und wünscht sich gar nicht fort. Wir tranken bei ihm einen starken Tropfen, wo nicht mehrere, und kühlten uns mit dem Wasser seines Brunnens, der noch 21 Meter tiefer hinabbohrt, bis auf die undurchlässige Thonschichte.

Als wir aus seinem schattigen Hause wieder in den königlich ungarischen Sonnenschein hinaustraten, kam uns die Gegend etwas gemüthlicher vor. Nichts mehr von Hölle und Jüngstem Tag. Freund Béla behauptete, das sei gar nicht Leithakalk, sondern ein Bergwerk von Emmenthalerkäse. Aber Freund Peter bestritt dies heftig, denn ihm erschien es als ein Steinbruch von Szegediner Seife. Welcher von ihnen Recht hatte, blieb damals unentschieden.



Isola Bella.

Ein Reisebild in Wasserfarben.

Als ich vor einigen Wochen den italienischen Frühling bereifte, ward mir das Glück zu teil, eine alte Streitfrage der italienischen Litteraturgeschichte ein für allemal entscheiden zu dürfen. Die Frage nämlich, ob der unglückliche Dichter des „Befreiten Jerusalem“ wirklich wahnsinnig gewesen oder nicht. Die Feder blutet mir, indem ich es niederschreibe, und ihre Tinte fließt rot, aber ich darf es nicht verschweigen: ja, Torquato Tasso war verrückt. Oder würde man nicht Goethe der Unzurechnungsfähigkeit anklagen, wenn er Faust über die Hundstage des November klagen oder Gretchen von der Eisbahn im Juli schwärmen ließe? Dasselbe aber thut Tasso wiederholt, wenn er den Übergang vom April zum Mai als die schönste Zeit des Jahres verherrlicht und von dem paradiesischen Klima auf Armidas Zauberinsel nichts Vortheilhafteres zu melden weiß, als daß dort „perpetuo April“ herrsche. Unglücklicher Dichter! Er konnte damals die Jahreszeiten nicht mehr von einander unterscheiden. Und der italienische April ist doch, wie

ich mich heuer überzeugt, ein dünnwattierter Wintermonat, in dem keine Blumen, sondern lauter Regenschirme sich entfalten; ein Monat, der von Wasser trieft, mit echten und falschen Zähnen klappert und außer Rheumatismen nur noch Rippenfellentzündungen in vorzüglicher Qualität hervorbringt.

Leider hatte ich damals noch viel Vertrauen zu dem alten Tasso und dachte auf Isola Bella seinen April wiederzufinden. Auch Jean Paul, jener große Auswendig-maler, der diese borromäische Insel in ihrer Abwesenheit porträtiert hat, verführte mich, wie schon einmal, vor neunzehn Jahren. Das war im Oktober 1868 gewesen, wenige Tage nach einer großen Überschwemmung der Insel. Es goß in Strömen, und die Natur stand in einen grauen Regenmantel gehüllt da, der nicht einmal wasserfest war. Ich übernachtete im „Delphin“, denn dort fand ich das einzige trockene, grüne Fleckchen, ein Billard nämlich, in dessen Tuchweise ich abends bei Petroleumschein mit dem Billardstock ein kleines Loch stieß. Ach, es war ein himmlischer Abend; ich fühlte mich wie ein Fisch im Wasser.

Aber so schön, wie dieser heurige Apriltag, war er doch nicht. Wir waren volle drei Passagiere auf dem Verdeck des „San Gottardo“; darunter ein sächsisches Ehepäarchen, welches wie Radiergummi roch, weil es in Waterproofkleidern reiste. Ich erklärte ihnen zuvorkommend die Gegend, da ich sie schon so gut kannte, und da sie genau so aussah, wie damals. Wir fuhren von Arona ab und verloren uns bald in einem dicken Grau-in-Grau, welches vom niedergehenden Regen diagonal gestreift erschien. „Die Gegend

scheint etwas feucht zu sein," bemerkte der junge Sachse, und ich konnte ihm nicht widersprechen. Sein junges Frauchen nieste in ein sehr großes Taschentuch hinein, was wohl „Ja“ bedeutete.

Wir wandten die Blicke nach links, wo hoch am Ufer die Riesenstatue des heiligen Karl steht. Ich gab den Reisegefährten mein Ehrentwort, daß sie sich wirklich dort befindet, und sie gaben sich damit zufrieden; schließlich ist eine unsichtbare Statue auch eine Sehenswürdigkeit, und es wundert mich, daß noch kein Barnum auf die Idee verfallen ist, eine solche auszustellen oder gar reisen zu lassen. Immer grauer wurde die Fahrt. Der Himmel zeigte ein zartes Mausgrau, welches zum hechtgrauen Wasser vortrefflich paßte. Die Luft war aus Perlgrau und Taubengrau gemischt; das Ganze aber ging, wie man zu sagen pflegt, ins Aschgrau. Kurz, man kann sich nicht gut etwas Farbenreicheres denken. Als Glanzpunkt des Landschaftsbildes diente ohne jeglichen Zweifel die Brille meines Sachsen. Sie hatte ganz besonders geschliffene, dicke Scheiben; sie muß eine Staarbrille gewesen sein. Man brauchte ihren Blick nur einmal gesehen zu haben, um ihn dann überall zu sehen, wohin man sich auch wenden mochte. Wie zwei Sterne in der Dämmerung, blinkte das scharfe Ding an meinem Horizonte.

Das Schiff legte einigemale an, und jedesmal sahen wir einen viereckigen, himmelblauen Fleck an der Quaimauer, mit der großen Ankündigung der Zeitung „Il Secolo“. Ein wahres Augenlabfal; das einzige, was auf dieser Reise nicht grau war . . . Und nun waren wir endlich in Seh-

weite der Inseln. Dort, gerade vor uns, wo nichts zu sehen war, dort lagen sie. Deutlich erkannte ich jenes graue Nichts, ganz, wie ich es vor neunzehn Jahren gesehen. Und dahinter ein anderes graues Nichts, das war offenbar „die funkelnde Berg- und Gletscherkette“, welche dem weitsichtigen Jean Paul bis in seine „Kollwenzerei“ bei Baircuth hineinfunkelte. Ich hatte eigens ein Bändchen vom „Titan“ in die Tasche gesteckt, um hier Poesie mit Wirklichkeit zu konfrontieren. Das Ergebnis war drastisch. „Diese Prachtfegeln der Natur“ tauchten nun endlich aus der weiten Lache auf, wie zwei nasse Heuwagen, die nicht weiter können, so daß man wenigstens die Pferde ausgespannt und aus dem Unwetter unter das nächste Dach gebracht hat. „Die blühende Pyramide“, „das schwimmende Paradies“, „das Eden-Eiland“, „Raphaels übermaltes Schlafgemach“, so geht es bei Jean Paul nacheinander fort; wir aber kamen zu einer göttlichen Schnupfenherberge, auf triefender Nebelinsel, wo selbst die Phantastie Galoschen anziehen muß, um sich auf der „welschen Blumen-erde“ nicht zu erkälten. Schon die bloße Vorstellung, daß der junge Graf Cesara „seine drei ersten irdischen Jahre da mitten in den hohen Blumen der Natur liegend süß ver-tändelt“ habe, ließ uns verdächtige Stiche zwischen den Rippen verspüren, denn bei der obwaltenden Nässe müßte ein solches Bergnügen lebensgefährlich sein.

Das also war „der Lago, in welchem die aufgetürmten Inseln wie Meergötter aufstehen und herrschen“. Nicht einmal die Nachtigallen hörten wir „begeistert schlagen auf dem Triumphthore des Frühlings“. Wir dachten nur an nasse

Füße, kaltes Fieber und dergleichen Hochgenüsse, und als endlich das ganze Wundergetümm von Terrassen, Cypressen, Obelisken und Statuen in nächster Nähe vor uns stand, erschien es uns wie ein Zentralfriedhof, voll verwitternder Grabmonumente, unter denen lauter leichtgläubige Touristen liegen, die Opfer Tassos und Jean Pauls, welche hier dem akuten Schnupfen erlegen und in „welcher Blumenerde“ bestattet worden sind. Bei diesem Anblick wuchs dem Helden Jean Pauls „das Herz in der Brust, wie eine Melone unter der Glocke“; auch unsere Herzen verhielten sich ähnlich, nur wuchsen sie wie Wassermelonen, während das des „hohen Albano“ sich vermutlich in die weit poetischere Zuckermelone verwandelt hat.

Unter solchen Eindrücken war das erste, was ich auf dem berühmten Gilande that, die Berichtigung eines Druckfehlers. Das Familienstichwort der Borromeo lautet bekanntlich „humilitas“. In allen Mosaikfußböden ist es ausgelegt, in alle Balkongeländer eingeflochten, noch auf der obersten Terrasse hält eine Steinfigur es hoch in die Luft, aus vergoldetem Blech ausge schnitten, mit der Krone links darüber. Es ist in alter gotischer Schrift geschrieben, und die meisten Touristen buchstabieren vergebens daran herum; mein Sachse las es ganz geläufig für „Borromeo“. Aber ich bewies ihm handgreiflich, daß es „humiditas“ bedeute und jedenfalls eine Anspielung auf die feuchte Natur des Ortes enthalte.

Hierauf knöpften wir uns auch noch den obersten Knopf des Überrockes zu, stellten vorsichtig die Fragen auf und gingen

ins Schloß. Die Temperatur darin war etwa derjenigen ähnlich, welche in Eispalästen herrscht, wie man sie jeden Winter in Kanada aus Eisblöcken errichtet. Wir traten in den ersten Saal, ohne die Regenschirme zu schließen, denn wir hatten den Eindruck, als müsse es auch da weiterregnen. Erst die dringenden Vorstellungen des führenden Bedienten, der auf den tadellosen Zustand des Daches hinwies, bewogen uns, die Schirme aus der Hand zu geben. Der Mann hatte freilich, wie alle Diener des Hauses Borromeo, die drei in einander geschlungenen silbernen Ringe am Rockfragen, welche auf jedem Ziegelstein und jeder thönernen Blumenvase, auf jeder Kuh und jedem Menschen des gräflichen Hausstandes vorkommen; sie bedeuten die drei engverbundenen Familien Borromeo, Visconti und Medici. Drei warme Namen, wie Juni, Juli und August; sie bedeuten den ewigen Sommer, aber augenscheinlich nur auf dem Papiere, wie der Frühling nur in dem Kalender zu stehen pflegt. Die drei Zauberringe waren jedenfalls mächtig genug, um uns gefügig zu machen. Und wieder einmal mußte ich alle Säle des Schlosses durchwandern und die zahllosen Blumensträuße zählen, die auf Marmor gemalt sind, und durfte die alten Vasen mit Blumen aus Glasperlen betrachten, und die grimassierenden Sklaven, die als Karyatiden dienen, und die strohgestickten Stühle und die Schränke mit Halbedelsteinen, und die weißen Stuckplafonds mit blind gewordenen Bergkristalllustern. Und noch immer hat in dem einen vergoldeten Empirebett die Königin Karoline von England geschlafen und in dem andern Carlo Felice,

König von Sardinien, und in einem dritten der Kaiser Napoleon. Und noch immer durfte sich niemand auf den goldenen Thronstuhl niedersetzen, wofür wir uns rächten, indem wir uns in ein großes Mosaikwappen auf dem Estrich hineinstellten. Der edle Besitzer des Schlosses ahnte gar nicht, daß er drei Touristen im Wappen führte, welches uns sein Bedienter sogleich zu erklären begann: „In diesem Felde links befindet sich ein Einhorn . . .“, worauf der junge Chemann, ich weiß nicht warum, sofort aus besagtem Felde hinausging.

Ich glaube, man hat uns auch einige Bilder gezeigt, die ich noch nicht kannte. Gräfin Elisa Borromeo, die Mutter des jetzigen Besitzers, malt vortrefflich, besonders Tiere. Da sind drei Ziegen im Weinlaub und dann ein Hund, der ein Kind in der Wiege bewacht; kräftige Malerei, in der Farbe namentlich. Und auch der Graf Giberto Borromeo ist ein Talent, für Stimmungslandschaft, aus der Umgebung seiner Villa zu Baveno. Und in den berühmten Grottenhallen unter dem Schlosse steht jetzt eine prähistorische Barke, welche 1884 bei Angera gefunden wurde, und manches Marmorne aus neuester Zeit, z. B. zwei zierliche Komteßchen in Maskenballtoilette, ganze Figur, von Miglioretti in Mantua. Leider waren weder der vorgeschichtliche Kahn noch die Statuen geheizt.

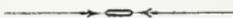
Dann gab man uns unsere Regenschirme zurück, und der Gärtner führte uns über alle 325 Stufen der Gartenanlage. Der Garten sah aus, als fände soeben die Generalprobe eines neuerfundnen Veriefelungssystems statt, mit all-

gemeiner Douche und besonderen Gußstrahlen. Über die langen Zitronenspaliere floß endloses Wasser nieder, das sich dabei vermutlich in Limonade verwandelte. Um die Sagopalme, welche unter ihrem kuppelförmigen Drahtnetz fröstelte, bildete sich ein kleiner Teich von Sago-suppe. Der Vorbeerhain war ganz schwarz vor Masse, die zottigen Araucarien schüttelten ihre dichten, grünen Gehänge, wie nasse Büdel. Die Ecke, wo der Pfeffer wächst, in Gestalt etlicher großer Pfefferbäume, schwamm in einer scharfen Sauce. Und als ich mich nach dem berühmten pinus monocaulis erkundigte, den ich mir vor Jahren so gut gemerkt hatte, mußte ich vernehmen, daß er abgestorben sei. Natürlich! bei diesem Klima! Nur die Korkeichen befanden sich ganz wohl, denn sie sind mit Kork überzogen und spüren den Regen nicht. War dies etwa der Grund, warum die kleine Sächsin ihren jungen Gatten auf dieses verhältnismäßig trockene Plätzchen führte? Oder fiel es ihr ein, daß die Korkeiche das Pantoffelholz liefert, unter ihr zu stehen also einem unerfahrenen Ehemännchen nur nützen könne? O, Frauen sind sehr schlau, besonders wenn sie erst seit vier Wochen verheiratet sind.

Auch auf die große Terrasse mußten wir hinaufsteigen, wo es geradezu großartig regnete. Die schwarzgrauen Steinfiguren der Balustraden gossen aus steinernen Füllhörnern Regenwasser auf uns nieder, die hausbackigen Kinder waren so unartig, auf uns herabzuspucken, und die Delphine spritzten uns mit weit offenen Mäulern kalte Wasserstrahlen nach. Aber all das beirrte uns nicht, wir bewunderten mit halb

offenen Augen, damit es nicht zu stark hineinregne, die köstliche Aussicht. So weit das Auge reichte, nichts, gar nichts. Einförmiges Uniformgrau oben und unten und ringsherum. „Dort links, meine Gnädige, wo Sie rein gar nichts sehen, liegt das idyllische Stresa. Weiterhin am Strande, wo Sie nicht die Spur einer Spur unterscheiden können, dehnt sich das reizende Baveno. Das Rote darin, welches Sie nicht erblicken, ist die große gotische Villa eines Engländers, wo vor ein paar Jahren die Königin Viktoria wohnte. Noch weiterhin, am andern Ende des Golfes, wo Sie so genau sehen, daß Sie wiederum nichts sehen, liegt das himmlische Pallanza. Und da im See, gerade vor Ihnen, steht die arkadische Isola Madre, welche aber heute nicht zu Hause zu sein scheint. Und dort ganz hinten, wo Sie selbst mit dem Operngucker nichts wahrnehmen, steht der herrliche Kranz der Alpen. Ist das nicht wunderbar?“

Über uns im Grau stand aber noch etwas Graueres: das gewaltige Einhorn aus dem Borromäischen Wappen. Es bäumte sich hoch auf und stach mit seinem Horn zornig in die nächste Wolke. In Jean Pauls „Titan“ wird auch dieses Wundertier verherrlicht, aber als „Eichhorn“. Welcher Unglimpf, den mächtigen Borromäern ein harmloses Eichfäßchen ins Wappen zu stellen. Es ist eben doch ratsam, immer erst nach Isola Bella zu gehen, ehe man es beschreibt.



Villa Tobelet.

Eine Skizze vom Lago Maggiore.

„Wenn Sie in Pallanza billig und gut unterkommen wollen, gehen Sie in die Villa Tobelet,“ hatte mir schon in Arona ein Kellner eingeschärft.

„Haben Sie in Pallanza schon Wohnung?“ fragte mich auf Isola Bella ein Fischer, der Photographieen feilbot. „Wenn nicht, so empfehle ich Ihnen, zu Madame Tobelet zu gehen.“

„Villa Tobelet,“ wisperte mir ein Facchino ins Ohr, als ich in Pallanza das Dampfboot verließ.

Diese Einstimmigkeit der ganzen Bevölkerung rings um den See imponierte mir schließlich doch, und ich beschloß, zu Madame Tobelet zu gehen, welche offenbar eine Dame von ganz bedeutenden Eigenschaften war. Ich schlug also die große Straße ein, welche sich zu den großen Hotels am großen Vorgebirge hinanzieht. Alles ist ja da groß, wenn auch nur im kleinen.

Als ich so längs der aufgemauerten Gartenterrassen dahinschlenderte, fiel mir plötzlich etwas auf den Hut und

kollerte mir dann zu Füßen. Ich hob es auf; es war ein Knäuel weißer Strickwolle an einem langen Faden. Ich blickte in die Höhe und sah das Eisengitter einer Villenterrasse und dahinter eine große, runde Sonnenblume, welche vertraulich zu mir herabnickte.

„Tausendmal Verzeihung, mein Herr,“ rief die Sonnenblume, „es geschah von ungefähr. Wollten Sie wohl so freundlich sein, mir den Knäuel meines Strickstrumpfes wieder heraufzureichen?“

„Gewiß, Madame,“ sagte ich, denn in meiner Kurzsichtigkeit bemerkte ich erst jetzt, daß die vermeintliche Sonnenblume nur eine gelbbehäuderte Haube war, welche ein dunkles Frauenantlitz umrahmte. Ich wollte also den Knäuel hinaufreichen, die Terrasse war aber so hoch, daß das nicht gut anging.

„Ach, ich muß doch den Faden abreißen,“ klagte die Dame und that es auch gleich mit einer wahren Parzenhand; „es bleibt nichts übrig, als hinunterzugehen und den Knäuel zu holen.“

Das war eine offene Aufforderung, ihn hinaufzubringen, ich ging also hinauf. Dabei bemerkte ich, daß ein Arbeiter auf der Straße, der sich damit beschäftigte, die Hinterlassenschaft dahingegangener Pferde in einen Karren zu sammeln, lachend zusah. Wenn ich recht gehört, hatte er sogar gebrummt: „Sie angelst schon wieder!“ Sollte ich wieder kurzsichtig gewesen sein und einen Angelhaken für einen Wollknäuel angesehen haben? Doch nun war nichts mehr zu machen, ich stieg die Treppe hinan, wo mich die Dame

bereits ungeduldig erwartete. In ihrem Antlitz und ihren Dankfagungen lag so viel Süßigkeit, als ob man aus Sonnenblumen nicht Öl zu pressen, sondern Zucker zu kochen pflegte.

„Ich bin Ihnen wirklich äußerst verbunden, mein Herr,“ sagte sie dreimal in einem Atem. „Aber die Treppe hat Sie ermüdet; bitte, nehmen Sie doch einen Augenblick auf dieser Bank Platz, im Schatten dieses herrlichen Kamelienbaumes, der um volle sechs Monate älter ist, als der älteste auf Isola Bella; o, das kränkt die Familie Borromeo nicht wenig.“

Die Sonnenblume war mir etwas zu plauderhaft, ich lehnte also ab, unter dem Vorwand, daß ich auf dem Wege nach Villa Tobelet sei.

„Auf dem Wege?“ rief sie erstaunt. „Aber, mein Herr, Sie befinden sich ja bereits daselbst!“

„Wie, Madame?“ rief ich, etwas betreten, „sollte ich etwa gar die Ehre haben, mit Madame Tobelet selbst . . .?“

„Ich heiße Mrs. Morton,“ entgegnete sie würdig, indem sie die gelben Bänder unter ihrem Kinn fester knüpfte. „Die ungebildeten Leute hier allerdings . . . Da, lesen Sie.“

Sie deutete auf eine Tafel, welche die englische Inschrift trug: „Villa to be let“, d. h. „Villa zu vermieten.“ Ich lachte hell auf über das naive Seebolk mit seiner Villa Tobelet und Madame Tobelet. Das war wieder einmal so uritalienisch, daß es mir schon fast spanisch vorkam.

„Die Villa auf dem Hügel dort ist nämlich zu vermieten,“ fuhr Mrs. Morton fort. „Zweitausend Lire monatlich; halb geschenkt, mein Herr, nicht wahr? Nun

denn, Sie werden es mir nicht glauben, aber es ist die reine Wahrheit; es giebt Leute, welche diese Miete zu hoch finden.“

„Das hätte ich nicht gedacht!“ rief ich entrüstet. „Wenn ich so lange in Ballanza bliebe. . .“

Sie ergriff meine Hand mit einem gewissen Feuer und rief:

„Ach, mein Herr, bleiben Sie doch! Sie finden nirgends ein solches Paradies. Ballanza ist einzig. Stresa ist dagegen ein Fiebernest, in Intra herrschen die Blattern, auf Isola Bella der Typhus. Haben Sie noch nie vom Borromeischen Typhus gehört?“

„Nein, Madame, aber von der Pest, in Manzoni's „Verlobten“, wo der heilige Borromeo. . .“

„Richtig, ich meinte ja die Pest,“ fiel sie ein, „o, man kann sich da den Tod holen, wie gar nichts. Überhaupt . . . unter uns . . . Diese Borromeo sind das Unglück der ganzen Gegend. Sehen Sie nur da, gleich an unserem Strande, die Insel San Giovanni. . .“

„Mit dem stattlichen Kloster.“

„Voll Mäuse, sage ich Ihnen, ganz unbewohnbar.“

„Und dem herrlichen Cypressenhain.“

„Eine wahre Wildnis, voll Schlangen und Skorpionen.“

„Wahrhaftig?“

„Ja wohl, mein Herr. Nun denn; zehn Jahre lang habe ich den Grafen bestürmt, mir die Insel zu verpachten. Ich bot ihm ein Heidengeld dafür; 1500, ja später 1800

Vire jährlich. Ach, es war der Traum meines Lebens, dort eine Pension einzurichten. Denken Sie sich, ein Inselpart mit Schloß, fünfzig Schritt vom Festland. Auf der ganzen Welt findet sich nichts Ähnliches wieder. Aber der Mann wollte nicht. Er hat sie an den reichen Branca in Mailand verpachtet; Sie wissen ja . . . Liqueur Ferney-Branca, der in allen Zeitungen täglich annonciert ist, . . . ein abscheuliches Getränk, wahres Gift. Und dieser Mensch hat die Insel bekommen, und die schönste Pension Italiens ist dadurch nicht zu stande gekommen . . . Was hätte ich aus dieser Insel gemacht! Wissen Sie, in dieser Insel stecken Millionen. Nicht als ob ich teuer wäre. Beileibe; ich bin anerkannt als das wohlfeilste Haus der ganzen Westküste. Sehen Sie, dort im Chalet können Sie eine Stube haben, eine ganz reizende Stube, dicht unter dem Dach, . . . ein ausgezeichnetes Dach, durchaus Blech, . . . für fünf Francs täglich, mit voller Verpflegung. Ein Franc mehr, und ich stelle Ihnen sogar ein Fauteuil hinein, . . . ich würde sagen: ein Kanapee, aber dafür wäre wohl der Raum nicht groß genug, . . . ein Fauteuil also und ein Lavoir erster Klasse, mit Blumenrand, und alle vierzehn Tage Schuh-Reparatur, denn mein Gärtner ist Schuster, und nur ein kleines Trinkgeld, Sie wissen . . .“

Ihre Zunge war nicht zu bremsen. Glücklicherweise kam eben eine Magd die Treppe herauf, einen verdeckten Korb am Arme. Madame Tobelet eilte ihr entgegen, hob den Deckel, fuhr mit der Hand ein paarmal hinein und schien etwas unzufrieden.

„Das ist heut alles so schmutzig, kaum zu gebrauchen,“ hörte ich sie sagen.

Ich warf über ihre Schulter einen Blick in den Korb. Er enthielt lauter weiße, blaue und rote Papilloten für Kotelettes, alle gar wohlfriert, aber augenscheinlich nicht mehr ganz unberührt.

„Ach,“ wandte sie sich zu mir, „Sie glauben gar nicht, was das Publikum unappetitlich ist. Ich nehme den großen Hotels der Gegend jeden Tag die gestrigen Papilloten ab, die Köche bekommen etwas dafür, natürlich; die Dinger sind ja noch ganz gut zu verwenden, und ich erspare dadurch doch etwas Zeit und Geld. Manchen Tag aber, wie eben auch heute, sind sie fast nicht zu gebrauchen, alles voll Sauce und Purée, als hätte man sie nicht wohlherzogenen Leuten, sondern Zigeunern oder kleinen Kindern serviert.“

Ich machte große Augen über die sonderbare Wirtschaftspolitik der Villa Tobelet. Madame Tobelet bemerkte es und fügte erläuternd hinzu:

„Mein Gott, ich gebe ja auch Pension zu vier Francs den Tag, und diese Pensionäre bekommen ihre Kotelettes dennoch in Papilloten. Überhaupt kann man bei so bescheidenen Preisen nur bestehen, wenn man alles auszunutzen weiß. Ich habe da oben eine Ceder, echt Himalaya; auf Isola Bella giebt es kein solches Prachteremplar. Nun denn, ich habe jedes Jahr meine zwanzig Fräuleins aus England, Dilettantinnen von Talent, welche meine Ceder in Aquarell malen, ja sogar in Öl, und dafür einen Franc täglich bezahlen; ein menschliches Modell bekäme das Fünf-

fache. Wenn Sie bei mir Pension nehmen, können Sie im ganzen Garten Studien malen, für einen halben Franc täglich, und dürfen dazu die Gartenstühle nach Belieben verrücken.“

„Leider kann ich gar nicht malen,“ warf ich ein.

„Aber mein Gott,“ rief sie, „das lernt man ja so leicht; die Hauptsache dabei sind gute Motive, und die finden Sie bei mir, wie sonst nirgends. Widmen Sie sich doch dem Blumenstück. Ich habe massenhaft Blumen und sogar eine Miß im Hause, welche Sie darin unterrichten könnte. . . Miß Bird! bitte, kommen Sie auf einen Augenblick herunter!“ rief sie den Hügel hinauf, ohne mich erst viel zu fragen.

Miß Bird, welche diesem Rufe allsogleich folgte, war eine hohe, hagere Erscheinung mit wachsbleichem Antlitz, so daß ich bei ihrem Anblick unwillkürlich leise für mich die bekannte Zungenübung begann, rasch hintereinander die Worte „Wachsmaske, Meßwechsel“ zu sagen. Ich versprach mich jedoch oft, vermutlich aus Angst vor der gefährvollen Lehrerin, die mir zgedacht war.

Glücklicherweise wurde diese unterwegs von einer laut schwagenden Gruppe festgehalten, gerade über uns auf der oberen Terrasse. In dem Durcheinander von Stimmen unterschied ich nur die Worte: „Aber er hatte ja gar keine Zunge!“

„Wer hatte keine Zunge?“ fragte ich Madame Tobelet voll echten Mitgefühls für einen unbekanntem Unglücklichen.

„Ach, das ist dummes Zeug,“ rief sie gewissermaßen

verschämt, „Klatsch; Sie wissen ja. Übrigens kommt das drüben in den großen Hotels alle Tage vor. Da ist bei den Mes Britanniques eine junge Frau aus Berlin oder Wien, kurz von da oben her. Auf der Hochzeitsreise mit einem Gatten, der ihr nicht gefällt, wenigstens nicht so gut wie der Signor Fuoco, der junge Maler aus Mailand. Nun denn, gestern flüstert sie ihm zu, sie werde ein Briefchen für ihn an sicherer Stelle niederlegen; auf Isola Bella, im Parke, am Fuße der Treppe mit den Delphinen, und zwar unter der Zunge des Delphins rechter Hand . . . Ich sage Ihnen, diese großen Hotels sind ein Pfuhl der Verworfenheit. Aber die Vorsehung wollte es nicht. Als nämlich Signor Fuoco heute klopfenden Herzens um sein Briefchen fuhr, mußte er die bittere Erfahrung machen, daß jener Delphin gar keine Zunge im Maule hat. So wurde das Stelldichein vereitelt. Natürlich wird darüber jetzt viel geklatscht, aber man hat ja im Grunde recht. Sehen Sie, in meinem Hause kann Ihnen so etwas gar nicht zustoßen, hier sind Sie ganz sicher, denn ich nehme nur anständige Leute auf.“

Ich hörte ihr etwas ungeduldig zu, denn jene Miß Damokles hing drohend über meinem Haupte und konnte jeden Augenblick niedergehen. Am liebsten wäre ich weit davon gewesen, etwa in Locarno, oder Luino. Auch hörte ich nur mit halbem Ohre, wie sie mir die Annehmlichkeiten eines Dachpavillons rühmte, von dem man die Aussicht nach fünf Seiten habe, während die meisten ähnlichen Mansarden sie nur nach höchstens vier Seiten zu gewähren pflegten.

Nur auf Flucht sann ich. Da dampfte eben draußen der „San Bernardino“ vorbei, dem Landungsplatze zu; es kann aber auch der „San Gottardo“ gewesen sein. Der weiße Wimpel flatterte so lustig, mit den roten Buchstaben J N L M, die jeder Reisende anders deutet, der eine: „Ich nehme Leute mit“, der andere: „Jeder Narr läuft mit“ u. s. f. Mir bedeuteten die vier Buchstaben diesmal: „Jetzt nicht lange monologisiert!“ Ich sagte also ganz plötzlich:

„Sie entschuldigen, Madame, ich muß nur an die Landungsbrücke hinuntereilen, denn ich erwarte einen Freund. Sehen Sie, eben winkt er mit dem Taschentuch.“

„Aber das ist ja ein Matrose,“ rief Madame Tobelet, der mit einer blauen Flagge Signale giebt.“

„Nein, nein, Madame,“ sagte ich, „es ist ein Taschentuch; mein Freund benützt immer blaue Taschentücher. Auf Wiedersehen, Madame Tobelet!“

Und schon war ich die Treppe hinunter und auf dem Wege nach dem Hafen. Ich konnte nur noch einen hellen, schneidenden Laut hören; Miß Damokles war jetzt auf die Stelle niedergeplakt, wo ich eine Sekunde vorher gestanden.



Shylocks Grab.

Eine Allerseelen-Skizze.

Allerseelen in Venedig. Es war ein Tag, ungefähr wie bei uns um Pfingsten, wenn es etwas früh im Jahre fällt. Die Wasserfläche zwischen Piazzetta und Dogana war so dunkelblau, wie ein Marktplatz, der nicht mit Trachytwürfeln, sondern mit Saphirsteinen gepflastert ist. Und der Himmel wäre vermutlich ganz himmelblau gewesen, hätte ihn nicht die Sonne fortwährend mit einem hellgelben Sonnenschein überspült. Wir setzten eben einen Fuß in die Gondel, als wollten wir, wie alle Leute, nach der Friedhofsinselfahren, da jagte Frau Margarete hinter dem vergoldeten Fächerrand, mit dem sie offenbar ein leichtes Gähnen verdeckte:

„Werden Sie uns nun endlich verraten, wohin Sie uns zu führen gedenken, um den ewigen gefärbten Strohblumen und Drahtkränzen mit schwarzen Perlen zu entgehen?“

„Nach dem Lido,“ sagte ich laut genug, daß es auch für die Ruderer gelten konnte. Mit leichtem Schwung schoß

die Gondel aus dem Gedränge ihrer angehängten Schwestern ins Dunkelblaue hinaus.

Meine Reisegefährten schrien auf vor Entrüstung: „Was? Nach dem Lido? Am zweiten November, wo keine Sterbensseele dort zu sehen ist?“

„Sie irren, Hochverehrte,“ entgegnete ich, „es giebt auf dem Lido eine ganze Menge Sterbensseelen und darunter sogar eine weltberühmte.“ Und da sie so ungläubige Gesichter machten, wie der heilige Thomas von Cima in der Akademie, der den Finger in des Heilands Wunde legt, so zog ich ein rötliches Büchlein aus der Tasche, das ich soeben um den Preis einer schlechten Cigarre gekauft hatte, und sagte: „Universal-Bibliothek Nr. 35.“

Frau Margarete säumte keinen Augenblick, mir das Buch wegzuhacken, warf einen Blick darauf und rief enttäuscht: „Der Kaufmann von Venedig! Sie wollen uns doch nicht auf Signor Antonios Grab führen?“

„Keineswegs, meine Gnädige,“ sagte ich, „es wäre gar nicht galant, Sie auf das Grab eines so langweiligen Herrn zu führen; übrigens hat Shakespeare in gewohnter Oberflächlichkeit nur den Taufnamen dieses Handelsherrn angegeben, in Venedig aber sind schon so viele Antonios gestorben, daß es schwierig sein dürfte, den rechten ausfindig zu machen.“

Wir hatten mittlerweile am Lido angelegt, wo die ödste Öde herrschte. Die vapori dampften, die tramvai rollten nicht mehr. Wir waren allein. Zum Entsetzen der Gesellschaft ging ich nicht die lange Allee hinan zum Adriati-

ſchen Meere, ſondern wandte mich ſofort links und ſchritt dem Lagunenrand entlang.

„Aber dort geht ja kein Menſch!“ riefen die Gefährten.

„Eben darum!“ rief ich und ſchwang das rötliche Büchlein bedeutſam in der Luft. Daraufhin mußten ſie mir freilich folgen.

Nach ſechzig Schritten wurde der Quai zum ſchmalen Fußpfad, an Gartenmauern hin, mit Stegen über Gräben hinweg, ſo daß die Leute wieder zu proteſtieren begannen. „Aber wo führen Sie uns hin? Da iſt ja nichts!“ Da ſchwang ich abermals das rötliche Büchlein, und ſie ſchwiegen wieder und folgten gutwillig. In zehn Minuten hatten wir ein ziegelrotes Mauerviereck erreicht, das nichts als eine leere Grasfläche umſchloß. Abermals wurden die Mienen entrüſtet und ließen ſich nur durch Reclam Nr. 35 wieder beſänftigen, ich ſah aber deutlich, daß nun doch ſchon etwas kommen müſſe, da dieſer papierne Zauber durch wiederholte Anwendung an Kraft zu verlieren begann.

Glücklicherweise waren wir am Ziele. Neben dem leeren Mauerviereck erblickten wir ein weit größeres Viereck, nur mit einer dürren Hecke umzäunt. Darin Reihen alter Grabſteine im Graſe liegend, nur wenige aufrecht, in der Mitte etliche magere Cypreſſen und zwiſchen ihnen einen hohen weißen Obeliſk mit einer hebräiſchen Inſchrift und weiter unten mit einer italieniſchen: „Antico cimitero degli Israeliti dell' anno 1387“. In den Sockel des Obeliſken ein paar krauſe, alte Steinwappen eingefügt, andere gemeißelte Wappen an einigen Grabſteinen. Der alte Juden-

kirchhof von Benedig, in dem seit einem halben Jahrtausend niemand mehr begraben worden.

Die Gegend ist einsam. Nebenan steht die neue Schießstätte, über die, aus halbentlaubten Bäumen emporstachend, der durchbrochene weiße Glockenturm der Lido-Bitabelle herüberschaut. Als Hintergrund dient die lange, weiße Mauer des wohlgepflegten neuen Jüdenkirchhofs. Vor der Schießstätte stand ein Gerüst mit einem Arbeiter, der gerade ein mannsgroßes vergoldetes „Z“ an die Mauer nagelte; die Buchstaben „tiro al segno na“ waren schon fest und, wie wir scharfsinnig mutmaßten, konnten nach dem „Z“ nur noch die Buchstaben „ionale“ folgen. Ich würde diese ohne Zweifel glücklich gelöste Kombinationsaufgabe hier nicht erwähnen, wenn sie nicht geeignet wäre, den Leser mit Vertrauen in weitere, viel wichtigere Kombinationen zu erfüllen, welche alsbald folgen sollten.

Der Mann auf dem Gerüst war so liebenswürdig, sein „Z“ wieder hinzustellen und uns die Person zu holen, welche den Schlüssel zum Gitterthor verwahrte. Einstweilen studierten die Herren eine schwarze amtliche Tafel an der Ecke, welche nicht nur jede Beschädigung „dieses alten Friedhofes“, sondern auch das Manövrieren der Soldaten auf demselben verbietet.

„Dies geschieht nur aus Rücksicht auf Shylock,“ sagte ich, „denn dieser mochte keinen kriegerischen Lärm;“ schärfte er doch Jessica eigens ein: „Und wenn du Trommeln hörst und das Gequäk der quergehalften Pfeifen, steck nicht den Kopf hinaus in offene Straße.“

„Shylock?!“ riefen meine sämtlichen Begleiter einstimmig.

„Gewiß,“ sagte ich, „und Sie, verehrtester Doktor, wollte ich bitten, den Türkis da an Ihrem Finger umzudrehen; der alte Shylock möchte ihn sonst erblicken und für denselben halten, den er einst von seiner Lea bekam, als er noch Junggeselle war, und den er nicht hergegeben hätte für einen Wald von Affen.“

„Lächerlich!“ rief Doktor R. recht unwirsch, aber ich merkte es wohl, daß er hinter seinem Rücken den Ring, zögernd, dennoch umdrehete.

Die Stimmung des einsamen Ortes begann also zu wirken. Ich suchte sie durch wichtige Erinnerungen noch entsprechend zu steigern, indem ich Goethes Schatten heraufbeschwor:

„Vor hundert Jahren stand an dieser Stelle Faust Goethe und hatte vermutlich keinen so schönen Nachmittag, wie wir, sonst hätte er diese begrabenen Juden in seiner „Italienischen Reise“ nicht mit einem einzigen Worte abgethan, sondern auch etwas von dem glatten, weißen Quecksilberspiegel erwähnt, den die Lagune jetzt zeigt, und von den Sonnenflammen, in denen sogleich ganz Venedig mit seinen Kuppeln und Thürmen zerschmelzen wird. Aber er kam wieder im Jahre 1790 und machte hier im Spazierengehen eine große anatomische Entdeckung, nämlich daß der Schädel aus Wirbelknochen bestehe. „Als ich aus dem Sande des dünenhaften Judenkirchhofs von Venedig einen zerschlagenen Schöpfenopf aufhob,“ das sind seine eigenen

Worte. Ich habe seinerzeit lange genug in den sämtlichen Werken herumgesehen, bis ich diese Stelle finden konnte. Denken Sie sich, sie steht versteckt in einem Aufsatz aus dem Jahre 1823, der den Titel führt: „Bedeutende Förderniß durch ein einziges geistreiches Wort.“ Dabei fällt mir immer der gute Professor Tomaschek an der Wiener Universität ein, der sich in seinen Vorträgen an dieser Stelle regelmäßig verredete und sagte: „Goethe fand im Jahre 1790 auf dem alten Judentirchhof in Venedig einen zerschlagenen Schöpfenschlegel, der ihm die Idee so und so eingab.“

Die Herrschaften lachten, und nun hatte ich die Stimmung wieder verdorben, so sehr, daß Signora Margherita sich bis zu dem Mutwillen verstieg, ob nicht Goethe Shylocks Schädel gefunden und für etwas anderes gehalten haben könnte. Da fuhr aber ihr Gatte dazwischen:

„Sie glauben doch nicht etwa gar, daß Shylock auf diesem Friedhofe begraben liegt?“

„Gewiß glaube ich das,“ entgegnete ich; „wo sollte er sonst liegen? Das heißt, er könnte auch stehend begraben sein, wie mancher guter Krieger in der Vorzeit, . . . stehend „auf seinem Schein“, bis zur Auferstehung. Auf alle Fälle ist es der Mühe wert, hier nach seiner Grabstätte zu suchen, denn niemand hat das noch gethan, und die Sache ist von äußerster Pikanterie für die Shakespearforschung. Ich bin überzeugt, daß es uns, den Text vor Augen, nicht an Anhaltspunkten fehlen kann.“

In diesem Augenblick erschien der Schlüsselbewahrer, und wir überschritten die ehrwürdige Schwelle in begreif-

licher Spannung. Das erste Grab, dem wir uns näherten, verdankte diesen Vorzug einer ganz jungen Pappel, welche ihm wild entwachsen war. Sie hatte noch etliche dürre, goldgelbe Blätter, mit denen sie klapperte, wie Shylock mit seinen berühmten Dukaten. „Ein Dukatenbaum,“ rief Doktor K., „da oder nirgends muß er liegen.“ Diese gelehrte Hypothese schien uns nicht ganz ohne, wir nahmen sie also einstweilen in Vormerkung, für den Fall, daß sich nichts noch Wahrscheinlicheres ergeben sollte. Da gewahrten wir jedoch eine Kaze, welche auf einem sonnengewärmten Grabstein saß und sich beschaulich putzte. Dies erregte die Aufmerksamkeit von Frau Margaretens Gatten, der soeben in dem rötlichen Büchlein geblättert hatte und auf die Stelle gestoßen war, wo Shylock die Kaze „ein harmlos nützlich Tier“ nennt. Die Stelle ist allerdings auffallend, denn Shylock sagt sonst von Mensch und Tier nur Schlechtes, die Kazen sind ihm also für das Kompliment den größten Dank schuldig, und es wäre schon möglich, daß sich unter ihnen die Überlieferung von Shylocks Begräbnisplatz erhalten hätte, nebst der Sitte, dieselbe am Allerseelentage zu besuchen. So wurde denn auch diese Hypothese in Vormerkung genommen, obgleich Doktor K. sie für gar zu kühn erklärte und seine Polemik im Weiterschreiten so eifrig betrieb, daß er darob sogar einen Grabstein übersah und auf ihn niederstolperte. Dieser Unglücksfall führte mich auf eine dritte Vermutung. Klagt nicht Shylock: „Kein Unglück thut sich auf, als was mir fällt auf den Hals?“ Gewiß, so klagt er; da stand es Schwarz auf Weiß. Und

das einzige Unglück, das unsere Expedition betraf, ereignete sich gerade an diesem Steine. Wenn Shylock mit seinem „fein“ nicht etwa übertreibend generalisiert hatte, so lag er unter diesem Steine. Diese Kombination machte auf die Mitglieder der Expedition einen tiefen Eindruck, was mir nicht wenig schmeichelte. Was waren in der That die beiden ersten Hypothesen gegen die meine, die weder Botanik noch Zoologie zu Hilfe rief, sondern ihre Wahrscheinlichkeit ganz an sich selbst hatte? Aber auch hier sollte das Gute alsbald durch Besseres verdrängt werden, denn der Schlüsselwart, der es für seine Pflicht hielt, uns die besterhaltenen Wappen zu zeigen, führte uns zu einem Stein, auf dem in sauberer Umschnörkelung eine fein gemeißelte Wage zu sehen war. Ich schlug mich vor die Stirn und begann hastig im rötlichen Quellenwerk zu blättern. Richtig, da stand es zu lesen:

„Porzia: Ist eine Wage da, das Fleisch zu wägen?
Shylock: Ja, ich hab' sie bei der Hand.“

Herr des Himmels! Da stand ja Shylocks Wage, unverkennbar, durch fünfhundert Jahre nicht verwischt. Ich sprang auf den Stein, schlug den vierten Akt auf, warf mich in Bogumil Dawisons Brust und las allsogleich die ganze Gerichtsscene vor, von „Porzia tritt auf, wie ein Rechtsgelehrter gekleidet“ angefangen. Aber ich kam nur bis zur Stelle:

„. . . ja, wenn sich die Wagschal'
Nur um die Breite eines Haars neigt,
So stirbst du und dein Gut verfällt dem Staat.“

Diese Stelle enthält nämlich, wie jeder geübte Textkritiker zugeben wird, die Probe der Rechnung, nämlich das Mittel, die Identität jener Wage nachzuweisen. Sofort kniete die ganze Gesellschaft um den Stein nieder und begann die genauesten Vermessungen, um vielleicht eine solche Neigung der Wagschale nachzuweisen; aber vergebens, der Wagebalken lag so wagerecht, und das Zünglein stand so senkrecht, daß wir gar nicht mehr zweifeln konnten. Alle früheren Hypothesen fielen in ihrem hohlen Nichts zusammen, einstimmig erklärten wir Shylocks Grab für gefunden und beschlossen, diese Entdeckung noch an demselben Tage telegraphisch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft mitzuteilen.

Um die Stelle selbst für alle Zeiten kenntlich zu machen, schlugen wir zu Häupten des Steines eine Stange ein, mit einem Brettchen, darauf wir durch den Mann mit dem „Z“ die Worte malen ließen: „Sepolcro di Shylock“. Den Pförtner, der dies als „Beschädigung“ des Friedhofes ansah und verbieten wollte, brachten wir zur Ruhe, indem wir ihm auf Grundlage dieser Inschrift die großartigsten Trinkgeld-Einnahmen in Aussicht stellten. Es war eine erhebende Feier. Das Antlitz der Natur schimmerte vor Freude, und mehrere Barken mit goldbraunen Segeln schwebten draußen am Gitterthor vorbei, lustig wie Antonios heimkehrende Gallionen im fünften Akt; sie eilten offenbar, die Kunde unserer Entdeckung nach dem Rialto zu bringen.

In sehr gehobener Stimmung schlugen wir den Rückweg ein. Da trat unversehens eine Katastrophe ein, wie sie ja schon oft den Fortschritt der Wissenschaften gehemmt

hat. Doktor K., der im rötlichen Büchlein noch um ein paar Seiten weitergeblättert hatte, rief plötzlich: „Halt, wir haben uns geirrt!“ Unsere Bestürzung war groß und sie verwandelte sich in die tiefste Niedererschlagenheit, als Doktor K. fortfuhr:

„Hören Sie doch das Ende der Gerichtsscene! Shylock wird ja schließlich auf Antonios Fürbitte begnadigt, unter zwei Bedingungen, deren erste ist, daß er gleich für diese Gunst das Christentum bekenne.“

Ich blickte zum Himmel empor und dachte mir: Wie ist es möglich, daß aus dieser Klarheit ein solcher Donner-
schlag niedergehe? Aber diese meteorologische Frage änderte nichts an der Sachlage. Als wir uns einigermaßen gefaßt hatten, gaben wir einstimmig zu, daß Shylock, da er vor seinem Tode Christ geworden, unmöglich auf diesem jüdischen Friedhof begraben sein könne. Wir gingen also tief gebeugt zurück und beseitigten ganz still die Gedenktafel, deren Schrift noch gar nicht getrocknet war. Wir hätten es nicht übers Herz gebracht, sie stehen zu lassen, um andere Besucher irre zu führen.

Unsere Einfahrt nach Venedig drohte nun weit trüb-
seliger zu werden, als unsere Ausfahrt gewesen. Aber Frau Margaretens glückliche Blutmischung kam uns zu statten. Sie fand den Zeitpunkt, da ihr Gatte so arg niedergedrückt erschien, günstig, um eine offenbar längst zwischen ihnen schwebende Angelegenheit wieder aufzunehmen. Es handelte sich um ein Anlehen, zu allerlei weiblichen Zwecken, und die schlaue Dame forderte, der Shylock-Stimmung entsprechend,

nicht weniger als dreitausend Dukaten, auf drei Monate, eventuell gegen „ein halbes Kilo Fleisch, zunächst dem Herzen“. So sehr vernichtet war aber der Gatte denn doch nicht, daß er sich gegen diese Zumutung nicht gesträubt hätte. Die Verhandlungen zogen sich über die ganze Rückfahrt hin und wurden beiderseits mit schöner Zähigkeit geführt. Schließlich siegte doch Frau Margarete, nur daß sie sich zu einem ganz kleinen Zugeständnisse bequeme. Der Gatte gab nämlich die von ihr aufgestellten Ziffern zu, wogegen sie einräumte, daß dieselben anders gruppiert wurden, und es sich um drei Dukaten, auf dreitausend Monate, handelte. Dieses setzte sie glücklich durch, und so hatte unsere Expedition doch noch einen Erfolg aufzuweisen.



Ein Tag in Capua.

Noch ein Reisebild in Wasserfarben.

In Neapel herrschte schon seit mehreren Novembertagen eine wahre Augusthitze. Eine unwiderstehliche Lust, durchzugehen, hatte sich meiner bemächtigt, und ich durchforschte gierig die Karte, um irgendwo in der Nähe ein möglicherweise kühles Plätzchen zu finden. Plötzlich stieß ich auf Capua. Capua, sagte ich mir, der weltberühmte Sitz des Wohllebens, die hohe Schule der Verweichlichung, die Hauptstadt von Schlaraffenland, welche von lauter Gourmands bewohnt ist und gewiß noch große Mengen von Comfort nach England ausführen könnte, — Capua ist mein Fall! Dort ist jede Annehmlichkeit zu haben, also auch köstliche Kühlung!

Und ich löste ein Billet nach Capua und hatte richtig das Richtige getroffen.

Als ich aus dem Bahnhofe trat, goß es in Strömen. Mein Regenschirm erwies sich zwar als nutzlos, denn ich hatte ihn in Neapel vergessen, aber glücklicherweise war ein ungedecktes Wägelchen vorhanden, das mich für eine Lira

in zwei Minuten nach der „Posta“ brachte. Die Zahl der trockenen Fäden, die ich am Leibe gehabt, hatte sich in so kurzer Zeit und für so billigen Preis bedeutend verringert. Erfreut trat ich in die Einfahrt des Hauses, wo es prächtig zog, denn nichts trocknet nasse Kleider rascher, als starker Luftzug. In der That nieste ich sofort dreimal, was schon bei den alten Römern als gute Vorbedeutung galt. Als stünde auf einer Tafel geschrieben: „Man niest dem Stubenmädchen einmal, dem Zimmerkellner zweimal, dem Lohn-diener dreimal“, erschien hierauf die letztgenannte Persönlichkeit und begrüßte mich mit den höflichen Worten: „O rabbia (o Wut), wie naß Sie sind; bemühen Sie sich doch an den Kamin.“ Ich trat also in die Wirtsstube und setzte mich an den Kamin, in dem allerdings kein Feuer brannte. „Es wird regelmäßig um fünf Uhr nachmittags angezündet,“ erläuterte der Hausmann; einstweilen schlug es eben zehn Minuten vor elf Uhr vormittags, die nahe Turmuhr hatte nämlich die Gewohnheit, immer um zehn Minuten zu früh zu schlagen.

Die Wirtsstube war ein großer Raum, mit mehr als moderner Bequemlichkeit und Pracht ausgestattet. Alle Fliegen des glücklichen Campanien hatten nicht vermocht, das Gold der Spiegelrahmen ganz zu schwärzen, ein echter Tüllüberzug barg den Kronleuchter, der noch immer mehrere Arme aufwies, und die großen Bildnisse Viktor Emanuels und Garibaldis, welche die berühmte Plünderung durch Hannibal übrig gelassen, hingen imposant über einer antiken Petroleumlampe, welche den zart bestaubten Kaminsims schmückte.

An den meisten Fenstern hingen Vorhänge, die ich aus Unkundigkeit für zerschossene Kriegsfahnen aus Murats Zeit hielt. Das Grün des Billards hatte den schönen, herbſtlichen Ton der Jahreszeit angenommen und ebenso das Weiß des gedeckten Speisetisches; denn ein harmonisches Colorit war einheitlich über alles ausgegossen und verdichtete sich nur ſtellenweiſe zu dunkleren Flecken. Und große hiſtoriſche Erinnerungen wurden um mich her lebendig; ſogar der Lohmlakai hieß Manfredo, wie jener unglückliche Hohenſtaufe, und hörbar ſtrich der Atem der Geſchichte durch alle Fenster, die augenſcheinlich nur zu dieſem Zwecke ſchlecht ſchloſſen.

So ſaß ich in einem mit Holz gepolſterten Lehnſtuhl behaglich am Feuer, das ſchon ſechs Stunden ſpäter angeſteckt werden ſollte, und hielt Zwiesprache mit Manfredo, dem Hohenſtaufen. Daß ich die Merkwürdigkeiten der Stadt beſehen wollte, ſchien ihn zu verſtimmen, aber er wurde wieder heiter, als ich meine Geneigtheit bekannte, mir dazu einen Regenschirm auszuborgen. Seine Schweſter Incoronata beſaß einen ſolchen Luxusartikel, und er wollte ihn ſofort durch den kleinen Pandolfino holen laſſen. Schweſter Incoronata wohnte natürlich ſo weit, daß ich gezwungen war, erſt eine Mahlzeit im Hauſe einzunehmen; ich fand dieſe Art, den Fremdling indirekt zum Speiſen einzuladen, ungemein ſinnig. Auch war das Eſſen vorzüglich, denn noch lebten in der „Poſta“ die alten Überlieferungen der Küche von Capua. Zuerſt erſchien ein Kalbsbraten, vitello genannt, offenbar nach dem Kaiſer Vitellius. Er war hoch

und dick mit blutroter Tomatensauce übergossen, so daß die Schüssel rauchend heiß auf den Tisch kam. Der vitello selbst war natürlich kalt und hart und hatte etwas entschieden Vorgestriges, was die Feinschmecker besonders zu schätzen wissen. Dazu ward mir ein roter Vesuvio kredenzt, so dunkel, daß er, unter den Tisch gehalten, ganz schwarz aussah, wogegen er selbst im hellsten Lichte einen angenehmen Essigstich bewahrte. Seine laue Temperatur ließ noch deutlich erkennen, daß er auf heißem Lavaboden gewachsen war. Als zweiter Gang erschien eine große Schüssel Maccaroni, mit Tomatensauce und Cicillo. Cicillo war aber nicht etwa eine Beilage, sondern das anderthalbjährige Söhnchen des Hauses. Cicillo liebte Maccaroni über die Maßen und folgte dieser Speise, so oft sie auch serviert werden mochte, unaufhaltsam bis an den Tisch des Gastes, bis auf den Stuhl neben diesem, ja bis auf die Tischplatte selbst. Cicillo war übrigens ein hübscher, feister Junge mit roten Backen, denn sie waren stets mit Tomatensauce geschminkt, und ich sah es daher gern, daß er den Tisch erkletterte und auf allen Vieren bis an den Rand der dampfenden Schüssel vordrang. Unverweilt fuhr er mit der Hand in die siedendheißen Maccaroni, heulte vor Schmerz laut auf, ließ aber die köstlichen Nudeln doch nicht fahren, sondern verschlang sie schmackend. Starr vor Bewunderung sah ich dem kleinen Helden zu. Was war Mucius Scävola im Vergleich mit ihm? Mucius Scävola fuhr mit der Hand nur in glühende Kohlen, nicht aber in brennheiße Maccaroni, und er zog dann die Hand zurück, ohne die

Kohlen zu verschlingen, und er steckte sie auch kein zweitesmal ins Becken. Cicillo aber fuhr auch ein zweites, drittes und zehntesmal mit der Hand in die dampfende Schüssel, jedesmal brüllte er vor Schmerz auf, aber jedesmal verschlang er trotzdem schmazend die Handvoll, die er gefaßt hatte, und griff gleich wieder unentwegt ins rotflüssige Feuer.

Während ich so den antiken Heroismus überbieten sah und nur bedauerte, daß der Geschichtschreiber Livius nicht dabei war, hörte ich draußen Pandolfinos Stimme, der den Regenschirm brachte. Um so mehr erstaunte ich, daß Manfredo mir melden kam, Schwester Incoronata wäre nicht daheim gewesen, würde jedoch den Schirm schicken, sobald sie heim käme. Einstweilen, fügte er hinzu, könnte ich gemächlich weiter essen und trinken. Es kam ihm offenbar darauf an, mir noch einige Schüsseln voll Tomatensauce zu verkaufen. Erst zwischen Käse und Birne (letztere war eine Pomeranze) verriet er mir, daß der Regenschirm eingetroffen sei. Und ein prachtvoller Schirm war es, ganz aus blauem Baumwollstoff, undurchlöchert wie die Möglichkeit, ein wahrer „baldacchino“ für einen „arcivescovo“ (sagte Manfredo). Übrigens sei ja der Wagen schon bereit, die „carrozza“. — Welcher Wagen? welche carrozza? — Um nach Santa Maria zu fahren, nach dem antiken Capua, zum Amphitheater und zum Casino und zum Cirkus und zum anderen Cirkus und . . . kurz, zum alten Capua, wo noch die ganze spurlose Verwüstung zu sehen, . . . übrigens stehe der Wagen schon auf der Rechnung. Cicillos Mutter kam jetzt auch dazu, eine freundliche, wohlbeleibte Frau, die sich

zwar noch nicht frisiert hatte, dafür aber im ausgesprochensten *Négligé* prangte. Auch sie behauptete, das alte Capua, das „ganz, ganz, ganz alte“ liege gar nicht in Capua, sondern in Santa Maria, eine halbe Stunde weit, und es sei geraten, dieses vorher anzusehen, da jetzt das Wetter noch schön (!) sei, später aber „brutto, brutto, brutto“ werden könnte.

Und so bestieg ich den Wagen, Manfredo ergriff die Zügel, knallte mir mit der Peitsche um die Ohren, und hinaus fuhren wir in den senkrechten Regen. Es war ein eleganter Wagen, nicht mehr ganz antik, aber doch von einem gewissen triumphalen Anstrich, so daß ihm die Hunde mit sichtlichem Vergnügen nachbellten. Daß er nicht gedeckt war, traf sich sehr glücklich, sonst hätte ich den Schirm der *Incoronata* nicht aufspannen können. Auch war er eng genug, um mir das stets lästige Ausstrecken der Beine nicht zu gestatten, und stieß im übrigen nicht allzu wenig. Ich zog die blaue Kuppel der *Incoronata* tief auf meine Schulter nieder, während sich Manfredo in eine Pferdedecke hüllte. Im Vorbeifahren nannte er treulich die Bauten, die ich nicht sah. Auf der *Piazza dei Giudici* rief er: „Vrr“! . . . ich glaubte, vor Kälte, aber es war nur das Zeichen für die *Quadriga*, d. h. für unser einziges Pferdchen, Halt zu machen, damit ich mich auf diesem Hauptplatze umsehen könne. Ich sah mich also um, aber nur innerhalb der baumwollenen Kuppel, deren Raum mir nachgerade etwas bekannt vorkam. Ein hohles Rumpeln verriet mir einmal, daß wir über eine Brücke fuhren, über die Römerbrücke des

berühmten Volturmo. Dann pfiß neben uns die Eisenbahn, die mich in ein paar Sekunden nach Santa Maria gebracht hätte; allerdings nicht für fünf Lire, und die sind doch die Hauptsache. Und dann wurde ja die Fahrt jetzt ganz angenehm; denn der Schirm der Schwester begann nach und nach zu schwitzen und ließ eine Reihe schwerer, höchst erfrischender Tropfen auf mein linkes Knie fallen, das diese Art von Douchen besonders liebt. „Nur keine Rührung!“ sagte ich mir und rührte mich nicht, um nicht auch an anderen Stellen naß zu werden. Manfredo dagegen rief wiederholt: „O rabbia!“ denn im Freien wehte ein kräftiger Wind und gab dem Regen eine diagonale Richtung, die der Fachkundige ganz besonders schätzt.

Ein neues Gerumpel verkündete endlich die Ankunft im Hofe des Albergo di Roma, wo schon König Pyrrhus von Epirus abgestiegen war. Ich schloß den schvesterlichen Schirm und stieg hinab auf den geweihten Boden des alten, antiken, klassischen Capua. Ah freilich, da sah es noch weit capuanischer aus als in Capua. Alles verkündete hier den zielbewußten Lebensgenuß. Der Knecht fetzte eben die Einfahrt, mit einer Langsamkeit, als wolle er sich jeden Besenstrich so recht zu Gemüte führen. Die Wirtin schüttelte ihren Ringen an den Ohren, oder vielmehr der Range ließ sich von ihr schütteln, weil ihm dies augenscheinlich wohl that. In der Küche wurde gekocht, gebraten und gebacken, und zwar alles im duftigsten Öl; mir fiel dabei der Vers ein: „Immer dreht sich am Herde der Spieß.“ Wie unrichtig! Es sollte doch heißen: „Immer dreht sich

am Spieße die Herde.“ Und im Speisesaal saßen schon einige lucullische Gestalten und schmauseten, . . . Schüsseln mit Tomatensauce, natürlich, aber mit einer noch viel röteren, dickeren und heißeren, als in Neu-Capua. Und überall lagen Kohlstrünke herum und Salatblätter, zum Beweis, daß nicht einmal Hände genug vorhanden waren, um die Abfälle der endlosen Schmausereien wegzufehren. Die Wirtin kam nun heran — sie hatte das Ohr ihres Ranges in der Hand behalten, um ihn später weiterzuschütteln — und lud mich zum Speisen ein. Der Wirt unterstützte sie energisch, und als ich vorgab, ich hätte soeben gespeist, eilten ihnen noch einige handfeste Hausleute zu Hilfe. Die Übermacht wurde so groß, daß ich diesem Ansturm von Gastfreundschaft nicht zu widerstehen vermochte. „Gut,“ sagte ich, „doch gestatten Sie mir erst, die Ruinen zu besichtigen.“ — „Gewährt!“ riefen die Hausleute, „Manfredo wird Sie hin- und zurückbringen.“ — „Und dann,“ fuhr ich fort, „stelle ich die Bedingung, daß ich kein vitello, keine Tomatensauce und keine Maccaroni zu essen brauche.“ — Bestürzt sahen sie mich an. „Signore scherzen,“ sagte der Wirt, gezwungen lachend, „ohne vitello, Tomaten und Maccaroni giebt es ja kein Diner.“ — „Unmöglich!“ rief die Wirtin, „ohne Maccaroni! ohne Tomaten! ohne vitello!“ Und nach jedem ihrer Ausrufungszeichen rief der ganze Chorus: „Oh! oh! oh!“ Glücklicherweise fiel der Wirtin noch zu rechter Zeit ein, daß sie ja noch etwas im Hause habe. „Signore!“ rief sie, „ich vergesse ganz, wir haben ja heute auch scojattoli! Wünschen Sie gebratene scojattoli?“ —

„Richtig, scojattoli sind auch da!“ rief der Chorus. — „Gut,“ sagte ich, um nur fortzukommen, „ich werde scojattoli essen.“ — „Ah, scojattoli!“ sagte Manfredo und leckte sich die Lippen.

Ich fuhr dann fort und durchkletterte im Gußregen die Ruinen, besah das Museum, dachte an Hannibal und an Anteportas, geriet mit dem Fuße in etliche Wasserlöcher, wobei Manfredo jedesmal „O rabbia!“ fluchte, und kehrte schließlich windelweich nach dem Albergo zurück. Dort hatte man mir unterdes einen Tisch gedeckt, der gar nicht runder sein konnte, und darauf fand ich die Schätze beider Indien ausgebreitet, z. B. Pfeffer u. dgl. Und dann kam eine antike, gut restaurierte Schüssel mit zwei frisch am Spieße gebratenen scojattoli. Sie waren bereits zerlegt, und ich bediente mich herzhaft, schon aus politischer Gegnerschaft gegen den Kaiser Vitellius und socialistischer Auflehnung gegen die Überbürdung des Volkes mit Maccaroni und Tomatensauce. Ganz gut schmeckte das Ding, besonders die Bruststücke und Keulen. Erst als ich ziemlich satt war, fielen mir gewisse merkwürdige Krallen auf, die man an einem der Füße vergessen hatte. Eben kam der Wirt herein, um zu fragen, ob ich vielleicht noch zwei scojattoli wünschte, sie wären jaft fertig geworden.

— „Scojattoli?“ rief ich, „was heißt denn das eigentlich?“ — „Oh, scojattoli,“ entgegnete er, „sollten Sie die scojattoli nicht kennen? Das sind solche . . . solche Tierchen, die im Wald auf den Bäumen umherspringen und dazu Nüsse essen.“ — „Was?“ rief ich sehr gedehnt, „sollten

das . . .“ — „Jawohl,“ sagte er, „ich werde Ihnen gleich das Fell zeigen.“ Und eilte hinaus und brachte alsbald das rote, struppige Fell eines Eichhörnchens herein. Ich blieb starr und traute meinen Augen nicht. Heiliger Apicius, also das wird in Capua auch gegessen? Er war so erstaunt über mein Erstaunen, daß seine Frau mit Gefolge herzukam, um ihm staunen zu helfen. Das waren ja doch nur scojattoli. Die lieben kleinen Tierchen, die so lustig von Zweig zu Zweig springen und husch! husch! über den Waldboden laufen, . . . warum sollte ein cristiano die nicht essen? Alles, was springt, sei gut zum Essen, auch der Frosch, und der Ziegenbock, und die Heuschrecken, habe doch Johannes der Täufer in der Wüste Heuschrecken gegessen, . . . warum sollte man also gerade keine scojattoli essen?

Das leuchtete mir allerdings ein, doch hatte ich dabei eine eigentümliche Empfindung im Magen; mir war, als hüpfen dort zwei „Eichkazel“ wie in einem Käfig umher und knackten in einem fort Nüsse, deren Schalen mir die Magenwand zerkrakten. Immer stärker wurde das Hüpfen und Kraken, die posthume Munterkeit dieser lieben Tierchen begann mir bedenklich zu werden, . . . glücklicherweise half der rote Vesuvio, mit dem ich sie nachdrücklich douchete, und brachte sie wieder zur Ruhe. Die Rückkehr nach Neucapua aber gab ich auf, sondern fand mich mit Manfredo an Ort und Stelle ab. Der gute Junge, er verlangte nur drei Lire Leihgebühr für den Schirm der Incoronata, obgleich ich ihn ganz durchnäßt hätte. Gut, daß er den blauen

Fleck auf meinem linken Knie nicht sah, sonst hätte ich ihm noch die Farbe bezahlen müssen, die der Schirm gelassen.

Und so fuhr ich nach Neapel zurück, um mancherlei Erfahrungen reicher, besonders um die, daß es in der Küche von Capua noch immer höchst lucullisch hergeht. Für einen, der aus dem sogenannten „Capua der Geister“ kam, war das durchaus nicht unwichtig.



Die Bouille-à-Baisse.

Ein Reiseabenteuer.

Mein Freund, Direktor August B. erzählt buchstäblich das folgende:

Es war in Nizza, um neun Uhr morgens, an einem Herbsttag, der wie ein Frühlingstag ausah. Wir lagen in drei Hängematten, welche an den Palmenstämmen im Garten des Hotel Royal befestigt waren, und tranken den Morgensthee. Frau Adele war sehr aufgeweckt und löffelte den Thee, der etwas fern auf dem Tische stand, von ihrer Hängematte aus langsam an sich heran; sie hatte zu diesem Zweck den Löffelstiel erst verlängert, indem sie ihn an das Spazierstöckchen ihres Gatten band. Ihr Gatte Oskar fand dies ungeschickt, während ich ihren Erfindungsgeist bewunderte. Ach, sie war ja so hübsch, ich verbrauchte bei jenem Frühstücke eine ganze Menge Rosen und Lilien, mit denen ich in origineller Weise ihren Teint verglich. Oskar meinte zwar, er müsse diese Komplimente schon irgendwo einmal gehört haben, aber das war augenscheinlich nur Eifersucht. Er war nämlich in der That eifersüchtig, was Adelen bewog,

nur umsomehr ihre ganze Niedlichkeit vor mir zu entfalten. Sie war, mit einem Worte, kokett, was ihm entschieden weniger gefiel als mir. Zufällig hatte er beide Hände in der Tasche; ich bin überzeugt, sie waren geballt.

„Ach, wie freue ich mich,“ rief sie wiederholt, „daß wir heute den ganzen Tag beisammen verbringen.“ Und so oft sie das sagte, zog eine Wolke über Oskars Stirne. Wir hatten nämlich einen Ausflug verabredet, nur wußten wir noch nicht, wohin. Da zuckte es durch jene Wolke plötzlich wie drohendes Wetterleuchten, das wir aber nicht beachteten, und Oskar sagte: „Ihr habt ja beide noch nie eine Bouille-à-Baisse gegessen, die berühmte Nationalspeise der Südfranzosen und besondere Specialität der Madame Mari in St.-Jean de St.-Hospice, am Golf von Villafranca. Ich war vor Jahren dort, und noch heute läuft mir das Wasser im Munde zusammen.“ Mit vieler Beredsamkeit pries er uns die Eigenschaften des berühmten Leckerbissens und den Weltruf der Madame Mari. Adele und ich waren alsbald bereit, die Fahrt nach St.-Jean de St.-Hospice zu unternehmen. Wieder beachteten wir nicht, wie unheimlich es in der Wolke auf Oskars Stirne wetterleuchtete. Ohne Aufschub wurde das ganze Programm festgestellt; wir überließen es einfach Oskar, den Vergnügungsmeister zu machen, nur das Vergnügen behielten wir uns selber vor.

Eine Stunde später stellte sich Oskar an unsere Spitze und führte uns zum Hafen hinab. Wir waren etwas überrascht, denn wir hatten auf die Hotelequipage gebaut; indes,

trösteten wir uns, auch der Dampfer ist ja ein bequemes Fahrbetriebsmittel. Da winkte Oskar einem alten Matrosen und lud uns ein, in dessen Kahn zu steigen. Erstaunt gehorchten wir und richteten uns auf der schmalen Bank ein; die Fahrt bis zum Dampfer sei ja nur kurz. Aber unser Fährmann dachte gar nicht daran, uns an den Dampfer zu rudern, der ja auch erst morgen abgehen sollte und dann ganz anderswohin, sondern steuerte geradenwegs dem Hafenausgang zu. Ich protestierte lebhaft, Frau Adele aber fand die Überraschung reizend, das Meer sei ja so blau und die Luft so frisch, eine Bootfahrt „nach Bouille-à-Baiffe“ sei das Schönste, was man unternehmen könnte. Aus Feigheit, vor ihr feig zu erscheinen, schwieg ich und versuchte sogar hell aufzujuchzen, was aber nicht recht gelang. Wäre wenigstens unser Kahn größer gewesen und unser Schiffer jünger! Aber sie waren, wie sie waren. Ich fragte den Ruderer, wie lang die Fahrt dauern würde. „Nicht lang,“ entgegnete er etwas unbestimmt, „nur um das Kap des Mont Boron herum.“

Und nun hatten wir den Hafen hinter uns und stachen ins dunkle Blau. Fünf Minuten lang klatzte Frau Adele vor Freude darüber in die Hände, obgleich diese sich wiederholt verfehlten, da der Kahn ungewöhnlich lebhaft tanzte. Dann wurde sie bedeutend stiller, und ich half ihr dabei tapfer, während Oskar uns beobachtete. Nach zehn Minuten fand sie übrigens noch immer, daß das Meer unglaublich blau sei, und ich konnte und wollte ihr nicht widersprechen. Wir fuhren der felsigen Küste entlang; ich

dachte mir dabei, daß der Mann eigentlich auch etwas näher heranfahren könnte. Frau Adèle dagegen griff mit der Hand ins Wasser, als spiele sie unbefangen mit den Wellen; vielleicht jedoch wollte sie sich nur überzeugen, ob das un= freiwillige Bad sehr kalt ausfallen werde. Endlich war das Kap erreicht, und wir dachten, nun würde das Boot ohne weiteres geschwind in die Bucht hineinlenken. In dieser Hoffnung wurde ich wieder verhältnißmäßig tapfer und wollte eben einen Scherz machen, als ich bemerkte, daß das Vorgebirge eigentlich aus etlichen Vorgebirgen bestand, und das Umfahren desselben wohl eine Viertelstunde dauern müsse. Ich fühlte mich tief entmutigt. Der Kahn tanzte jetzt auch noch viel flotter, und Oskar, der uns unausgesetzt beobachtete, war von dieser herrlichen Bewegung ganz ent= zückt und versicherte uns, er sei vollkommen seefest, und wir brauchten um ihn gar nicht besorgt zu sein. Ich sah hin= über zu Frau Adelen, und mir war, als sei sie bedeutend kleiner geworden; vielleicht aber kam das nur daher, daß sie sich in sich selbst zurückzog, wie ich es ja auch that, weil dadurch der innere Mensch an Halt gewinnt dem äußeren Geschaufel gegenüber. Als wir schon die dritte kleine Spitze umfahren und noch immer nicht um das Kap herum waren, rief ich — noch heute bewundere ich mich, wenn ich an diese Seelenstärke zurückdenke — mit krampf= haft geheuchelter Bewunderung: „Das Meer wird immer blauer!“ Was Oskar an diesem Ausruf Komisches fand, weiß ich nicht; Thatsache ist, daß er hell auflachte. Er= staunt blickte ich wieder zu Frau Adelen hinüber und sah,

daß die Rosen, mit denen ich ihre Wangen erst kurz vorher verglichen, sich mittlerweile in Weilchen verwandelt hatten. Sie sah bläulichblaß aus und . . . klammerte sich fest an den Bord des Rahnes. Oskar wies mit der Hand geschwind in die entgegengesetzte Richtung und rief mir gebieterisch zu: „Sehen Sie dort die schöne Möwe!“ Mechanisch wandte ich mich dahin und betrachtete die vorgeschriebene Möwe. Ich glaube, auch ich . . . klammerte mich dabei an den Bord des Rahnes. Ich that es hüben, Frau Adele drüben . . .

Oskar schmauchte dabei gemütlich seine Cigarre und sah uns zu. Erst als wir bemerkten, daß wir plötzlich zu allen beiden Seiten das blaue Meer hatten, fuhren wir aus unserer Versunkenheit auf. „Das Kap ist ja passiert!“ rief ich. — „Ja wohl!“ rief Adele. — „Und wir fahren nicht in die Bucht hinein?“ schrie ich mit Kräften, die mir die Verzweiflung gab. — „Nein,“ sagte Oskar, „wir müssen noch ein Kap umfahren.“ Frau Adele stieß einen dumpfen Seufzer aus, ich einen Schrei der Wut. „Aber ich sehe ja gar keins,“ rief ich. — „Dort,“ sagte Oskar und streifte die Asche seiner Cigarre ins blaue Meer. Eine Stunde weit vor uns blaute oder graute etwas derartiges. „Halt!“ schrie ich dem Schiffer zu, der aber ruderte ruhig weiter, bergauf, bergab, immer zu durch das vertrackte Blau=in=Blau. Erst als auch Frau Adele energisch „Halt!“ rief, gehorchte er. Wir saßen wie in einer Schaukel, und in diesem Hin=auf=Hinab wurden nun Verhandlungen mit Oskar angeknüpft. Der Nichtswürdige zog sie mit den perfidesten Einwürfen in die Länge, er entwarf uns ein Bild der ganzen

Küstenbildung, schilderte jenes andere Kap, die punta mala lingua, mit den schönsten Farben und vollends erst Saint-Jean de Saint-Hospice, das jenseits davon liege. Ein wahres Paradies! Er habe sich nur immer gewundert, daß Adam und Eva wo anders geboren worden seien. So trieb er es, bis die Weilchen auf den schönsten Wangen sich wieder einzustellen begannen und . . . Jetzt erst gab er dem Schiffer einen Wink, und der Kahn schwenkte in die Bucht ein.

Wir atmeten auf. In der Bucht war wohl das Blau nicht so blau wie draußen, aber der Kahn tanzte wenigstens nicht mehr. Zehn Minuten später stiegen wir aus und schlugen den Landweg über die Halbinsel ein. Oskar wurde natürlich als Intrigant entsprechend übel behandelt, ich dagegen als Leidensgenosse geradezu glänzend. Oskar hatte infolgedessen schon wieder beide Hände in den Taschen, wo er sie grimmig geballt haben dürfte. So gelangten wir nach Saint-Jean, wo uns Madame Mari mit offenen Armen aufnahm und augenblicklich daranging, uns eine ganz monumentale Bouille-à-Baisse zu bereiten. Als wir von dem kleinen Spaziergang über das seltsame, spornförmige Kap du St.-Hospice zurückkehrten, wurde flugs aufgetragen. Unter grünen Bäumen vor dem weißen Hause duftete die röteste Bouille-à-Baisse des Jahrhunderts. Ein gewaltiger Suppentopf stand da, voll der köstlichen Brühe, in der die merkwürdigsten Dinge durcheinander lagen. Madame Mari blieb für alle Fälle in der Nähe, um die nötigen naturgeschichtlichen Auskünfte zu erteilen, und warnte beizeiten,

es sei nicht gut, von der „gobie“ viel zu essen. Dskar unterbrach sie jedoch mit der Bemerkung, er kenne das bereits, er werde uns schon die nötigen Winke geben. Und nun nahm die Bouille-à-Baisse ihren Lauf, begleitet von weißem und rotem Belle, — so hieß der Wein, den man uns dazu empfahl. Frau Udele benutzte mich ausgiebig, um Rache an Dskar zu nehmen wegen des blauen Seeabenteurers auf der Höhe des vielköpfigen Vorgebirges. Sie legte mir vor, sie ließ sich nur von mir einschleichen, sie lachte wie eine Sirene. Dskar aber . . . steckte von Zeit zu Zeit die Hände in die Taschen. Aber er bezwang sich. Mit großer Gewissenhaftigkeit erklärte er uns jedes Stück, das wir aus dem Topfe langten. „Das ist Hummer; dieser gelbe, flachgetretene Krebs ist Langouste; das weiße Stück ist die berühmte gobie, ich weiß ihren deutschen Namen nicht; dieses hier ist rascasse, auch so ein französischer Fisch; dieses rötliche heißt mulot, was aber kein Maultier ist, sondern wiederum ein Fisch; nehmen Sie doch von diesem loup, er ist einer der berühmtesten Fische; oder von diesem Mal, der darf nie dabei fehlen; aber halt, dieses da ist das merkwürdigste Stück; ich wette, ihr erratet nicht, was es ist.“ Wir kosteten und kosteten und rieten auf alle möglichen Seetiere: Haiisch, Leviathan u. dgl. „Nichts von alledem,“ sagte er endlich, „es ist Kapaun! Denn sonderbarerweise muß in der Bouille-à-Baisse auch Kapaun sein . . . Da, eine Schote türkischen Pfeffer dazu; und eine Tomate . . .“

Der Nichtswürdige! Berauscht vom Safranhauch des

maritimen Gebräues und vom roten und weißen Belle, ahnten wir gar nicht, daß wir eine Circe-Mahlzeit verzehrten, die uns übel bekommen sollte. Was er uns als den harmlosen Fisch rascasse vorgelegt hatte, gerade das war der mörderische Leckerbissen, die gobie! Als die gute Madame Mari nach einer längeren Weile wiederkam, um zu fragen, wie es uns geschmeckt habe, und erfuhr, wir hätten jedes mehr als eine ganze Schnitte von dieser weißen rascasse gegessen, schlug sie die Hände zusammen. „Aber das ist ja gar nicht die „rascasse“,“ rief sie, „das ist ja die gobie, vor der ich Sie ausdrücklich gewarnt habe.“ Wir waren sehr erschrocken; Dskar behauptete, er habe sich geirrt und nichts Böses beabsichtigt, auf alle Fälle hoffe er, daß die Sache nicht so schlimm ablaufen werde. Ängstlich fragten wir Madame Mari um die Folgen einer solchen Vergiftung. „Man bekommt davon den Schlucken, den heftigsten Schlucken!“ rief sie, „mein Gott, mein Gott! Nun, hoffentlich haben Sie gute Magen und werden es überwinden.“ Frau Adele sah mich vorwurfsvoll an, als ob ich dafür könnte, und ich sandte ihren Blick weiter, dem Himmel zu, in dem ja wohl ein Erbarmender wohne. Wir waren beide in sehr gedrückter Stimmung. Die Stunden verflossen, ohne daß wir ihrer Schönheit achteten. Wir saßen da, Hand in Hand, wie zwei Opfer, die ihr Stündlein erwarten. Dazu aßen wir fortwährend „Gegengift“, welches uns Madame Mari empfohlen hatte; es bestand aus trockenem Theegebäck von Vendroux und Comp. in Calais, einer Nachahmung des englischen von Peaf Freen. Wir leerten da-

von eine ganze Schachtel. Oskar sah uns wütend zu und lächelste.

Mittlerweile kam die Stunde des Aufbruches. Wir sollten zu Fuß bis zur großen Straße hinaufspazieren und dort einen Wagen für die Rückfahrt mieten. Mit besorgten Mienen entließ uns Madame Mari, doch hatte sie einiges Vertrauen auf ihr erprobtes Gegengift; wir sollten doch, meinte sie, noch eine Schachtel voll davon auf den Weg mitnehmen. Wir hatten aber bereits einigermaßen Mut gefaßt und schritten rüstig in den Abend hinein. Die Bewegung gab uns den Rest. Das Übel stellte sich ganz plötzlich bei Frau Adelen ein und trat so stürmisch auf, daß sie nicht weiter konnte. Sie mußte sich auf einen Stein am Wege setzen und schwor, sie wollte viel lieber wieder im kleinsten Kahn auf dem blauesten Meere sein, und sie wisse, daß bei ihr nichts gegen den Schlucken helfe, als sich wagemüthig auf den Rücken zu legen und sich warm zuzudecken. Die Verlegenheit war groß, aber die Hilfe nahe. Über uns auf der Fahrstraße hörten wir einen Wagen und riefen ihn an. Welches Glück! es war ein leerer Omnibus, der von Nizza herabfuhr. Wir versprachen dem Kutscher alles, was er wollte, wenn er sofort umkehrte und uns nach Nizza brächte. Der Brave willigte ein, und ungesäumt legte sich die Patientin auf die eine der zwei Bänke und deckte sich mit Oskars Plaid zu. Oskar und ich wanderten im Staube hinter dem traurigen Wagen her. Wir waren noch nicht weit gekommen, da hatte das Übel auch mich ergriffen; Bendroux und Kompagnie hatten den Ausbruch nur hinaus-

schieben, aber nicht verhindern können. Das Schluchzen wurde so stark, daß wir den Wagen halten ließen; ich stieg ein und legte mich auf die andere Bank, während Oskar beim Kutscher auf dem Bock vorlieb nehmen mußte. Deutlich sah ich, als er den Wagenschlag zuwarf, den teuflischen Hohn auf seinem Antlitz; er hatte sich furchtbar an uns gerächt.

Aber es lebt eine Vergeltung. Frau Adele hatte recht gehabt, es giebt kein besseres Mittel gegen den Schlucken, als das ihrige. In einer Viertelstunde waren wir beide wiederhergestellt, saßen auf und richteten uns als alleinige Insassen des Wagens ein. Wir unterhielten uns königlich, und Oskar, draußen auf seinem Boocke, ahnte gar nicht, wie gut es seinen Opfern ging. Der Glende! Er hätte verdient, mit eigenen Augen zusehen zu müssen!

Als wir nach einer Stunde im Abenddunkel nach Nizza gelangten, trat er mit gut geheucheltem Mitleid an den Schlag, um uns, die er für halbtot hielt, beim Aussteigen zu helfen. Aber wir sprangen munter heraus und versicherten ihm, wir hätten uns alsbald vortrefflich befunden und . . . nur bedauert, daß er nicht mit im Wagen gewesen.

Er wurde dunkelrot und . . . steckte die Hände in die Taschen.



Quarantaine.

„Vor dem Quarantaine-Lazareth
Behüte mich Der von Nazareth.“

(Wandinschrift im breitternen
Sanitätsamt zu Klazomene.)

Mein Freund Paul H., der geistvolle Aquarellmaler, hat mir während der letzten Cholerazeit folgendes erzählt:

Es war also Mitte der achtziger Jahre, als ich von Athen nach Smyrna fuhr, um dort meine kleinasiatische Serie zu beginnen. Das Wetter war schauerhaft, und wir waren darauf gefaßt, alle Abenteuer des Odysseus zu erleben. Aber wir erlebten nur eines, das dem „göttlichen Dulder“ nicht passiert ist, weil dazumal die gelbe Flagge noch nicht erfunden war.

Wir kommen also vor Smyrna an und wollen mit dem Stolze, der meine Spanier auszeichnet, in den Hafen hineindampfen. Aber da bleibt unserer Dampfpeife die Stimme im Halse stecken, denn auf uns zugerudert kommt ein Boot unter gelber Flagge, mit etlichen roten Fez und gelben Armbinden. Das war die türkische „Sanität“. Was soll ich Ihnen sagen? Zwei Stunden später hiften auch wir

einen gelben Lappen auf und stachen in die blaue See, um nach Klazomene zu fahren, in Quarantaine, für zwölf Tage. Ich füllte zwei Blätter meines Skizzenbuches mit den Gesichtern meiner Umgebung, denn so lange Gesichter hatte ich mein Lebtag nicht gesehen.

Als ich fertig war, befanden wir uns in einer tiefen Bucht, einer Art Sadgasse der Bai von Smyrna; zwei Stunden von dieser Teppichstadt. „Das ist die Skala,“ hieß es, „und der Haufen glühweißer Häuschen dort ist die Stadt Bursa, wo wir aber nicht hin dürfen.“ Was vor uns lag, war eine Insel. Sie liegt hart am Ufer, wie ein Schiff, festgetaut durch einen Steg, über den man nicht hinüber darf. Eine Reihe Palissaden sperrt ihn, und zwei Bajonnetspitzen blinken abschreckend darüber her. Dieses Eiland ist Klazomene; bei den Griechen soll die Orthographie Klazomenä gewesen sein, was auch viel hübscher ist. Eine fürchterliche Augustsonne lag darauf, weißglühend, auf weißem Sande, weißen Steinen, zwei weißen Hügeln, einem grauen Brettergebäude, das auch weiß aussah. Nur ein paar rote Fez erschienen nicht weiß, und ein paar große gelbe Flaggen, die bei der Hitze zu faul waren, zu flattern, denn sie hingen schlaff an ihren Stangen. Zwischen zwei Flächen machte ich eine Skizze, zu der ich beinahe keine Farben brauchte. Sieben Kleckse Rot für die Fez, fünf Pinselstriche Gelb für die Flaggen und zehn Tropfen Sepia für den gesamten Schatten, denn von diesem Artikel gab es fast gar nichts. Das übrige war weiß, ich sparte es also in der Papierfarbe aus. Ich denke, mit einem Farben-

kästchen Winsor und Newton kann man in dieser Gegend hundert Jahre alt werden.

Wir waren über Zweihundert an Bord, und sie wüteten, wie wilde Tiere hinter dem Gitter. Die Zwischendeckleute, meist mit Weib und Kind, mit Kind und Regel, waren einfach toll; das heißt die Griechen, denn die Türken saßen im Schoße ihres Allah ergeben da und warteten auf das Verhungern. In der Regel verhungert man nämlich, in solchen zwölf Tagen. Auch mir verging das Skizzieren, als ich erfuhr, daß ich von nun an auf dem Schiffe 25 Francs täglich bezahlen sollte; Quarantaine-Tarif. Und ich hätte doch wenigstens eine Skizze meiner geringen Barschaft anfertigen sollen, zum ewigen Andenken an Unwiederbringliches. Der liebenswürdige Kapitän nahm mich beiseite, und wir hatten eine heimliche Unterredung. Er wollte mir wohl. Allerdings hatte ich auf dem Lande 30 Piafter täglich für die Wohnung im Lazareth zu bezahlen — dafür hätte ich schon bei Pupp in Karlsbad wohnen können — und mich obendrein selbst zu verköstigen. Ich ergriff also meinen Malkasten und stieg in ein Boot; mein Gepäck ließ man mir freundlich nachplumpfen. Dunkelblaue Wellen, für die ich aber keine Augen hatte, trugen mich, wie einst Aphroditen, an das weiße Gestade. Dort empfingen mich drei rot befezte Tritonen mit gelben Armbinden in dreierlei Türkisch, das ich dreifach nicht verstand. Ich merkte nur, daß mein Malkasten ihnen ein Dorn im Auge war. Ich verteidigte ihn in einem Gemisch von Französisch, Englisch und Italienisch, das sich leider nicht zweckdienlich erwies.

Ich mußte ihnen den Malkasten öffnen, und sie schlugen alle ihre Hände zusammen, als sie den Inhalt erblickten. Er schien ihnen einfach unbegreiflich, also höchst sanitätswidrig. Ich versuchte ihnen seine Harmlosigkeit pantomimisch zu erklären, indem ich mit einem Pinsel in der Farbe herumfuhr und ihnen das unter die Augen hielt. Aber da wichen sie entsetzt zurück, und zwei Soldaten mit aufgefplanztem Bajonnet eilten herbei, um sie zu retten. Mit Mühe nur verhinderte ich, daß sie den Farbenkasten durch Bollgießen mit einer Vitriollösung desinfizierten; dafür aber machten sie nun kurzen Prozeß, er wurde an der Spitze eines Bajonnets aufgehoben und ins Boot zurückgeworfen, um mit Gewalt wieder auf den unreinen Dampfer geschafft zu werden.

Trübſelig folgte ich den dreien, die mich wie einen Staatsverbrecher abführten. Wir kamen an mehreren manns- hoch umgitterten Bezirken vorbei, die sich der Küste entlang um die ganze Insel herumzogen. In jedem Bezirk standen ein paar einfache Häuser. Die gelbe Flagge wehte überall, sonst hätte ich mich in einem Tiergarten gewähnt. Meine Begleiter hielten sich genau drei Schritt von mir entfernt; ein Aufseher, der herbeikam, fünf Schritt; ein Oberaufseher, der sich später einfand, sieben Schritt. Das Plus oder Minus an Lebensgefahr, die ich für sie bedeutete, war offenbar nach der Diätenklasse abgestuft. Denn ich war „unrein“, und sie waren „rein“. Endlich gelangten wir an den Bezirk, in dem ich eingekapselt werden sollte, und da traten zwei „halbreine“ Individuen heraus, um mich in

Empfang zu nehmen. Ich hatte das unbestimmte Gefühl, daß hier ein Baktschisch gleichsam in der Luft liege, und holte ein paar Silbermünzen hervor. Aber mit entsetzten Gebärden wichen die Keinen zurück, als wollte ich ihnen eine Handvoll Kommabacillen schenken. Nur einer der Halbreinen trat heran und wies eindringlich auf eine offene Sardinenbüchse, die er an einer gelben Schnur vorne in Magenhöhe hängen hatte. Sie war mit einer trüben Bitriollösung erfüllt, und dahinein mußte ich die gefährlichen Silberlinge werfen. Von da wurden sie durch die dazu Berechtigten nach zwei Minuten, als sterilisierter Baktschisch, herausgezogen und eingesteckt. Das gleiche geschah einer Cigarette, die ich dem Oberwächter Ali darbot. Mein Privatwächter Jussuf riß sie mir aus der Hand, und auch sie wanderte in die Sardinenbüchse. Der Zustand, in dem sie wieder erschien, war äußerst kläglich; aber Jussuf legte sie auf einen heißen Stein, wo sie in weniger als einer Minute trocken war und von Ali geholt wurde. Feuer bot ich ihm dazu keines an, es wäre ja doch auch erst in die Bitriolbüchse gesteckt worden.

Die Stube, in der ich untergebracht wurde, hatte eiserne Möbel, nur das Notwendigste, und zwar in spartanischem Stile gearbeitet. Ich war der einzige Bewohner dieses Hauses, ja des ganzen Bezirkes, der den Kajütenpassagieren unseres Dampfers vorbehalten war. Ich ging innerhalb des Gitters auf und ab, wie ein Bär, aber nicht mit der Freiheit eines solchen Gefangenen, denn die drei Aufwärter folgten mir auf Schritt und Tritt und ließen

mich nicht aus den Augen. Ich trat vor das Gitter hinaus, aber da rannten sofort zwei Bezirkswächter herbei, um die Wache zu verstärken. Ich schlenderte etwa hundert Schritt weit in die Insel hinein, die zwei immer vor mir her, mit ängstlichem Umblick nach mir, die anderen neben und hinter mir. In einiger Entfernung tauchte ein Herr auf, in ähnlicher Begleitung; er gehörte einem anderen Gitterkäfig an, der die Insassen eines anderen Schiffes enthielt. Meine Leute schrien und winkten ihm zu, fernzubleiben, während seine Leute mich ebenso warnten. Er blieb stehen, ich aber in meiner Unerfahrenheit ging immer weiter. Meine Wächter wagten es nicht, mich zu berühren, sondern schrien nur immer flehentlicher auf mich ein. Da ertönte ein schrilles Pfeifensignal, aus der Zentralwächterhütte, in der Mitte der Insel. Ein schwarzer Kerl stand dort und tutete aus voller Lunge herab. Andere Pöffe von rechts und links antworteten, und aus allen Gehegen kamen Wächter herbeigerannt, um mein immer lebensgefährlicheres Vorgehen zurückzuweisen. Angesichts dieser Übermacht zog ich mich schleunig in meinen Bezirk zurück, zu meinen eigenen Penaten, oder vielmehr Bacillen, und es wurde wieder Ruhe.

Ich aß zwei Orangen, die ich einem der Halbreinen für drei Piaster abkaufte; das war die Selbstverköstigung, nach der ich mich unwirlich aufs Ohr legte. Die Hitze erdrückte mich, da weckte mich ein Geräusch am Fenster. Ich schlug die Augen auf und sah, wie eine dunkle Gestalt in der dunklen Nacht bei mir einstieg. Ich schrie ihn an, mehr vor Schreck, als vor Tapferkeit, aber er machte „Pst“

und war auch schon bei mir. „Ich bin es, Matteo.“ Er war ein junger Malteser, den ich auf dem Schiffe gemalt und dafür beschenkt hatte. Dieser Fischmensch brachte mir meinen Malkasten, mit dem er heimlich um ein Uhr morgens ans Land geschwommen war. Das Trinkgeld, auf das er gehofft, ward ihm, und lautlos schwang er sich wieder hinaus in die Nacht. Eine Minute später fiel ein Schuß, aber augenscheinlich ohne den Schwimmer zu treffen.

Nun, der Malkasten erlangte bald die größte Wichtigkeit für mich und andere. Es dauerte nämlich keine zwei Tage, so waren fast sämtliche Kajütpassagiere unseres Dampfers zu mir an Land gekommen, wo sie doch nicht so zusammengepfercht existierten und in so muffigen Kojen schliefen. Damit aber begann die schwierige Aufgabe, fünfunddreißig Menschen zu „selbstverköstigen“. Ein Gasthaus, einen Markt, einen Kaufmann, eine regelmäßige Zufuhr von Lebensmitteln gab es auf der Insel nicht. Man konnte da einfach verhungern, und zwar nicht einmal im Schatten, denn ganz Klazomene hatte keinen einzigen Baum aufzuweisen. Da hieß es denn mit den kleinen Schlaubeiten der Wärter, Wächter, Oberwächter, Zentralwächter, Soldaten und überhaupt rotbefeetzten, gelbumbindeten Wesen rechnen. Aber wie? In unserer ganzen Gesellschaft sprach kein einziger ein Wort türkisch oder griechisch. Sie waren Stockeuropäer und unsere Cerberusse Stocktürken, die nicht ein Wort europäisch verstanden.

Da hatte ich eine Idee, die nur ein Maler haben

kann. Ich malte jeden Tag ein großes Stillleben, auf dem ich alle Gegenstände anbrachte, welche meine Mitgefangenen aus Bursa oder Smyrna haben wollten. Da gab es Kaffeesäcke und Weinflaschen, Zuckerhüte und Zitronen, Holz und Kohlen, Hammelkeulen und Hühner, Melonen und Konservenbüchsen jeder Art. Ganz besonders Konservenbüchsen, ganze Stöße davon. Ich hatte manchmal einen halben Tag zu malen, um das fertig zu bringen, denn es kamen auch Eß- und Waschgeräthschaften hinzu; auf diesem verdammten Eiland war ja nicht eine Gabel zu finden. Bei einer Hitze von 32 Grad im Schatten, d. h. im Zimmer, war das keine angenehme Beschäftigung, und ich hatte so sehr das Aussehen eines Opfers, daß einige deutsche Kaufherren, die mit mir waren, in Anbetracht der unmaßlichen Schmalheit meines Malersäckels mir in aller Freundschaft ankündigten, die Gesellschaft nehme von mir keinen Verköstigungsbeitrag an und betrachte mich als ihren lieben Gast. So lebte ich auf Regimentsunkosten und erwies mich dankbar, indem ich meinen Stillleben einen Grad von Deutlichkeit verlieh, wie er noch selten vorgekommen sein dürfte. Dazu spornten mich übrigens auch einige Mißverständnisse, die anfangs vorkamen. Besonders ein Fall mit Maccaroni, welche sich eine Dame dringend gewünscht hatte. Ich malte sie mit einer förmlich galanten Flottheit hin, die auf der Münchener Kunstausstellung gewiß viel Lob geerntet hätte. In Smyrna leider wurde sie weniger gewürdigt, und jene Dame erhielt ein großes Bündel Unschlittkerzen; dafür hatte der griechische Krämer die

Maccaroni angesehen. Ich gab dann zwei Tage sehr acht, aber als ich wieder etwas „flott“ wurde, erhielten wir infolge meiner „geistreichen Technik“ eines Tages einen halben Zentner Seife, statt Käse. Nur eines war ich als malender Dolmetsch überhaupt nicht imstande, den Sendboten begreiflich zu machen, nämlich Salz. Ich mochte es malen, wie ich wollte: in Stücken, oder pulverisiert, man erkannte es weder in Bursa, noch in Smyrna, noch auf der Insel selbst, wo meine Stillleben bald die Kunde machten. Sie wurden vor den einzelnen Hürden auf den Boden gelegt und, wegen des Windes, mit Steinchen beschwert; dann durften die Sträflinge herauskommen und, die Hände am Rücken, um ja nichts zu berühren, die Malereien anstauen. Schließlich bekamen wir Salz, weil wir es zufällig bei einem unserer „Halbreinen“ sahen und uns wie die Hyänen darauf stürzten. Er merkte dann, woran es uns fehlte.

Nichtsdestoweniger fanden auf die Dauer die Herrschaften diese Art von Selbstverpflegung wenig erquicklich. Nicht „amüsant“, hieß es. Ich mochte jene Hammelkeule noch so genial skizzieren, sie wurde in natura doch kein Roastbeef, und auch kein Fasan. Es ging ein stiller Schrei durch die ganze Gesellschaft: „Abwechslung! Um Gottes willen Abwechslung!“ Da sahen wir eines Tages aus einem Kähne sechs Tönnchen ans Land bringen, die ganz nach etwas Eßbarem ausfahen. Durch den Feldstecher wurde erkannt, daß es Thunfisch-Tönnchen waren. Sechs Tönnchen mit Thunfisch! Die Menge Wassers, die

mir und meiner Umgebung im Munde zusammenlief, kann ich nicht annähernd angeben. Thunfisch hatten wir noch nicht gehabt; es sollte der erste in diesem Jahre sein, an dieser Küste; gewissermaßen primeurs. Wenn davon etwas zu haben wäre! Ein Tönnchen? Zwei gar? In dem benachbarten Pferch, wo der Leckerbissen hineingeschleppt wurde, befanden sich ja nur etwa zehn Personen . . . Den nächsten Tag war die Stimmung noch ungeduldiger. „Die da drüben schwimmen in Thunfisch,“ hieß es, und erst leise, dann immer lauter erscholl der Ruf nach Thunfisch. Ich wurde beauftragt, einen Brief hinüberzuschreiben, und zwar an einen schwarzbärtigen Herrn, der den ganzen Tag über eine gewisse Stelle seines Pferchs zu uns herüber sah und mit unseren Damen kokettierte. Ich schrieb den Brief, aber es stellte sich heraus, daß der desinfektorisch-postalische Instanzenzug für ihn, wie unsere Wächter uns dies durch heftiges Telegraphieren mit Armen und Beinen und durch astronomisch-chronologisches An= deuten von mehreren Sonnenauf= und Untergängen ver= sinnlichten, länger dauern würde, als unser Aufenthalt in der Quarantaine. Ein gehörig desinfizierter Baktschisch reiste denn doch schneller, und in der That hatte ich schon nach vierundzwanzig Stunden Antwort, wegen der Heim= lichkeit nämlich, welche dem obersten Oberwächter und Tutkünstler gegenüber geboten war. Der Bescheid, in gangbarer Zeichensprache, lautete: ich solle den schwarz= bärtigen Herrn porträtieren, dafür würden uns zwei jener Tönnchen herübergeschwärzt werden. „Sogleich!“ fügte

der Bote hinzu, durch die handgreifliche Aufforderung nämlich, mich sogleich hinzusetzen und zu beginnen. Drüben, etwa 200 Schritt von mir, setzte sich der Schwarze bereits in Positur, um mir regelrecht zu sitzen. Ich krachte mich hinter den Ohren, und meine Umgebung half mir dabei redlich. Ein Bildnis, auf diese Entfernung! „Nun, heiliger Anaxagoras,“ rief ich, „nun gib mir eine Idee!“ Der griechische Philosoph Anaxagoras war nämlich auf Klazomene geboren; begreiflich genug, daß er an diesem traurigen Orte Philosoph werden mußte! Auch wir waren ja im besten Zuge, es zu werden. Und siehe, der heilige Anaxagoras half. Was soll ich Ihnen sagen? ich porträtierte den Schwarzen . . . durch den Feldstecher. Sowie die Astronomen Mond- und Marslandschaften zeichnen, indem sie das, was sie im Teleskop sehen, zu Papier bringen . . . Ausgezeichnet wurde das Bild und . . . was soll ich Ihnen sagen? nach (den oben gekennzeichneten) vierundzwanzig Stunden berauschten wir uns allesamt in Thunfisch.

Das heißt . . . wir berauschten uns nicht. Denn einer paßte auf den anderen auf, damit er ja nicht zu viel esse und sich den Magen verderbe. Jrgend ein Unwohlsein in einem dieser Pferche, wenn auch noch so cholerafern, pflegt nämlich stets als verdächtiger Fall bezeichnet zu werden und verlängert die zwölf Tage auf einundzwanzig. Da stand also ein Magen für alle. Einer, der sich überaß, wäre gelyncht worden. Ach . . . und ich überaß mich. Ich war ja der Held des Tages. Alle

übrigen zwangen sich gegenseitig zur Vorsicht, mir that man die Ehre des Überfütterns an. . . . Es war schrecklich. Mein Zustand, . . . doch ich will ihn nicht schildern. Damals schrieb ich an die Wand meiner Zelle, wo schon manche ähnliche Inschrift stand, den klassischen, direkt an Sophokles mahnenden Vers:

„O Muse Melpomene,
Geh, singe du die Thräne,
Die ich zu Klazomene
Geweint in Quarantaine!“

Und es war kein Arzt auf der ganzen Insel! Das heißt . . . wenn auch einer da gewesen wäre, man hätte ihn nicht geholt, wegen der einundzwanzig Tage. Dieses ganze Unwohlsein mußte unter uns bleiben; höchstens brauchte ja der Baktschisch an die Wächter dreifach . . . desinfiziert zu werden. Aber ich hatte Glück und starb nicht ohne Pflege. Unter dem Druck der allgemeinen Gefahr meldete sich eine der mitreisenden Damen und lüftete ein bisher aufs strengste gewahrtes Inkognito. Sie sei zwar keine Ärztin, sondern nur . . . Nun? Für meine Mitgefangenen war das genug. Die ganze Gesellschaft beschwor sie auf den Knien, mir zu helfen. Und sie hat mir geholfen.

So gingen die fürchterlichen zwölf Tage herum, und wir wurden befreit. „Freie Präfika“ nennt man das . . . Seitdem kann ich keinen Thunfisch riechen . . . Und die gelbe Farbe hatte ich wie den Tod; auf keinem meiner Bilder finden Sie Gelb. Meine goldene Uhr habe ich versilbern lassen; da ist sie, überzeugen Sie sich!

H a s c h i s c h .

Mein Freund Leo D., der orientkundige Maler, schildert seine Empfindungen während des Haschischrausches folgendermaßen:

Es war in Kairo im Fastenmonat Ramadan. Ein himmelblauer Tag neigte sich seinem Ende zu, und die Magen meiner rechtgläubigen Nachbarschaft knurrten bereits hörbar bis zu mir herein. Alles harrete ungeduldig des abendlichen Kanonenschusses, der nicht weniger bedeutete als Eß- und Trinkfreiheit bis zum Morgen. Und Rauchfreiheit. O, diese ganz besonders. Welche Prüfung, einen ganzen Tag rauchlos verdehnen und vergähnen zu müssen. Wenn ich auf die Straße hinausblickte, sah ich die Leute in ihren dunklen Kaufläden und auf ihren beschatteten Lehmdächern schon um fünf Uhr nachmittags sitzen und ihre Nargilehs auf den hellen Glanz herausputzen. Stundenlang polierten sie sie mit den weichsten Lappen, spielten mit dem Geringel ihrer roten und grünen Schläuche, stopften sie bereits mit befeuchtetem Tumbak (persischem Tabak) und holten die Schnur, an der die

eigens zubereiteten, durchbohrten Kohlenstückchen aufgereiht waren. Und als endlich das ersehnte „Bum“ über die Stadt hindröhnte, krachten wie auf Kommando Tausende von Streichhölzchen ringsum, und Tausende von Gläubigen thaten den schwer ersehnten ersten Zug.

Mein Gegenüber, ein alter Türke in gelbem Schlafrock, rauchte Haschiſch. Deutlich sah ich ihn das winzige schwarze Täfelchen, das ich in Europa für ein Salmiakplätzchen gehalten hätte, in dem zarten Tumbak begraben und dann die schönsten glühenden Kohlenstückchen obenauf sichten. Und dann sog er mit tiefen Seufzern, die ich über das schmale Gäßchen herüberhörte, die Lungen voll, und ich sah nur noch das Weiße seiner Augen. Das werd' ich heute auch versuchen, dachte ich mir und sah zu, wie mein Alter drüben immer wächserner wurde, mit immer gläserneren Augen, ... er befand sich offenbar heidenmäßig wohl.

Abends ging ich mit einem bekannten Muselmanne ins Muski viertel. Der gelbe Vollmond leuchtete uns durch das enge Winkelwerk. Wir gingen an mehreren kleinen türkischen Cafés vorbei, die schon stark besetzt waren und wie Wachsfigurenkabinette ausjahren. Endlich fanden wir in einem solchen Platz, und man legte für mich einen Teppich auf die Bank, die längs der Wand herum lief. Ich setzte mich, und der Achwadji (Kaffeewirt), dem mein Begleiter einen Wink gegeben, stellte ein Margileh vor mich hin. Ich begann den süßlichen, bläulichen Rauch einzuziehen, mit voller Lunge, und atmete ihn langsam wieder aus. Es behagte mir nicht sonderlich in dem schmutzigen Raume voll unreinlicher Leute.

Wohl zehn Personen saßen da bei ihrem Haschisch. Sie kamen mir sehr komisch vor, manche wie aus Blech ausgeschnitten, andere wie aus Thon geknetet, die Augen starr und leer. Zwei oder drei, die schon tief im Rausche staken, lagen halb hingefunken in verschrobener Stellungen, die Arme völlig in einander verflochten und unter den Nacken gezwängt, die Beine gleichsam gelenklos zusammengefaltet. In der Mitte saß ein junger arabischer Sänger und schlug die Tarabuka (thönerne Trommel) abwechselnd mit dem Handballen und den Fingerspitzen. Er sang dazu, in näselndem Klage-ton, die einförmigste Melodie, immer nur: do re mi, re mi, re mi, re mi, re do. Schläfrige Liebeslieder sang er, mit Allahs Namen tausendfach durchwirkt, in endlosen Wiederholungen, immer wieder die süße Nacht, und den süßen Schlaf, und das süße Paradies, . . . „Genineh el Naïm“ (Garten des Schlafens) . . . „Veila il Veila“ (die Nacht, die Nacht), so gingen die nie genug gehörten Refrains; sechsmal wiederholte er jeden Hauptsatz: „ich habe sie auf die Augen geküßt, auf die Augen geküßt, auf die Augen geküßt“ u. s. f. und dann wieder: „ich habe sie auf den Mund geküßt, auf den Mund geküßt“, ebenfalls sechsmal . . . und bei jedem Absatze schrieen die Hörer in beifälligem Chorus grell auf: „Aaaaah!“

Eine halbe Stunde mochte so vergangen sein. Ich hatte das eigentümliche Gefühl, als würde ich, wie man sagt, ganz Auge und gleichzeitig ganz Ohr. Immer mehr beschränkte sich meine Wahrnehmungsfähigkeit auf diese feinsten Sinne. Etwas Lustiges, ja Ätherisches zog in mich ein und löste

mich allmählich ganz auf. Der näselnde Gesang, der mir anfangs so gemein erschienen, klang mir immer melodischer; mir war, als könnte Nachtigallenschlag unmöglich so zauberisch tönen. Wahre Wunder der Harmonie umwogten mich, in beinahe sichtbaren Wellenfiguren, ich glaubte mit den Augen zu hören, mit den Ohren zu sehen. Der Sänger sang die Lieder Abd-el-Schanehs, die Herrlichkeiten der sieben Himmel und des Paradieses. Mir war, als sänge ich sie selbst, oder vielmehr als atmete ich diese Wohlklänge aus, gleich tönenden Wohlgerüchen. Meine Augenlider waren schwer und immer schwerer, auf Augenblicke ging mir das Bewußtsein unter in einer unbestimmten Erstarrung. Ein „Allah“ weckte mich dann wieder, wie ein Trompetenstoß, oder das gellende „Aaaaah“ der Zuhörer. Dann besann ich mich auf meine Besinnung und glaubte sie wieder zu haben, hatte sie aber doch nicht. Alles um mich her wurde immer größer und prächtiger. Die schmutzigen Raucher an den Wänden erschienen mir nun als die vornehmste Gesellschaft: Paschas und Khalifen in schimmernden Gewändern. Der Teppich, auf dem ich saß, war eitel Seide und Goldstickerei und dehnte sich ins Unendliche, das Mergileh stand vor mir hoch und glänzend wie eine Moschee aus bunten Kristallen. Meine Gliedmaßen erschienen mir übermenschlich, wie die eines Riesen, und mein türkischer Freund neben mir verwandelte sich in die Schönste der Schönen, von denen der Sänger sang, mit Reizen von gewaltigster Üppigkeit, mit Armen und Hüften, denen nur ich gewachsen war.

Eine Art Schlummer kam über mich und hüllte mich

ein, wie eine Wolke ganz ungeheuerlichen Wohlseins. Ob ich es dachte, ob ich es träumte, . . . mit einer seltsamen Plötzlichkeit überfiel mich die Empfindung eines unermesslichen Glückes. Hätte ich sprechen können, so hätte ich tausendmal hintereinander gesagt: „Wie glücklich bin ich, wie glücklich vor allen Sterblichen.“

Immer noch hörte ich, mitten durch den Schlummer, das Ohr spielte noch mit den Tönen der Wirklichkeit. Aber schon bemächtigte sich das Auge der Herrschaft und wurde allgemach der Kern meiner Seligkeit. Ich sah und sah und sah, nicht sowohl Körper, als vielmehr Farben. Die ganze Welt löste sich mir in Farben auf. Es waren ausschließlich die Farben des Regenbogens. Siebenfarbiger Glanz strömte um mich her; vor mir stand, himmelhoch aufgerichtet, ein Regenbogen, hinter ihm ein zweiter, ein dritter, ein tausendster, bis in die fernste Ferne. Durch diesen Bogengang, dessen Säulen und Gurten flammengleich zu lodern schienen, ging ich, oder schwebte ich, oder schwamm ich in unbegreiflicher Bewegung. . . . durch siebenfarbige Thore, vorbei an wunderbaren Minareten aus reinem Licht, an Kuppeln aus ungemischtem Glanz, . . . es war ein blendendes Blitzen, Strahlen, Funkeln immer in den nämlichen sieben Farben um mich her und in mir. Noch aber hing ich mit gewissen zarten Fäden an der Wirklichkeit, denn ich hörte immerfort. Aber das Hören störte mich jetzt, jedes „Allah“ reizte mich, und wenn die Leute ihr „Aaaaah“ schrieen, fuhr es wie ein Windhauch über eine Stadtbeleuchtung, so daß die roten, grünen, gelben und blauen Flammen zu erlöschen drohten.

Allein der Zauber wuchs und wuchs. Ich hatte ein Gefühl der inneren Erhöhung, Durchfeinerung, Machtentfaltung. Immer höher wurde ich mir selbst, ich ward mir eins mit der Gottheit und schwebte in lichten Höhen ab und zu. Tief unter mir sah ich Kairo ausgebreitet (so weit hing der Sinn noch am Orte), Kairo mit seinen verschwimmenden Massen, die zu einem regelmäßigen Wellenschlag aufgelöst erschienen. Immer mehr wurde ich Allmacht, eine unglaubliche Zufriedenheit durchströmte mich von Nerv zu Nerv, ich hatte eine Art unbewußtes Bewußtsein meiner Gottheit und glaubte von obenher zu lenken, zu belohnen, zu strafen, durch keinen Wink, ja nicht einmal durch einen Gedanken, sondern nur durch eine Regung des Empfindens.

Und dann sah ich Kairo nicht mehr, ich verlor diese Unterwelt gänzlich aus meinen Nervenfibern. Es war eine andere Sphäre, in die ich sachte hinüberdämmerte, eine uferlose Unendlichkeit, eine weltentrückte Welt. Ein Übergang wurde nicht merklich, jede Grenze zerfloß und verwischte sich in diesem wonnigen Vollsein mit sich selbst, in einer Allgemeinsamkeit jeder Art von Sein. Nun hörte ich gar nichts mehr, wohl aber sah ich unausdenkbare Dinge, alles in unzählbarer Anzahl und unbegreiflicher Vollkommenheit. Das war der vollkommene Traum, ohne irdischen Bodensatz. Erst sah ich mich in einer Welt, die förmlich aus Mädchen zusammengesetzt war. Ganze Wolken, weithin gedehnte, wogend von Williardern wunderschöner Mädchengestalten. Ringsum bis ins Unabsehbare, hinauf und hinab bis ins Verschwindende, nichts als blinkende Augen, wallende

Locken, schimmernde Büsten, Millionen in voller Götterblöße, andere Millionen in siebenfarbigen Flören, in ungenähten Gewändern, die sich lebendig um ihre Glieder bewegten. Und keine einzige konnte ich doch eigentlich ins Auge fassen, unausgesetzt verwandelte sich die eine in die andere, als tauschten sie nach Belieben ihre Körperteile aus, in ewigem Durcheinanderflimmern ungezählter Elemente und Behelfe der Schönheit. Und doch wieder, in dieser endlosen Milchstraße von Mädchenwesen, Kopf an Kopf und Schulter an Schulter, . . . ein Wink von mir, an ein bestimmtes Augenpaar, das hunderttausend Meilen von mir entfernt ist, und das Mädchen hat den Wink gefühlt und ist bereits da an meiner Seite . . . und ist auch wieder nicht mehr da, denn mein Sinn kann nicht weilen, keinen Augenblick, es ist um mich her ein ewiges Erscheinen und Wiederzerrinnen im Erscheinen selbst. . . . Dann wieder schwebte ich durch weite Himmelsräume, in denen die Sterne daherstoben wie Sandwolken in der Wüste, Körnchen für Körnchen, und in meinen Haaren, meinen Kleidern hingen. . . . Und dann kam ich in ein gebautes Etwas, wie egyptische Tempelruinen, mit Gängen von Säulen. Und mir war, als wäre ich an Milliarden solcher Säulen schon vorbeigekommen, aber andere Milliarden ebensolcher Säulen standen in Reihen und wiederum Reihen noch vor mir. Und alle diese Hallen waren erfüllt von Menschen, die von allen Seiten auf mich zukamen, ohne doch den Raum zu verengen. Ich sah sie gerne, jeden einzelnen, und alle waren glücklich, sie atmeten Glück ein und aus. Keiner sprach zu mir, und auch ich redete keinen

an, aber diese weithin wimmelnden Bevölkerungen schienen in einem magischen Strom allgemeinen Verständnisses zu schweben, so daß jeder von jedem alles wußte, Vergangenes und Zukünftiges, Gedachtes und Empfundenes, Regung für Regung, augenblicklich, ohne sich davon Rechenschaft zu geben. Ich hatte eine Art Vorstellung, daß eigentlich diese ganze Scene nur einen Augenblick dauere, aber zugleich die Sinnes-täuschung, als ob in diesem Augenblicke ganze Weltgeschichten sich abspielten, eine Unendlichkeit von Handlung ohne alles Thun. Und wiederum versanken Milliarden von Säulen hinter mir, es dämmerte in mir eine Art Begriff von Millionen von Jahren, die ich damit zubrachte, diese Gänge zu durchschreiten, von ganzen Zeitaltern, die ich dahinschreitend durchlebte, ohne zu ermüden, . . . immer aufwärts, schließlich wie auf einer Treppe ohne Anfang und ohne Ende, einer Flucht von lichten Stufen aus durchsichtigem Nichts, immer höher und höher hinan, und dabei immer ruhig, ohne die geringste Beklommenheit, mit dem deutlichen Bewußtsein, daß ich die Spitze erreichen werde. Wozu? warum? ich fragte mich nicht, ich ahnte es nicht. Ich bin ja kein Mensch, ich bin auch kein Künstler, . . . in dieser ganzen Traumwelt ist mir kein Bild, keine Statue begegnet, ich empfinde nur gewöhnliches, sinnliches Leben, in rätselhaft ätherischer Verflärung, und ich bin glücklich darüber, unnenubar selig, ganz im allgemeinen, ohne irgend etwas auf mein eigenes Leben anzuwenden, . . . und habe dabei doch den ganz bestimmten Begriff von einem ganz bestimmten Glück, das ich that-sächlich genieße. . . .

„Aaaaah!“

Mit ganz widerwärtiger Schärfe schnitt ein Ton, wie von einer Teufelsklarinetten, durch meine höchsten Träume. Er riß mich am Gehörnerv und zerrte einen Zipfel meines widerstrebenden Wesens in die Wirklichkeit zurück. Der Übergang zum Wachen war eine harte Prüfung. Mein Geist flog noch immer, aber der Körper konnte nicht mehr nach. Daraus entstand die ganz deutliche Empfindung, als flöge ich etwa zwanzigmal empor, stieße mit dem Kopfe jedesmal an die Zimmerdecke (und zwar stets bei einer gewissen Note der Musik), fiel dann auf den Stubenboden zurück, bräche mir dort die Beine ab, so daß ich nur noch sitzen könnte, schnellte aber vom Sitze aus doch wieder bis an die Decke hinan, und pendelte so eine peinlich lange Zeit zwischen Decke und Estrich ab und zu.

Während dieses Pendelganges ernüchterte ich mich so weit, daß ich mich erheben konnte. Ich war recht benebelt, legte im Dusek meine paar Pfaster hin und schritt in ziemlich aufrechter Haltung hinaus. Die Leute auf der Straße kamen mir nun wie lauter Scheusalen vor, so daß ich ihnen am liebsten ausgewichen wäre. Übrigens ging ich thatsächlich jedem im Bogen aus dem Wege, und sogar allen feststehenden Gegenständen, denn ich hatte das Gefühl, als sei ich viel größer und umfangreicher geworden, so daß ich schwerer vorüber könnte als vorher. Es war dies noch die Nachwirkung der oben geschilderten Empfindung, als sei man ein Riese, und ebenso dauerte die Einbildung noch fort: „Was ist die ganze Welt gegen mich, ich bin ja doch viel

glücklicher.“ Die Vorübergehenden, an solches Gebahren gewöhnt, sahen mir meinen Zustand deutlich an und halfen mir ausweichen. Zuhause warf ich mich auf das Bett und schlummerte in einen greulichen Katzenjammer hinüber. Ich stöhnte, weinte und war unglücklich in der Empfindung, daß man mir schreiendes Unrecht zugefügt und mich tief gedemüthigt habe. Gegen Morgen wollte man mir gar ans Leben, ein Kerl kam heran und schlug mich mit einem ungeheuren Hammer taktmäßig auf den Kopf, immer auf die nämliche Stelle. Das heißt, ich wußte es im Halbtraum ganz genau, daß dies nicht der Fall war, sondern daß ich aufrecht im Bette saß und selber den Schädel gleichmäßig gegen die Wand schlug. Ich spürte, daß es mir weh that und konnte doch nicht aufhören, ich mußte, ich mußte, bis ich plötzlich mit einem Schrei aus dem Bette sprang. Das Klopfen aber hörte ich noch weiter, und zwar im Nebenhause. Dort beehrte ein Kopfe Einlaß, indem er mit dem Klopfer an die Thür pochte, und zwar nach Landesfite nicht zwei oder dreimal, sondern in gleichmäßigem Takte so lange fort, bis ihm aufgethan wurde. Dieses Klopfen hatte ich im Schlafe gehört und mechanisch in dem nämlichen Takte mit dem Kopfe gegen die Wand nachgeahmt. Ich war froh, als ich mir einen Krug Wasser über das Haupt gießen konnte, um mir den Schabernack ganz aus den Nerven zu scheuchen.

Dies waren meine Haschischerfahrungen.



Der Scheikh der Lady Digby.

Mein Freund Georg M., der Buchhändler, ist kürzlich aus Damaskus zurückgekehrt und hat uns unter anderen denkwürdigen Reiseabenteuern das folgende erzählt, das ich ihm, so gut ich eben kann, nacherzählen möchte. Es wird wohl dabei einiges an Farbe und Bewegung verloren gehen, denn ich kenne das neunthorige Paradies nicht, durch welches die frischen Wasseradern des Barrada strömen, den die Griechen den Goldstrom nannten. Ich habe leider niemals in das „Auge des Ostens“ geschaut und bin nicht in die beneidenswerte Lage gekommen, im Anblick des „Muttermaß auf der Wange der Welt“ zu verstummen. Ja, wenn ich in der Rosenstadt, der „paradiesduftigen“, in Honig geschmortes Hammelfleisch geschmaust hätte und dazu hellrote Tropfen geschlürft, welche der Koran streng verbietet, die Heimat des Korans aber munter hervorbringt! Und wenn auch mir, gleich meinem Freunde M., auf diesen rechten Arm, dessen fingerförmige Ausläufer die Stahlfeder halten, ein rechtläubiges Muselmännlein zu Damaskus mit

spitzer Nadel und blauer Farbe unausstilgbar den ungläubigen Sankt Georg eintätowiert hätte, anders wohl würden dann die Zeilen lauten, welche die Feder tastend aufschreibt. Das Unternehmen ist also jedenfalls etwas mißlich und dennoch will es gewagt sein. Der Scheich der Lady Digby ist ein solches Wagnis wert.

Wir hatten — so erzählt mein Gewährsmann — von unserem Dragoman geführt, Damaskus durchwandert und alle seine Wunder bewundert, von der Moschee der Dmairaden bis zum Bazar der Filigrane und vom Marmorbad bis zum Grab Saladins, auf welchem eine Lessingsche Inschrift stehen sollte. Die müden Gefährten waren in den Gasthof zurückgekehrt, der auf einem Wasserarm steht und darum allen Gästen ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses erquickliche Kühle spendet. Mich aber ließ die ameisenwimmelnde Stadt Omas, des Khalifen, noch immer nicht los, die dreifach rauschende, vom Geriesel der Quellen, vom majestätischen Kopfnicken der Cedern und vom Getümmel der buntscheckigen Menge. Ich nützte auch noch den Abend, um mit einigen gleich rastlosen Reisegenossen, unter denen sich auch eine ganz unermüdliche Dame befand, noch ein paar staubige Kilometer zwischen fensterlosen Lehmwänden, schmutzfressenden Hunden und verummtem Muselvolk zu durchschlendern.

Da plötzlich trat uns eine asiatische Gestalt in den Weg und richtete Worte in ganz verständlichem Englisch an uns. Das war ein jüdischer Jüngling von etwa achtzehn Jahren; ein Eingeborener in der landesüblichen Tracht,

ein schlauer Fremdenkenner, zudringlich und intelligent, großmäulig und unterwürfig zugleich, übrigens ein Prachtferl, schlank und behend, dunkelhäutig, dunkeläugig, dunkelhaarig, halb Wüstensohn, halb Ghettokind. Er wollte offenbar geschwind noch, ehe er Feierabend machte, ein Stück Geld verdienen und sah uns an, daß wir Leute danach waren. Mit vollendeter Unverfrorenheit erbot er sich, uns da und dorthin zu führen. Wir lehnten kurz ab, unser Dragoman hätte uns das alles schon gezeigt und noch mehr als das.

„Ihr Dragoman?“ rief er verächtlich, „was weiß denn Ihr Dragoman von Damaskus? Hat er Ihnen...“ Hier begann er halblaut Merkwürdigkeiten aufzuzählen, die sich nicht gut niederschreiben lassen, mit denen er aber gewiß schon manchen lockeren Fremdling gefirrt haben mochte, denn ein triumphierendes Lächeln spielte um seine schmalen Lippen. Er war etwas enttäuscht, als wir auch dies ablehnten und mit einer unwirschigen Handbewegung weiterschritten. Aber er war nicht der Mann, um eine Beute loszulassen. Wie ein Theaterintrigant wandelte er unhörbaren Drittes, an meine Seite geschmiegt mit und raunte mir neue Verführungsworte ins Ohr, das mit dem Wachs des Odysseus verschlossen war. Er sah zuletzt ein, daß er seine Taktik ändern müsse und wandte sich von uns Herren plötzlich mit lauter, diesmal ganz erfolglicherer Stimme an unsere Gefährtin, eine liebenswürdige Engländerin.

„Mylady,“ rief er, „haben Sie schon den Scheith der Lady Digby gesehen?“

Mit einem Schlage änderte dieses Wort die ganze

Situation. Der Scheikh der Lady Digby war allerdings eine Seltenheit ersten Ranges, besonders für eine englische Dame. Einen Scheikh der Lady Digby, auch Lady Ellenborough genannt, gab es auf der ganzen Welt nicht wieder, nicht einmal in London. Der mußte auf alle Fälle aufgesucht werden. Wir Nichtengländer bekannnten allerdings etwas kleinlaut unsere beschämende Unwissenheit hinsichtlich der Lady Digby, aber das Jüngelchen besaß ganz die Zunge, um uns über diese Paradesfigur von Damaskus aufzuklären.

„Ah, Sie haben von der Lady Digby nichts gehört, von der großen Lady Digby, die vor Jahren den berühmten Auszug nach Baalbek machte? . . . Ah, sie ist niemals nach Baalbek gelangt, niemals, Gentlemen, denn jener Scheikh lauerte ihr mit seinen Reitern in der Wüste auf und nahm sie mit ihrem ganzen Gefolge gefangen. Nur gegen ein Lösegeld von zehntausend Pfund wollte er sie freigeben.“

Wir begannen mit ihm über diese Ziffer zu feilschen, in der Hoffnung, er würde sich vielleicht mit tausend Pfund begnügen, oder mit zweitausend, aber der Jüngling ließ keinen Penny nach und blieb unerjchütterlich bei seinen oberen Zehntausend.

„Was glauben Sie, Gentlemen?“ rief er, „für eine solche Lady ist das ja gar kein Preis! Sie ist das Geld unter Brüdern wert. Das heißt, sie war es, denn sie ist voriges Jahr gestorben. O, sie war schön, Gentlemen, schön wie eine Peri, und sie sagte zum Scheikh: Mein Scheikh, warum soll ich mich freikaufen? Ich will ja gar nicht frei sein. Ich will bei dir bleiben und deine Frau werden! . . .

Der Scheikh machte große Augen, dann sagte er Topp und heiratete sie. Sie ließ sich in Damaskus einen Palast bauen und wohnte mit ihm darin, bis sie starb. . . . Der Scheikh aber, Mylady und Gentlemen, lebt noch, und zu ihm will ich Sie führen, und jener Maulesel von Dragoman hat Ihnen kein Wort von ihm gesagt, und Sie wären so weit hieher gereist nach Damaskus und wieder heimgekehrt, ohne die größte Merkwürdigkeit von Damaskus gesehen zu haben. O diese Dragomane! Ein Bettlerpack, Gentlemen; wissen nicht, ob sie leben! Alle sollte man sie hängen, alle! . . . Und da sind wir auch schon an Ort und Stelle. Das ist der Palast des Scheikhs.“

Wir hatten mehrere lange, krumme, schmutzige Gäßchen der mohammedanischen Stadt durchschritten standen und jetzt vor einem nicht sehr stattlichen, aber desto mehr verwahrlosten Hause. Der Mörtel war streckenweise abgefallen und zeigte, daß der Palast größtenteils aus Holz gebaut war. Der Knabe Ephraim erhob seinen Knotenstock und begann in höchst unehrerbietiger Weise auf das Palastthor loszudreschen. Die Hunde der Gasse, aus ihrer Beschaulichkeit gestört, heulten dazu im Chor; es war nicht schön für das Gehörorgan. Plötzlich ging die Hausthür auf, und in der Spalte erschien ein pechschwarzes Mohrengezicht, verschwand aber sogleich wieder, sonst wäre der Knüttel, welchen Ephraim noch immer mechanisch gegen die Thür weiter schwang, mitten auf seine Nase niedergesaut. Erst als der Knüttel sich beruhigt hatte, trat der Mohr wieder in die Thür und fragte nach unserem Begehre.

„Was sollen wir wollen?“ schrie ihn Ephraim an, „das Haus deines Herrn wollen diese fremden Fürstlichkeiten ansehen. Melde uns.“

Der Mohr zog sich zurück, wir hörten ihn drin die knarrende Holzstiege hinanstapfen. Wir waren höchlich verwundert, daß dieser verachtete Judenjunge sich an der Pforte des Gewaltigen so frech zu benehmen wagte. Der Scheikh der Lady Digby! Dieser Wüstenkönig! Würde er den Paria nicht zertreten, wie einen Wurm, auf seiner Schwelle? . . . Wir stellten ihn uns lebhaft vor, diesen berühmten Scheikh, eine dunkle Erzgestalt mit stählernen Sehnen, hoch und schlank, von weiß wallenden Gewändern umflattert, das harte Antlitz dunkel wie die Nacht und darin die Augen wie ein feuerfunkelndes Doppelgestirn, das nur zum Unheil über einer Stadt aufgeht. Und wir sahen im Geiste seine Waffen blitzen von Edelsteinen und Golddraht, die unschätzbaren Dolche in seinem Gürtel, altererbte Kriegsbeute aus seleucidischer oder doch wenigstens aus arfacidischer Zeit, und den langen, kunstreich ausgelegten Schaft der arabischen Flinte. Und dann sahen wir ihn im Sattel, auf der berühmtesten weißen Stute Syriens, in einen wandernden Staubknäuel gehüllt, wie einen Blitz in seiner Wetterwolke, durch die Wüste hinzucken, überall und nirgends, unsaßbar, fast unsichtbar und dennoch allgegenwärtig, den Schrecken der Karawanen, den gefürchteten Mädchenräuber und Inglisbrandschaker, von allen Männern gefürchtet und von allen Weibern rasend geliebt, sogar von stolzen englischen Ladies aus den ersten Familien Albions . . . Ge-

spannt und eingeschüchtert zugleich warteten wir auf sein Erscheinen.

Da erschien der Mohr wieder. Der Herr ließe uns bitten, hinaufzukommen.

„Was? Hinaufkommen?“ schrie Ephraim entrüstet. „Was ist das für eine Manier? Er soll herunter kommen, augenblicklich, und die Gäste empfangen.“

Wir trauten unsern Ohren nicht und hielten den tollbreißen Burjschen für geliefert. Aber schon krachte innen abermals die Stiege, und in der Thüre erschien eine neue Gestalt.

„Menelaus!“ rief ich unwillkürlich, denn vor mir stand leiblebendig der weltberühmte Gatte der Offenbachschen schönen Helena, in seiner ganzen Schlottrigkeit und Blödigkeit, triefäugig und wackelköpfig, das braune Gesicht mit weißen und grauen Zotteln bewachsen, die unzähligen Runzeln zu einem unveränderlichen, stieren Grinsen verzogen. Die ohnehin nicht große Figur war etwas eingesunken, und ihre Gliedmaßen verirrten sich förmlich in dem weiten Gewande, dessen Weiß sich längst in eine weit weniger unschuldige Farbe verwandelt hatte.

„Das ist der Scheikh der Lady Digby!“ rief Ephraim und deutete mit seinem dunkelbraunen Zeigefinger, dessen Nagel aber wie ein weißes Rosenblatt aussah, gerade auf den Magen des Greises.

Wir sahen einander ungläubig an, und mein Nachbar war eben im Begriff, unsern Führer am Ohr zu nehmen, weil er uns so schmählich betrogen und statt eines tapferen Scheikhs zu irgend einem namenlosen alten Hammelfetteffer

geführt habe. Ephraim rettete jedoch sein Ohr durch eine rasche Wendung, schwor bei verschiedenem, was ihm heilig zu sein schien, daß dieser und kein anderer der berühmte Scheikh, der Gatte der Lady Digby, sei, und fuhr aus Besorgnis um seine Ohren ohne weiters auf den Scheikh selbst los:

„Nun, was stehst du so da und rührst dich nicht? Führe doch die Herrschaften ins Haus und zeige, daß du wirklich der Gatte der Lady Digby bist!“ Und zu uns gewendet: „So steht er nämlich immer da und grinst wie blöd und bringt keine zwei zusammenhängenden Worte heraus, so daß ich mich vor den fremden Herrschaften für ihn schämen muß.“

Der Scheikh aber hatte mittlerweile mehrere Wörter gefunden, welche fast wie englisch klangen, und sagte nun diese grinsend der Reihe nach her, ohne daß sie einen Zusammenhang hatten. Am häufigsten kehrte das Wort „garden“ wieder, so daß Ephraim ihm zurief: „Garden! Garden! Nichts garden! Erst kommt das Innere des Hauses, dann erst kommt der garden.“ Und für uns fügte er die Erläuterung bei: „Er ist nämlich ungeheuer stolz auf seinen Garten und kann es immer kaum erwarten, ihn den Fremden zu zeigen.“

Der Scheikh gehorchte und trippelte uns voran, die Treppe hinauf und durch mehrere Gemächer. In jedem Zimmer drehte er sich zweimal um seine eigene Axt, um alle Wände genau zu betrachten, und erhob dann die Augen zur Stubendecke, die ihm ebenfalls in hohem Grade sehens-

wert erscheinen mochte. Ohne Zweifel wollte er uns dadurch einladen, ein Gleiches zu thun. Es war indes in diesen Zimmern für uns nichts Merkwürdiges zu sehen. Einige Möbel aus gebogenem Holze und die Papiertapeten der Wände erinnerten noch an die einstige europäische Bewohnerin, da aber der Scheikh, nicht gewillt, ohne schönere Hälfte sein Dasein zu beschließen, nach dem Tode der Lady wieder geheiratet hatte und zwar ein rechtgläubiges Moslemweibchen, so war es die erste Sorge dieser Nachfolgerin gewesen, so weit als möglich die Spuren ihrer Vorgängerin zu vernichten. Sie war eifersüchtig auf diese Tote mit der weißen Haut und dem gelben Haar, sie wollte deren Andenken aus dem dunkelbraunen Gedächtnis ihres Gatten ausrotten und beseitigte darum alles, was an dessen frühere Ehe erinnern konnte. Scheikh Menelaus war ihr natürlich nicht gewachsen, sie entriß ihm ein Stück Hausrat nach dem andern. Nur an ein Möbelstück klammerte sich der Alte mit verzweifelter Zähigkeit. Lady Digbys Bett wollte er um keinen Preis hergeben. Es war dies ein großes und breites Himmelbett aus Eisen, reich verschnörkelt und vergoldet, mit seidnen Vorhängen, Kissen und Decken. Seit dem Tode der Lady stand es unberührt, der Scheikh hütete es wie ein Heiligtum, wie die Kaaba seiner Liebe, und schloß gleichsam als Schildwache zu Füßen des Bettes auf einem groben, gestreiften Teppich, wie es einem armen Beduinen ziemt.

Wir standen mit einer Art Ehrerbietung vor diesem Tempel des Schlafes, aber Ephraim war nicht der Mann

der Empfindsamkeit und stachelte den Scheikh, der zärtlich die Bettpfosten streichelte, mit rauhen Worten zu weiterer Übung seiner Hausherrnpflicht auf. Dieser stammelte jetzt wieder etwas Halbenghisches, worin wir abermals nur das Wort „garden“ unterschieden, Ephraim jedoch war unerbittlich. „Nichts garden!“ rief er, „zeige erst den Schmuck der Lady Digby, der ist für die Herrschaften interessanter; muß ich dir denn das jedesmal besonders sagen?“ Der Scheikh fuhr fort, runzlig zu lächeln wie eine vorjährige Strohbirne, und holte trippelnd ein eisernes Kästchen herbei, welches die Kostbarkeiten enthielt. Ach, in Tausend und einer Nacht kommen ganz andere Schätze vor! In dem Kästchen befanden sich alles in allem eine Kette, einige Armbänder, deren eines übrigens mit schönen Rubinen besetzt war, und ein sehr schöner Opalring. Das war der Schatz der Lady Digby. Mit ledernem Lächeln schmunzelte der Scheikh auf diese geliebten Reliquien nieder; er war gewiß glücklich, sie noch zu besitzen, wenn er auch dieses Glück nur dumpf empfinden mochte, wie der Vogel im Ei die Wärme, die ihn bebrütet. Unsere Reisegefährtin durchschaute mit weiblichem Scharfblick sein Herz und hatte eine empfindsame Eingebung. Sie nahm die Kette heraus und legte sie dem Alten um den Hals, dann streifte sie ihm die Armbänder über seine mageren, braunen Arme und schließlich wollte sie ihm den schönen Opalring an den kleinen Finger stecken, der Ring war aber für einen zarteren Finger berechnet und blieb gleich vor dem ersten Gelenk stecken. So stand nun der Scheikh da und grinste

freudiger als je und hielt die geschmückten Vorderarme vor sich hin, in die Luft gestreckt, wie ein aufwartender Pudel die Pfoten, und starrte unausgesetzt auf die roten Rubinen und den strahlenden Opal nieder.

Ephraim weckte ihn aus diesen Träumereien, indem er ihn hart anließ: „Nun, worauf wartest du jetzt wieder? Weißt du nicht, daß man vornehme Gäste mit Kaffee zu bewirten pflegt? . . . Sehen Sie, Gentlemen, das thut er mir immer; er denkt an gar nichts, wenn auch seine Gäste verdursten. Sieht er nicht aus, wie ein Affe, der eben nur zwischen den Baumästen davonzuspringen brauchte?“ Der Scheikh sah ein, daß der Bursche recht hatte, und winkte dem Mohren. Bald war der Kaffee serviert, und wir setzten uns um den Tisch, worauf Ephraim neuerdings auf den Hausherrn losfuhr: „So? und siehst du denn nicht, daß noch etwas fehlt? Wo sind denn die Tschibuks? Ich begreife dich gar nicht, daß du Kaffee ohne Tschibuks auftragen läßt. Bist du denn ein Kind ohne Lebensart? Mach, daß die Tschibuks kommen!“ Der Scheikh winkte abermals dem Mohren, und die Tschibuks kamen. Die englische Dame lud den Scheikh herzlich ein, zwischen ihr und mir Platz zu nehmen, aber der Alte war nicht dazu zu bewegen, er hatte nur immer sein hölzernes Lächeln und stierte auf seine ausgestreckten Hände nieder, während er zwischen uns beiden am Tische aufrecht stand und von Zeit zu Zeit das Wort „garden“ stammelte.

Nachdem wir erfrischt waren, erhoben wir uns, um endlich in den „garden“ hinabzugehen. Der Scheikh wurde

augenblicklich lebendiger, er trippelte lebhafter ab und zu, und wir mußten ihn bitten, doch den Schmuck erst wieder zu verwahren, um nichts davon zu verlieren. Freilich hatte Ephraim, der Unausstehliche, erst noch ein anderes Kommando zu geben. „Sehen Sie, Gentlemen, er vergift schon wieder etwas. Den Stall! He, wo bleibt denn der Stall? Vergift du denn ganz, daß du auch einen Stall hast?“ Und der arme Scheikh mußte nochmals kehrt machen und uns erst seinen Stall zeigen, in dem sich vier Pferde, zwei Esel und zwei Kameele befanden. Erst nachdem wir auch diese seltenen Vierfüßler in Augenschein genommen, war es dem Scheikh vergönnt, uns in sein Paradies, in den Hausgarten zu führen. Nun, es war eben ein Damaszener Hausgarten; klein, sonnig, ein paar magerere Pappeln darin und eine Menge struppigen Grases, mit allerlei Geblüm vermischt. Ephraim, der Fürchterliche, stürzte sich sofort in ein Dickicht blutroter Rosen, wie sie schon in alter Zeit der floristische Ruhm von Damaskus gewesen; er zog ein großes Messer aus der Tasche und begann die Rosen geradezu haufentweise abzumähen. Wir machten ihm vergebens Vorstellungen wegen dieses Blumenmordes von Bethlehem; er entgegnete: „Ach, an den Rosen liegt ihm nichts, das sind ja hiesige Blumen, nur die Vergißmeinnicht und Hyazinthen bewacht er sehr, weil diese die Lady aus Europa hat kommen lassen. Und auf diese dünnen Pappeln ist er auch sehr stolz.“ In der That ging der Scheikh in stiller Wonne unter seinen Blumen umher und stellte sich neben seine Pappeln, sichtlich stolz

darauf, daß sie so viel größer waren als er und so hübsch schattenlos. Mittlerweile hatte Ephraim einen ungeheuern Rosenstrauß gebunden, der wohl ziemlich ruppig aussah, aber nach desto mehr Rosenöl duftete, und überreichte den gewaltigen Buschen unserer freundlichen Reifegenossin. Der Scheikh aber stand grinsend dabei und gaffte mit seinen starren, roten Augen in die Luft und murmelte zuweilen glücklich: „Garden!“

Wir schieden endlich, unter schuldigem Dank und erflecklichem Mitleid. Das also war der Scheikh der Lady Digby! Ein Stück orientalischer Romantik war uns plötzlich verblaßt, eine Strophe glühender Wüstenpoesie zu nüchterner Prosa ausgekühlt. Oder war dieser verdorrte Menelaus einst ein blühender Paris gewesen, als er seine Helena raubte? Hatte wohl gar ihre Liebe ihn so arg versengt, daß nur ein Häuflein Knochen von ihm übrig geblieben? Oder war sie eine spleenige Engländerin gewesen, welche einen Schakal der Wüste für einen Löwen ansah und ihren blasierten Appetit an der Illusion sättigte, eine Löwenbraut zu sein? Unser Ephraim machte sich keine solchen Gedanken; er weiß die tote Lady nach ihrem vollen Werte zu schätzen, und auch ihren lebendigen Scheikh, welchen Jehovah oder Allah recht lange leben lasse in gleicher Ertragsfähigkeit!



Mschatka.

Ein Idyll aus der südlichen Krim.

Mschatka! Klingt das nicht, wie der Name einer Turgenjew'schen Novellenheldin, ein Rosenname, nur darauf eingerichtet, in grauer Dämmerung gewispert zu werden? Und doch heißt keine russische Frau so, — halb Dämon, halb Engel und ganz Weib, — sondern nur ein kleines tatarisches Dorf, ungefähr an der südlichsten Südspitze der Krim. Das genügt freilich. Wer kann es wehren, anzunehmen, daß die holde Atridentochter Iphigenia von Uulis geradentwegs hierher entrückt worden, und somit Mschatka auch der Schauplatz von Goethes hoher Griechendichtung sei? Ist hier nicht jenes Taurien, wo die Lustspiegelungen der Potemkine paradiesische Dörfer und nach Bedarf wohl auch einen Artemis-Tempel auf hoher Felsenzinne ins Dasein zauberten? Wohnt hier nicht überhaupt das Märchen und spielt mit kimmerischen Nebelgebilden? Lag dieser geheimnisreiche Klippenstrand den weisen, den allwissenden Hellenen nicht außerhalb der Zone, in der sich aus zweimal zwei nur vier machen läßt? Bricht sich die Brandung

an diesen Felsen nicht noch jetzt in unverkennbar griechischen Rhythmen? Ist nicht der göttliche Dulder Homers, wie der Akademiker Beer ja klärlieh erwiesen, auf seiner Odyssee auch in der tief verborgenen Felsbucht von Balaklava erschienen, wo noch jetzt das reingriechische Dorf Kamarina blüht, wo im Krimkriege die französische Flotte ankerte und gelegentlich ein Schiff an den Klippen der allzu odysseischen Einfahrtzunge verlor? Lebt nicht noch heute etwas Mythologisches in modernen Formen an diesen sonnigen Ufern weiter? Diana neigt sich zwar nicht mehr zu Endymion herab, aber sie kleidet sich als hochgeborene Schöne und macht für ihr Leben gern weite Ritte in die Wälder um Malta, im Dunkel der berühmten „taurischen Pinien“, nur von einem wunderschönen, jungen Tataren in goldstarrer Tracht, einem Märchenprinzen der Steppe, begleitet, offenbar bloß um Wasser auf die Mühle der bösen Zungen zu schaffen? Und haben nicht die Götter der Neuzeit ihre Zauberschlöffer auf dieser östlichsten der europäischen Rivieras? Ich schweige von dem kaiserlichen, denn schon die geringeren Götter leben mythologisch genug. Gibt es an irgend einem Meere einen schöneren Punkt und darauf ein großartigeres Meererschloß, als das des alten Grafen Woronzow, einst Generalgouverneurs der südlichen Provinzen? Nicht aus Marmor hat er es bauen lassen, oder aus Granit, sondern aus grüngesprenkeltem Diorit, daß es aussieht, wie von selbst aus dem Felsen emporgewachsen und, voll grünen Saftes, noch im Wachstum begriffen. Und tief hinab bis an das Meer hat er die breiten Terrassen

geführt, ein verfeinerter König Thoas, und alles Immergrün des Südens auf ihnen zusammengeschart. Und dieses hyperboräische Schloß war auch noch mit Kunst angefüllt bis unter das Dach; als der Alte todt war und der Sohn nicht minder, da nahm die Witwe des letzteren, die nach Stalien übersiedelte, zwei Schiffsladungen voll Kunstwerke dahin mit. Indes, das ist ein Woronzow. Aber nicht einmal so hoch brauchen wir zu steigen. Hier, drei Kilometer (Parasangen, würde Xenophon sagen) von Mischatka haust ein ganz gewöhnlicher Millionär, der Kaufmann Kuznezow. Der gewaltige Zackenberg „Phoros“ hinter Mischatka gehört auch ihm, mit Haut und Haar. Kuznezow kaufte die Besizung vom General Ignatiow, der sie etwas vernachlässigt hatte; er verschrieb sich aus München den Gärtner König Ludwigs, und dieser mußte ihm eine Art Chiemseepark hinzaubern, mit zwei prächtigen Landhäusern, die durch Säulengänge verbunden sind. Alles ist elektrisch erleuchtet, als sollte die Sonne auf diesem Gute nicht untergehen. So wohnt ein russischer Kaufherr in der Krim. Kein Wunder, daß das taurische Wunderland auch seine Maler hat. An der Bucht von Feodosia liegt die Besizung des Staatsrats Mitasowski, des Luft- und Wasserromantikers am Schwarzen Meere, der im Schmucke seines stattlichen weißen Backenbarts eigentlich wie ein siegreicher Admiral aussieht. In Yalta wohnt der Schlachtenmaler Filipow; doch nein, der ist vor einigen Jahren gestorben. Desgleichen Mieschtscherski aus Petersburg, einer der breitesten Landschaftsmaler, eine Art Übertreibung von Calame.

In Mischatka horstet seit zehn Herbstten, oft bis in den Frühling hinein . . .

Doch gemacht!

Es ist eigentlich ein ödes (homerisch: einödiges) Meer, das um dieses Gestade rauscht. Blau wie die Bläue, und blühend im Sonnenschein, aber ohne Leben von Mensch und Fisch. Keine Gondel schaukelt sich darauf, kein purpurbraunes Segel schwebt durch eine glänzende Ferne. Die reichen Küstenbewohner machen wenig Lustfahrten in Kahn und Yacht, die armen ziehen nicht auf Fischfang aus. Nur wenn einmal die Delphine Unmengen kleiner Fische gegen das Ufer scheuchen, sind die Tataren zur Hand und schöpfen geschwind ganze Netze voll heraus. Und zuweilen treiben dichte Wolken betäubter oder erstarrter Fische dem Strande zu, kein Mensch weiß warum, vielleicht durch eine kalte Strömung erfaßt. Auch Drest und Phylades haben sich überliefertermaßen mehrmals bekreuzt, ehe sie solch unnahbarer Küste nahten. Es ist kein Strand, den der Schiffer, vor dem Winde laufend, mühelos erreicht, denn seltsamerweise kommt Südwind fast gar nicht vor. Desto öfter fährt ein rauher Nord über hohes Gebirge nieder in das Meer, mit einer Wucht, daß er tiefe Wirbel bildet, und der weiße Wasserstaub weithin umhersprüht, wie Schnee über einem gefrorenen Seespiegel. Es ist ein rauhes Meer, das ein freundliches Gesicht machen möchte.

Auf dem Klippenstrande aber feiert der Süden sein Sonnenfest. Da klammern sich an die steilsten Hänge Erdbeerbäume (*Arbutus*) mit roten Früchten bedeckt, daß sie

riesigen Korallengewächsen gleichen. In Pegli bei Genua sieht man solche, oder auf Corsica, in der Krim aber nur hier und in Orianda (bei Livadia), bei dem Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch. Und auch die schönsten und ältesten Wallnußbäume der ganzen Halbinsel stehen da, meterdick, weithinschattend gleich Drakelbäumen, und allgegenwärtig schier ist die grüne Pyramide der Cypresse. Die Rebe wächst wild, (wenn sie nicht etwa verwildert ist) und zweimal im Jahre pflückt man die Feige. Die Melone sprudelt von Saft, besonders die Zuckermelone, und wenig fehlt, so springen Bächlein von Milch und Honig die Klippen herab. Und hinter diesem Paradiese ragen die langen Züge des taurischen Gebirgskammes, wie eine 2000 Fuß hohe Mauer, die, nach Norden sanft in die Ebene übergleitend, gegen uns her 1000 Fuß tief fast senkrecht niedergeht, ja stellenweise noch überhängt. Dort oben dunkeln dichte Buchenforste, und zieht die Kammsstraße von Livadia nach Simferopol, eine Hochstraße, welche einst die Kaiserin nicht fahren wollte; sie nahm einen anderen Weg, geriet aber in einen tropischen Regenguß und an einen hochgeschwellten Bergstrom, der sie zur Rückkehr zwang. Und in dieser Wand öffnet sich gerade hinter Mtschatka die Waidar-Pforte, die hinüberführt in das weite Waidarthal.

Doch so weit geht die Reise noch nicht. Ein Garten längs des Strandes ist zunächst das Einladende. Wohl drei Kilometer weit folgt er dem hohen Klippensaume, den er mit Magnolien und Cypressen, üppigen Fruchtbäumen

und sogar Palmengruppen schmückt. Der weiße Bau dort in der Höhe, mit dem griechischen Giebelndreieck, ist er ein Tempel der taurischen Artemis? Nein, es ist nur ein Menschenhaus, aber eines mit offenen Fenstern und Thüren. Man kann eintreten und trifft keinen Menschen. Man kann eine Treppe hinansteigen bis zum Oberstock und einen Blick in jedes Zimmer unter dem Dache werfen. Die Sonne leuchtet blendend durch die beiden Fenster hinein auf eine Menge Ölstudien an den Wänden, die davon in Flammen aufzugehen scheinen. Es sind Motive von der Küste: Klippenbuchten voll Erdbeerbäume, Bergzüge in jeder Beleuchtung, der Tschater-Dagh (Zeltberg) hinter Malta, Tatarinnen in bunter Tracht, purpurne Äpfel pflückend, Pflanzenstudien ohne Ende. Auf einer Staffelei steht eine farbenfeuchte Landschaft. Ah, Mischatka mit der Baidar-pforte! In weichstes Herbstlicht getaucht, der lieblichste Stimmungszauber über Meer und Gebirge, ein Rahmen voll Luft und Duft. In einer Ecke des Bildes steht ein seltsamer Name: Koeler-Wiliandi.

Und kein Mensch dabei. Allerdings, es ist zu schön draußen, in der Septembersonne. Dort weiterhin im Fruchthag lacht etwas ganz hellsilbern: ein Vogel oder gar ein Mädchen. Man schleicht auf den Zehenspitzen hinzu und lugt schlau durch schwankendes Blättergrün. Stumm und still ist man, übrigens könnte man gar nicht sprechen vor Überraschung, vor Entzücken. Ist es möglich, bieten sich noch solche Anblicke dar, gleichzeitig mit Torpedobooten und Dampfdreschmaschinen? Ist denn das irdische Paradies

nicht längst verjunken und verschollen? Welch ein jeltfamer Waldwinkel im Hausgarten ist das! Grüner Blätterwuchs jeglicher Art wirkt ein nehartiges Zelt, frei in den Lüften wehend, als wurzelte es gar nicht in dem Boden. Da schwirren fünffach gefingerte Feigenblätter durcheinander, wie im Garten Eden, und die langen blaffen Gehänge der Trauertweide spielen mittendurch, wie an den Gewässern Babels. Ja, wahrhaftig, diese babylonische Weide (*salix babylonica*) wird nicht leicht ihresgleichen finden, an keine mächtigere hat der traurige Prophet seine Thränenharfe gehängt. Und doch ist es keine traurige Trauertweide, denn fröhliches Weinlaub, goldgrün mit Purpur besprengt, umarmt sie mit tausend Ranken, umspinnt sie mit verliebten Arabesken, von oben bis unten, die Kreuz und Quere, bis an die zartesten Spitzen ihrer Zweige. Es ist eine Schäferscene der Pflanzenliebe, ein Stelldichein am Brunnen. Ja wohl, und an welch jeltfamem Brunnen! Nein, eine Mühle ist es; wahrhaftig, eine tatarische Mühle. Wer hat je eine Mühle gesehen mit senkrechter Welle und wagrechtem Rade? Einem Mädchen, nur ein Meter breit, und das dennoch vom Wasser gefangen und getrieben wird, und dazu klappert und klappert, redselig, als erzähle es ein sonderbares, weitöftliches Märchen, ein unglaubliches und doch glaubwürdiges. Jawohl, ein durchaus glaubwürdiges, denn da sitzt es ja in Fleisch und Wein, und ereignet sich in aller Stille, in herrlichster Leibhaftigkeit.

Ein tatarischer Maler malt ein tatarisches Mädchen.

Er trägt zwar europäische Kleider, recht ländliche und

unscheinbare, aber die spitze, schwarze Tatarenmütze aus Lammfell sitzt fest auf seinem Kopfe. Ein ungewöhnlicher Kopf, der höckerige Schädel fast viereckig, die Backenknochen hart hervorgebuckelt, der langgespitzte, graugemischte Kinnbart tief auf die Brust herabgewachsen. Ein kräftiges Rot färbt das gealterte und doch eigentümlich frische Gesicht, und aus zwei tiefen Höhlen lugen zwei kleine, blaugraue Augen und laufen rastlos hin und her zwischen Bild und Modell. Gute Augen sind es, Künstleraugen, hell von Begeisterung, und dabei Menschenaugen mit dem warmen Blicke fast väterlichen Wohlwollens.

Und sie? Ein hochblaues tatarisches Täckchen, zierlich gestickt, umschließt die vierzehnjährige Büste. Das rote Fez, dessen Stirnseite mit Gold- und Silbermünzen behängt ist, liegt in ihrem Schoße. Eine Hochflut von rotem, rötestem Haare wirbelt ihr um das Haupt, staut sich auf ihren runden Schultern, ringelt sich um ihre schlanken Arme. Der Glanz von Gold und Kupfer, oder von allerlei unbekanntem roten Metallen, mischt sich in dieser erstaunlichen Lockenpracht. Man denkt dabei an ungefrämpelte Rohseide, Spiralen von rotem Golddraht, Purpurgefieder des Paradiesvogels und einen Wald von flammenden Feuerlilien. Giebt es denn wirklich solches Frauenhaar auf Erden? Solches Haar muß Eva gehabt haben, und kein anderes. . . Und welches helle, klare Kinderantlitz schimmert aus dem Schatten dieses Glanzes. Kein Hauch von Bewußtheit trübt die blanke Unschuld seiner Züge. Noch ist das anmutige Oval nicht ganz voll, aber morgen wird es voll

sein, oder vielleicht übermorgen. Dann werden wohl in den feuchtblauen Augen seltjame Phosphorsünkchen aufglimmen und die feinen, frischen Lippen werden rot sein wie Blut, und die kleinen Perlmutterzähne mit schärferem Weiß in die Welt hineinblinken, daß man bei dem Anblicke an Kuß und Biß zugleich denken muß. Ja, ja, übermorgen . . . vielleicht schon morgen . . . wird sie Eva sein; heute ist sie noch Wera. Denn so heißt sie, und Wera bedeutet „Glaube“. O gewiß, auch Eva muß ursprünglich Wera geheißen haben, ehe ihr der Glaube abhanden kam und der Gehorsam.

Doch wie? Ist es nicht eine Eva, für die sie dem Maler die harmlose Herrlichkeit ihres Köpfchens leiht? Die unbefangene Majestät ihres Naturzustandes? Den verwirrenden Zauber ihrer Ahnungslosigkeit? . . . Offenbar, es wird eine Eva im Paradiese. Das Sonnenlicht schlüpft durch das helle Feigenlaub und bestreut die ganze zierliche Mädchengestalt mit Flöckchen von goldigem Feuer. Sie flackern auf und nieder, verschwinden und kehren anders zurück, als bräche innere Blut immer wieder aus der Weibesform selbst. Sie züngeln im roten Märchenhaare, sie spielen von oben her um Kinn und Wangen, als wäre die Sonne auch der Urquell alles Errötens und Erblassens. Unheimlich-schmeichelhaft ist dieser Sonnenzauber; zusehend reißt er das Kind zum Weibe und scheint das Weib zu weihen für den Feuertienst der Leidenschaft.

Und der Maler sitzt und malt immerzu. In seinen hageren, sehnigen Fingern zuckt es elektrisch. Sie sprühen

Farbe und haschen im Fluge die vielen kleinen Irrlichter, die zwischen ihm und ihr umherflattern und sich auf ihrem Kopfe niederlassen, auf ihrem Kinn, ihrer Schulter, . . . Schmetterlinge aus Licht und Schatten und nichts weiter, . . . Gaukelflämmchen, die nicht brennen. . . .

Ohne Zweifel, er ist ein bedeutender Künstler, dieser Tatare. Aber er ist ja gar keiner, trotz seines eckigen Kopfes und der spitzen Lammsellmütze. Ein esthnischer Edelmann ist er, der Professor Johann von Koeler = Wiliandi; im Dorfe Wiliandi nämlich ist er geboren, schon anno 1826, und lebt für gewöhnlich in der großen Stadt an der Newa.

Und Wera ist auch keine Tatarin trotz Fez und Zäckchen. Sie ist das vierzehnjährige Töchterlein des Naturforschers Danilewski, dem das poetische Anwesen hier gehört am Strande des schwarzen Pontus, der so dunkel heraufblaut, so cyandunkel, um mit dem blinden Sänger zu reden. Und Meister Johann von Wiliandi ist sein Freund seit Gott weiß wann, und auch ihr Freund seit 14 Jahren. Und wenn er sie malt, ist es, als ob ihr Vater sie malte, genau so . . . Da, da kommt er gerade durch den Hain geschritten, der alte Herr im weißen Barte, schlicht und herzlich, Bauer und Geheimrat, Erzellenz und Naturmensch . . .

Er ruft zum Essen. . . .

Zu Tische also! Selbstverständlich giebt es Borschtsch, die Götterjuppe, in der sich das rote Blut des Paradiesapfels mit der milchsauren Lymphe des Sauerkohls mischt.

Wie sollte es auch Borschtsch nicht geben, die Suppe der vier Temperamente und der sieben Bürgertugenden? Die russische Suppe, der einst die Welt gehören wird. Und die Suppenfrage ist unstreitig die wichtigste in jedem arkadischen Lande. In dem lieblichen Heim zu Mischatka wird Abend für Abend großer Rat gehalten und die Frage erörtert: welche Suppe kochen wir morgen? Jeder Stimmberechtigte giebt seine Stimme ab, und fast unabänderlich heißt der einstimmige Wunsch: „Borschtsch“, und wochenlang, monatelang immer Borschtsch, denn — wie mancher gleichsam entschuldigend hinzufügt — „Borschtsch ist ja doch das beste“. Und wenn die tiefen Teller ausgeschlürft sind, erscheint der rauchende Pilaw, das Ideal eines Pilaw, mit Hammelfleisch, von jenen speziellsten Spezialhämmeln, die man Fettschwänze nennt und die der liebe Gott eigens für den Pilaw geschaffen und hinten herum so klassisch durchgebildet hat. Oder es erscheint zur Abwechslung der tatarische Leckerbissen, Schaschlik geheißen. Das sind ganz kleine Stückchen Lamm, allerbestes Lamm, Sinnbild der Sanftmut, einfach auf Kohlen geröstet und mit etlichen Körnchen Salz gewürzt. Wer sich das jemals unter seinen eigenen Augen hat bereiten lassen, etwa in einem niedrigen Hüttchen der Tatarenstadt von Baktshi Sarai, der wird immer wieder Schaschlik essen wollen, am liebsten freilich, nachdem er Borschtsch genossen. Einige Bissen schwarzes Roggenbrod dazu, oder weißes Weizenbrod, und ein Schluck reines Wasser, Wein nur selten, denn die Phylloxera hat ihn arg geschädigt — und kein Lotophage hat besser gespeist.

Natürlich krönt das Ganze ein Nachtisch von südlicher Üppigkeit. Ist es nicht schade, so schöne Früchte aufzuessen, als wären sie gemeiner Schaffkäse, statt sie zu malen und in die kaiserliche Eremitage zu hängen? Besonders die Melonen. O, welche Melonen! Man sieht es ihnen deutlich an, daß Meister Johann ein besonderes Auge auf sie hat, ein Künstlerauge, wofür er auch im Hause den wohlverdienten Titel: „Herr Meloneninspektor“ führt. Ganz köstliche Melonen in der That; kein Wunder, daß man dergleichen in Italien „Brodmelonen“ nennt, *melloni di pane*. Und da kommt nicht etwa ein Stück auf den Tisch, oder zwei, sondern gleich ein ganzer Haufen, und der Hausherr selbst ergreift das Messer, wie ein Opferpriester, und schneidet sie auf, und kostet jede einzeln mit kundiger Zunge und entscheidet nach seinem Befunde, an welche man sich halten soll. Denn es giebt Melonen und Melonen, darüber sind die Gelehrten längst einig . . . So ißt und trinkt man in Mtschatka; was *chaudfroid de cailles à la gelée* ist, weiß Wera-Ewa noch nicht, und auch Clos-Bougeot hat sie niemals getrunken, denn man trinkt dort überhaupt nichts Unausprechliches.

Um so leichter ist der Schritt, um so flügger der Sinn, wenn man dann die lustigen Felsenborde entlang wandelt und alles einzelne im Einzelsten wieder genießt. Besser als der Maler kennt diese Dinge niemand. Um Sonnenaufgang schon verläßt er das schlafende Haus, zu langen Streifereien hoch oben und tief unten in der freien Natur. Durch die Wälder zu laufen, das ist seine Erholung, seine

Arznei, sein Gebet. Er ruft jeden Schmetterling bei Namen und hat so manchen sonderbaren Schwärmer eingefangen, wenn just kein Geier zu schießen war. Er kennt jeden Baum und Strauch persönlich, und es ist sein Sport auf einsamen Waldgängen, neue Spazierstöcke und Wanderstäbe zu schneiden, von seltneren oder gar zu schön gediehenen Exemplaren, oder solchen, die einen Griff von eigentümlicher Form versprechen. Auch der Stock, den er soeben schwingt, ist so erworben: ein glatter, eisenharter Sproß des Herlikenstrauches, den die Tataren „Kisil“ nennen, und die Italiener „Grugnale“. Denn auch in Italien ist der Professor lange und oft gewesen, besonders zu jenen Zeiten, als Breller dort seine Odysseestudien machte, natürlich zu seinen eigenen Lebzeiten. Sie schlossen gute Künstlerfreundschaft zu Olevano auf der Höhe, wo der Nordländer Luft suchte für seine Lunge, und eigentlich nichts als Luft, und darüber Landschaftsmaler wurde. Wie oft hat ihm Breller, der damals noch kein Altmeister war, erstaunt zugehört, wie er jede Blume vor der Natur malte, jedes Blatt sich in natürlicher Größe modellierte. Auf seinem Bilde: „Der getreue Wächter“, das später in Paris Aufsehen machte, ist jede Pflanze so behandelt . . . Und so trat er auch an die Krim-Natur heran. Die graue Brille vor den Augen, saß er und malte den Sonnenschein, und darin alle Farben genau abgestimmt, mit derselben Kraft, wie er sie in der Natur sah. Alles, was in und um Mischatka zu finden, ist ihm Studie und Bild geworden.

Einiges davon wurde ihm auch verhängnisvoll. O, welch

eine Erkältung war das in der Bucht Aj-Furi; o welche eine böse Erkältung! Und es ist doch eine so reizende, kleine Felsbucht; die Wände steil auf vom Meere und jede Schlucht mit blutroten Erdbeerbäumen gefüllt; und das Meer darin so grün und so blau; und hoch oben, schon an den Nebengärten, ein weißes Gebäude, den Keller voll Wein, — die Franzosen gerieten einmal da hinein und ließen den Wein nicht ungetrunken und wurden davon so lustig, daß schließlich das ganze Häuschen abbrannte; die Ruine aber steht noch jetzt. O, die Stelle ist herrlich, und was Wunder, wenn der Professor sich da einmal bei einer Temperatur von 7 Grad dergestalt festmalte, daß er jene großartige Erkältung mit sich nahm? Wera, das liebe Kind, strickte ihm dann eigens ein paar Pulswärmer, für die Zukunft, denn das Quecksilber hat in der südlichen Krim seine eigenen Mucken, und der Professor hat es gelegentlich stundenlang auf 12 Grad unter Null gesehen.

Oben im Dorfe bei den Tataren ist es behaglicher. Mschatka ist zwar nur ein ganz kleines Dorf, von kaum hundert Einwohnern, aber nett und reinlich für tausend. Es liegt gleich hinter Danilewskis Hause, mit seinen niederen Lehmhütten, deren flaches Dach mit Erde beworfen ist und nach jedem Regen gewalzt wird, was das eingefogene Wasser wieder herauspreßt. Sie sind mit aufgelöster Thonerde hellgelb getüncht, auch der Feuerherd in der Stube. Und innen hängen überall gestickte Linnentücher zur Dier, die Dielen sind mit Teppichen belegt, nirgends sieht man ein Stäubchen, und wer eintritt, läßt seine Schuhe vor

der Thüre stehen, wie vor einer Moschee. Sie sind nämlich Mohammedaner — sogar ein Hadshi, der in Mekka war, ist unter ihnen — und sie trinken keinen Wein, mit dem Schleier aber nehmen es die Frauen gottlob nicht mehr so ernst. Nur auf der Landstraße tragen sie ihn, denn die ist denn doch die Allerwelt's-Öffentlichkeit, an den Brunnen aber gehen sie unverschleiert und zeigen die runden, stillen Gesichter in ihrer zarten Olivenfarbe. Man möchte sie für Italienerinnen halten, oder wittert griechisches Blut in diesen rund gebauten, mittelgroßen Gestalten, mit dem tiefschwarzen, bei Kindern oft entschieden roten Haare, das in viele kleine Flechten geflochten etwas unkleidsam herunterhängt. Auch die Farbenfreude des Südens haben sie und nehmen ihr Blau, Grün und Violett, so stark sie es kriegen können, dazu das rote, von Münzen blizende Fez, — nur einen großen Nationalfehler haben sie, eine Erbsünde: sie wollen durchaus nicht Modell stehen. Aber wie lange noch? Der ganze Süden ist vom lieben Gott zur natürlichen Kunstakademie erschaffen worden und jeder Südländer zum Modell. Darum hat ihn ja der Schöpfer so prächtig ausgestattet an Haut und Haaren und auch gleich in das passendste Licht gesetzt, in das der Freilichtmaler, der vernünftigen natürlich. Ja wohl, die Zeit wird kommen, wo in Feodosia Alwasowskis Traum von einer krimischen Kunstakademie sich erfüllt, und dann werden alle tatarischen Mädchen von Mischatka für ihr Leben gern Modell stehen.

Und erst die esthnischen Kolonisten! Es giebt nämlich auch solche in der Krim, und daran ist Professor von

Koeler nicht so ganz unschuldig. Er ist nämlich — ohne ihn durch das Wort beleidigen zu wollen — ein Menschenfreund. Die Thätigkeit seiner Herzmuskulatur wird durch den Gedanken an arme Leute in hohem Grade beschleunigt. Er hat so schwache Augen, daß sie den Anblick von Elend, besonders seiner engsten Landsleute, nicht vertragen. Vielleicht magert er sogar ab, wenn andere Leute hungern. Kurz, er dachte sich: warum sollen es meine armen Esthen nicht wenigstens so gut haben, wie die Tataren von Mischatka? Und er brachte eine Bewegung in Gang, um in der gesegneten Krim arme Esthen anzusiedeln. Er half ihnen dabei nach Kräften, namentlich beim Erwerb der Ländereien, und meinte dann: so, jetzt arbeitet hübsch fleißig und bringt 'was vor euch. Aber diese Leuten waren ganz merkwürdig naiv; es ist wirklich eine Freude, zu sehen, daß es in unserem durchtriebenen Jahrhundert noch so unbesungene Naturmenschen giebt. Sie verlangten von ihm, augenscheinlich aus Anhänglichkeit, daß er selber mitwirkten und das Risiko teilen solle. Dann verbreitete sich die ganz unausrottbare Sage, daß er Tag und Nacht stets 200 000 Rubel bar bei sich trage, selbstverständlich nur zu dem Zwecke, damit er jedem von ihnen immer gleich auszuhelfen könne. Jedes Kind wußte dies ganz bestimmt, und es konnte ja nichts natürlicher sein, als daß ihr Wohlthäter auf sie bedacht war. Manchem, dem er geholfen, ging es dann ganz leidlich, aber Niemand dachte daran, ihm Vorschüsse zurückzuerstatten. „Wir werden doch Koeler nicht bezahlen! Einen solchen Wohlthäter! Das wäre ja

die größte Beleidigung!“ . . . Und so zog sich die verdrießliche Angelegenheit sieben Jahre lang fort, unter Streit und Hader; dieses Septennat strich Koeler einfach aus seinem Leben; sein Paradies wurde ihm zur Hölle, und schließlich hatte er keinen heißeren Wunsch mehr, als endlich von dieser herrlichen Scholle loszukommen . . .

Das ist der schwarze Punkt am Ende des Idylls von Mischatka.

* * *

Ach, seitdem sieht es wohl schon ganz anders aus in Mischatka. Die Natur ist geblieben, aber die Menschen sind gegangen. Der wackere, alte Naturforscher Danilewzki betreibt keine Studien mehr über die Fischerei im Schwarzen Meere, er akklimatisiert keine Pflanze mehr in seinem Garten und macht keine weiteren Versuche, die Phylloxera in der Krim auszurotten. Denn eines Tages sprengten Geniesoldaten in der Nähe Felsen mittelst einer elektrischen Batterie, und dabei traf den Greis ein steinerner Brocken am Beine. Er lag dann monatelang zu Bette, das er innerlich und äußerlich erschüttert verließ. Drei Jahre später befand sich der Kränkelle in den Kaukasus, an einem See, in dem eine sonst unbekannte Forellenart haust. Beim Studium dieses Fisches zog er sich ein Brustleiden zu, dem er zum Opfer fiel.

Professor von Koeler-Wiliandi hat sich endlich von seinen Esthen befreit und lebt jetzt in St. Petersburg, wo er viele Bilder gemalt hat, auch seit jeher Porträts aus der kaiserlichen Familie, darunter Kaiser Alexander II. Seine

großen Landschaften aus Mischatka sind weithin über die Welt gegangen und haben überall Aufsehen erregt. Und in seine Eva haben sich eine Menge Leute verliebt, wo immer sie zur Ausstellung gelangte. Er hat sie nämlich später in Paris vollendet, denn nur Kopf und Arme sind von Wera entlehnt, und das brennende Licht, das sie umflackert, ist der echte Sonnenschein von Mischatka, und der üppige Pflanzenwuchs, der das Mädchen umspritzt, ist Blatt für Blatt aus Danilewskis Garten geholt. Es sind dieselben Blumen und Bäume, unter denen Wera aufwuchs, dieselbe Luft und Sonne, an denen sie zur holden Reife gedieh.

Und Wera-Eva? Nun, sie ist jetzt in Simferopol verheiratet, an einen Arzt, und es geht ihr vortrefflich.

* * *

Wie schade, daß es mir niemals gegönnt war, das Idyll von Mischatka persönlich zu genießen! Niemals, sage ich, auf die Gefahr hin, mich der Entrüstung des Lesers preiszugeben. Denn er hat ja recht, es wäre ganz unverantwortlich, wenn etwa Stanley am Schlusse seines Buches über den allerdunkelsten Teil Afrikas das Geständnis ablegen würde, daß er eigentlich gar niemals in dem großen Walde voll kleiner Zwerge gewesen sei und ihn nur so nach Gutdünken beschrieben habe. Glücklicherweise bin ich kein Afrikaforscher und darf mir daher in Bezug auf meine Reiseerlebnisse einige Phantasie gestatten, ja, sogar die Phantasie anderer. Aber ich thue das nicht

einmal. Ich habe mich in die herrlichen Bilder von Mischatka hineinstudiert und hineingeträumt, und ich kenne auch lebendige Leute von Mischatka, die alle ganz beredt werden, wenn sie erzählen, wie es sich in diesem traulichen Erdenwinkel lebt . . . oder gelebt hat. Da brauche ich nur keinen Zug hinzuzufügen, der mein Eigentum ist, und bin sicher, daß ich nichts als die strengste Wahrheit lüge. Nicht einmal jener Spazierstock von jenem Herlikenstrauche ist ein Phantasiegebilde, sondern ich brauche mich nur umzuwenden, so sehe ich ihn leibhaftig dort in der Ecke stehen, glatt und stämmig, mit seiner Krücke, die hart ist wie ein eiserner Hammer und völlig blankpoliert von der Hand des Mannes, der ihn im krimischen Walde geschnitten. Neben ihm steht ein viel sanfter gearteter Stock von einer harmlosen Haselstaude im Park zu Abbotsford, die noch Sir Walter Scott eigenhändig gepflanzt hat. Und gleich dabei ein schlankes Stöckchen, das einst ein blühender Myrthenzweig gewesen in jenem Hofe der Alhambra, der kürzlich durch Feuer verheert worden. Desgleichen das getrocknete Blütenstämmchen einer Ulgave von Platens Grab im Garten Landolina zu Syrakus; ich pflege mit diesem Stocke spazieren zu gehen, wenn ich eine Geschichte aus Italien ausheften will. Eines Tages mißlang mir eine gänzlich, weil ich auf meinem Brütegange ein Stöckchen mit hatte, das nur eine geschälte Königskerze vom Starnberger See war.

Vorgestern aber wanderte ich mit Koelers „Kijil“-Stock über herbstliche Höhen, auf denen eine fast sommerliche Sonne lag, und da wurde mir ganz Mischatka lebendig.

Ein Reise-Abenteuer in Finnland.

Mein Freund, der Pianist Theodor L., hat mir eines Tages folgendes Reiseabenteuer erzählt:

Es war im Jahre 1853. Sie können selbst ausrechnen, um wie viel jünger ich damals war. Die Cholera wütete in Finnland, und ich hatte zu Gunsten der geschädigten Familien ein Konzert in Helsingfors gegeben, was mir die Bevölkerung sehr geneigt machte. Da faßte ich den Plan, zwei oder drei Sommermonate zu einer Einzelreise durch das ganze „Land der Seen“, bis an den Tornea-Elf hinauf, zu benützen. Ich war rasch entschlossen und fuhr vor allem von Helsingfors nach Ubo, wo ich die Route nach Norden einschlug. Ich hatte mich so gut als möglich ausgerüstet. Vor allem mit einem finnischen Wörterbuch, um dieses nötigenfalls den Eingeborenen unter die Nase zu reiben. Auf alle Fälle lernte ich einige der unentbehrlichsten Ausdrücke auch auswendig, z. B. „himalandako“, d. h. guten Abend, und „hivapaiva“, d. h. guten Tag, ferner um etwaiger böser Laune Luft zu machen, die Kraftphrase

„satana periele“, d. h. hol dich der Teufel! Endlich prägte ich mir so gut als möglich das Wort „hest“ ein, welches ein Pferd bedeutet, aber nicht etwa um dieses Wort nach Bedarf als Verbalinjurie zu benutzen, sondern weil im Sprechverkehr auf der wochenlangen Karriolreise die Forderung nach einem Pferd zur Weiterfahrt am häufigsten wiederkehren mußte.

Ausgerüstet war ich ferner mit einem Gewehr, einem Revolver, vollständigem englischem Tischzeug, einem gewaltigen Regenschirm und zwei Fäßchen Porterbier. Letztere waren mir besonders wichtig, denn tagelang bildete dieser Porter meine einzige Nahrung. Die landesübliche Kost unterwegs kann einen in der That zur Verzweiflung bringen. Tagtäglich, Woche um Woche das gezuckerte Fleisch, mit dem man Sie auch aus Schweden hinausfüttert. Ja wohl, Fleisch mit Zucker, süß, als wären alle Ochsen im Lande Diabetiker, reif für Karlsbad. Und dann zur Abwechslung allenfalls den ewigen Lachs, und höchstens noch die beliebte „kalte Schale“, bestehend aus Milch, feingeschnittenen roten Rüben, gelben Himbeeren und noch etlichem anderen Beerenzeug, Kirschlorber ausgenommen. Von Ubo nordwärts, wo ich mir ein Karriol kaufte, war ich wochenlang mein eigener Reisegefährte. In acht Tagen brauchte ich kein einzigesmal den Mund aufzuthun; wäre plötzlich eine Zungenlähmung bei mir eingetreten, ich hätte es nicht einmal gemerkt. Sogar das Wort „hest“ wurde mir nachgerade überflüssig, denn auf den Poststationen, die ich unterwegs passierte, traf ich oft gar keine menschliche Seele,

sondern spannte mein „hest“ eigenhändig aus dem Karriol, gab ihm mit einem Stoß einen Schlag auf die Hinterbeine, welchen Handgriff man mir sogleich beim Antritt der Karriolreise gelehrt hatte, worauf das „hest“, ohne sich auch nur nach mir umzusehen, ganz allein nach seinem mehrere Meilen entfernten Standorte zurücktrabte. Ich aber trat in den Fenz, innerhalb dessen die Postpferde frei weideten, und wählte mir ein neues „hest“, das ich vor meinen Zweiräderer spannte und auf der nächsten Station wieder mit dem üblichen Streich auf die Hinterbeine entließ. Bei solchem Reisen kann man in der That seine Muttersprache verlernen; jedenfalls aber kann man sein Leben lang Finnland bereisen, ohne sich die Landessprache anzueignen. Meine Hauptunterhaltung war Fischen. Da ich fast jeden Tag an einen neuen See kam, oder gar an mehrere, fischte ich jeden Tag. Die Seen wimmelten von Fischen und ich fing sie, indem ich einen blanken Silberrubel als Köder benützte. Sie schnappten danach, als wären sie hungrige Beamte, und wenn ich sie in der Hand hatte, . . . warf ich sie wieder ins Wasser zurück; was sollte ich auch mit einer solchen Menge von Fischen anfangen? Als stummer Mensch lediglich mit stummen Fischen zu verkehren, ist nicht sehr unterhaltend. In der That hatte ich manchmal einen förmlichen Hunger nach menschlicher Stimme. Ich hätte einem die Worte um bares Geld abgekauft, zu so und so viel das Duzend.

In solcher Stimmung fuhr ich eines Tages durch einen Wald, einem See entlang. Da plötzlich, ich traute meinen

Augen nicht, erblickte ich einen Menschen. Einen lebendigen Menschen! Er mußte ein Ausländer sein, vielleicht ein Engländer, wenigstens trug er einen vollständigen Anzug aus großgewürfeltem Stoffe und stand auch recht englisch, die Beinkleider bis über die Kniee hinaufgeschürzt, im seichten Uferwasser, die Angelrute in der Hand. Er sah sich nicht einmal nach mir um, als ich hart hinter ihm hielt und aus dem Wägelchen sprang. Ich rief ihm einen Gruß zu, er antwortete nicht und schenkte mir keinen Blick. Aber ich wollte durchaus wieder einmal eine Menschenstimme hören und ließ daher von dem manierlosen Patron nicht ab. Ich entledigte mich vielmehr meiner Stiefel und stieg zu ihm ins Wasser, mein eigenes Fischzeug in der Hand. Ich hoffte, er würde wenigstens grob werden, weil ich ihm durch mein Geplätzcher die Fische verscheuchte, aber er nahm noch immer gar keine Notiz von mir. Ich redete ihn englisch an, . . . keine Antwort. Französisch, . . . keine Antwort. Deutsch, . . . er blieb stumm. Russisch, . . . nicht eine Muskelfaser zuckte in seinem Gesichte, nicht aus dem äußersten Winkel seines Auges blinzelte er mich an. Er konnte überhaupt noch gar keine Ahnung haben, wie ich aussah. So viel stand fest, daß er beim Fischen kein Glück hatte. Er fing nur schlechte, kleine Fische, aber selbst sein Verdruß darüber verriet sich durch keine Miene. Ich begann zu raten, ob der Mensch stumm, oder taub sei, oder beides. Ich bemerkte indes, daß sein Fischzeug etwas mangelhaft war, und begann daher meinerseits mein ganz ausgezeichnetes, mit den neuesten Verbesserungen versehenes Londoner Fischzeug in Thätigkeit zu versehen.

Er widmete ihm keinen Blick. Nun warf ich die Angel, mit dem gewohnten Silberrubel beschwert, weit hinaus. Die Angelrute, die Angelschnur waren viel länger als die feinigern, und mein roter Kork trieb daher eine gute Strecke ins tiefere Wasser hinein. Plötzlich verschwand er, und ich begann meine Beute langsam gegen das Ufer her zu bugfieren. Als ich sie sicher hatte und herauszog, sah ich, daß ich einen Hecht von seltener Größe gefangen. Ich schielte nach meinem stummen Nachbar hin; zum erstenmale sah ich eine Regung in seinem Gesichte, er lächelte mit dem äußersten Rande seiner Lippen. So sichten wir nun mehrere Stunden neben einander fort, wobei ich in allen Sprachen auf ihn lossprach, ohne von ihm eine Antwort zu erhalten. Nur an meinem Fang nahm er immer sichtlichn Anteil. Schließlich wurden wir auf diese Weise ganz vertraulich und verzehrten zusammen einen großen Fisch, den ich am offenen Feuer briet. Aber ein Wort habe ich aus ihm nicht herausbekommen, nur ein trockenes, freundliches Nicken zum Abschied, als ich wieder mein Karriol bestieg und mein „hest“ in Trab setzte.

So gelangte ich in vier Wochen, förmlich totgeschwiegen, nach Tornea, von wo ich auf einer andern Route den Rückweg nahm. Auf diesem Rückweg erlebte ich eine der merkwürdigsten Episoden meines Lebens. Eines Tages zu später Stunde, aber bei allerdings noch fortdauernder nordischer Tageshelle, kam ich an ein einsames Posthaus. Es stand auf einer Lichtung mitten im dicken Fichtentwalde, der sich wie eine dunkle Mauer ringsherum zog. Tiefe

Stille, auch die Pferde im Fenz neben dem Posthause schliefen, unbeirrt durch die gewohnte Nachthelle. In dieser Stille aber vernahm ich, kaum aus dem Dickicht getreten, den Gesang einer weiblichen Stimme. Einer selten schönen Altstimme von geradezu ergreifendem Timbre, welche ein finnisches Lied in Cis-moll sang. Mein musikdurstiges Ohr, das mitten in der stummen Einöde auf einen solchen Quell des Wohllauts traf, horchte entzückt, während das „hest“ geradewegs auf das Posthaus zutrabte und vor dessen Thür stehen blieb. Je näher ich dem Hause kam, desto deutlicher unterschied ich Melodie und Text; der Gesang scholl aus dem Posthause heraus. Rasch sprang ich ab, alle Müdigkeit war von mir gewichen, und freudig gab ich dem „hest“ seinen Streich auf die Hinterbeine, worauf es kehrt machte und alsbald im Walde verschwand. Ich klopfte kräftig an die Hausthür, da verstummte der Gesang wie abgeschnitten, nichts rührte sich innen. Ich klopfte noch stärker, bis endlich schlurfende Tritte hörbar wurden, die sich der Thür näherten. Die Thür ging auf, und vor mir stand ein langer, hagerer, gelbhaariger Finne, mit fahlem Gesicht und wassergrauen Augen. Er war so verschlafen, daß er kaum seinen Gruß zu stammeln vermochte; deutlich roch ich an ihm jenen eigenen Bettgeruch, der mit solcher Verschlafenheit verbunden zu sein pflegt. Er war der Posthalter. Ohne ein Wort weiter zu sagen, zottelte er in sein Zimmer zurück. Es war da auch weiter nichts zu sagen, die Reisenden kennen den Brauch in einem solchen finnischem Posthause ohnehin. So trat ich denn, ohne zu fragen, ins Gastzimmer,

indem ich höflich die Mühe abnahm, denn ich erwartete da weibliche Gesellschaft zu finden, eine gebildete Reisende, die ich ja singen gehört hatte. Aber zu meinem Erstaunen war das Zimmer leer, ich war der einzige Passagier. Ich mußte wirklich der einzige sein, denn, wie mir erst jetzt einfiel, ich hätte ja sonst noch ein unbespanntes Karriol vor der Thür gefunden. Ich war indes vorderhand zu schläfrig, um mir noch viel Gedanken zu machen. Ich streckte mich nach einigem Kopfschütteln auf den schon von hundert ähnlichen Posthäusern her wohlbekanntem Schlafdivan, einer wie der andere mit schwarzem Roßhaargeflecht überzogen (das hält länger als jeder andere Überzug) und schloß gähmend die Augen.

Aber kaum lag ich da, als das Lied von vorhin wieder ertönte. Dieselbe Melodie in Cis-moll, von derselben Altstimme gesungen, ganz nahe, offenbar im Posthause selbst. Wie ein elektrischer Schlag ging es mir durch den Körper, ich fühlte ein Nieseln längs des Rückgrats hinab, . . . im Nu war ich auf und saß horchend am Rande des Divans. Das Lied tönte weiter, in tiefen, weichen Tönen, welche mitten in solcher Stille und Einsamkeit merkwürdig rührend klangen. Die helle nordische Nacht, diese ganze, gleichsam schlafwache Natur rings umher mit ihrem unheimlichen, magnetisierenden Zauber, . . . und dazu nun diese ungewöhnliche Stimme, dieses fremdartige Lied. Ich fühlte mich an allen Nerven gepackt, sprang auf und stürmte aus dem Zimmer.

In diesem Augenblick war alles plötzlich wieder still,

kein Laut fern und nah, nur mein Herz klopfte hörbar, und in meinen Schläfen hämmerte es. Ich horchte, nichts rührte sich . . . Ich trat in das Zimmer des Posthalters; der lange Finne hörte mich nicht, er lag auf seinem Bette und schlief wie ein Murmeltier. Ich ging durch alle Räume des Hauses; es war das gewöhnliche, unabänderliche finnische Posthaus, sozusagen durchsichtig. Aus Fichtenbrettern gezimmert, in denen ein geheimer Verschlag nicht möglich war; nur eine einzige Thür, welche in den Hausflur führte; rechts vom Flur das Zimmer für die Reisenden mit dem vorchriftsmäßigen Hausrat, links das Zimmer des Posthalters, oben im Dach der Bodenraum. Ich durchschnüffelte alles, ich beklopfte jede Wand und jeden Fußboden, ich stieg auf den Speicher, ich fand nichts und niemand, ich war thatsächlich allein mit dem Posthalter. Zornig vor Ratlosigkeit ging ich in die Schlafstube zurück und schlug die Thüre hinter mir zu. Ich warf mich wieder auf den Divan, schloß die Augen, und kehrte mich gegen die Wand . . .

Raum lag ich da, so begann auch das Lied wieder. Genau wie vorher, nur noch rührender und seelenvoller. Ein sehnsüchtiges, träumerisches Lied, ich hörte jedes Wort des finnischen Textes, wenn ich auch keines davon verstand. Ich horchte eine Weile, die Stimme sang immer fort. Da sprang ich grimmig auf und war mit einem Satz drüben beim Posthalter. Er schlief wie ein Sack, . . . das Lied war wieder verstummt. Alles mäuschenstill. Ich packte den Mann mit beiden Fäusten und begann ihn zu rütteln. Es hielt schwer, ihn auf die Beine zu bringen;

nein, der konnte nicht gesungen haben, wenn er auch durch irgend ein Naturspiel diese Altstimme in der Kehle gehabt hätte. Als er einigermaßen ermuntert war, machte ich ihm durch Zeichen begreiflich, daß hier irgendwo im Hause gesungen worden sei; ich sang ihm die Melodie vor und fragte ihn barsch, wer da sänge. Er sah mich verdutzt an und versicherte, hier habe niemals jemand gesungen, und überhaupt sei keine dritte Person im Hause anwesend. Ich wurde grob und immer gröber, so daß er mich beschwor, ihm zu glauben. Dann versuchte ich ihn zu bestechen und drang ihm Geld auf; er wollte es nicht nehmen und wußte von nichts. Außer mir rannte ich durch die Zimmer und suchte wieder; alles war still. Ich stürmte ins Freie hinaus, um mich an der frischen Luft auszutoben. Es war mittlerweile dunkel geworden, so dunkel, als es oben überhaupt wird. Die Sterne standen matt flimmernd über mir am blassen Himmel und . . . aus dem Posthause erscholl geisterhaft und doch so voll Menschenseele jenes räthelhafte Lied.

Ich eilte ins Haus zurück, das Lied verstummte wieder. Ich ergriff mein Gewehr und spannte den Hahn, während ich zum Posthalter hineintrat. Er war eben wieder im Einschlafen, aber er wurde munter, als ich ihm wütend die Mündung auf die Brust setzte und ihn zu erschließen drohte, wenn er mir nicht sage, wer da gesungen habe. Der Mann warf sich vor mir auf die Kniee und schwor mit erhobenen Händen, er wisse von nichts und habe nichts gehört, und er sei ein ehrlicher Christ, der nie-

mals lüge, und ich solle doch kein solches Verbrechen begehen und einen Unschuldigen morden. Er glaubte wirklich sein letztes Stündlein gekommen und hätte jedenfalls gebeichtet, wenn er etwas zu beichten gehabt hätte. Daß das Gewehr nicht geladen war, konnte er nicht wissen und ich dachte damals selbst nicht daran; meine Aufregung war jedenfalls groß genug, um mich zu einer solchen Drohung zu bringen. Endlich beruhigte ich mich und fand später sogar eine Art von Schlaf.

Früh Morgens fing ich mir ein Pferd aus der Hürde und fuhr weiter, ohne das Lied wieder gehört zu haben. Aber im Ohre hatte ich es fortwährend, es folgte mir wochenlang durch alle die stillen Wälder und erhielt mich in einer seltsamen, dauernden Aufregung. Wie ein schleichendes Fieber rieb mich dieses fatale Lied langsam auf. Endlich gelangte ich an den großen Saima-See, von wo damals noch der berühmte Saima-Kanal gegen den Finnischen Meerbusen hinab gebaut wurde. Das dortige Leben und Treiben zerstreute mich in wohlthuender Weise; die Ingenieure, fast lauter Amerikaner, nahmen mich liebenswürdig auf, es wurde musiziert und gescherzt, so sumimte das Lied in meinem Ohre immer leiser, ich wurde sozusagen wieder ein Mensch. Mein Karriol vertauschte ich nun gegen ein Pferd, um nach Wiborg hinunter zu reiten. Man gab mir ein ganz merkwürdiges „hest,“ das nicht weniger als fünfundzwanzig Jahre alt war und darum in der ganzen Gegend ein wahres Patriarchen-Ansehen genoß. Man gab es mir eben deshalb, denn auf seinem Rücken

hielten mich alle Anwohner des Kanals für einen der Ingenieure und waren mir daher nach Möglichkeit zu Diensten.

So gelangte ich nach Wiborg und von da zu Schiffe nach Helsingfors zurück. Hier angelangt, war mein Erstes, in einen Buchladen zu treten. „Haben Sie finnische Volkslieder mit Noten?“ — „Ja wohl.“ — „Schicken Sie mir alles derartige in meinen Gasthof.“ Der Buchhändler schickte mir mehrere Sammlungen von Liedern, ich begann zu blättern, . . . da stand schwarz auf weiß gedruckt das Lied aus jenem Posthause! Melodie und Worte ganz genau . . .

Ich erzählte mein Abenteuer allen meinen dortigen Bekannten, ich erzählte es in Petersburg, in Moskau, in ganz Europa. Viele haben sich Mühe gegeben, eine natürliche Erklärung dafür zu finden: Halluzinationen meinerseits, Somnambulismus des Postmeisters u. dgl. Aber wenn Sie alle Umstände genau erwägen, paßt nichts davon. Man riet mir zuletzt, das Abenteuer als Stoff zu einer kleinen Oper zu benutzen, aber da fiel mir ein, daß es eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Motiv der „Weißen Dame“ hat, allerdings einen ganz anderen Schluß oder vielmehr gar keinen. Und so ist mir die ganze Geschichte noch heute ein Rätsel. Wissen Sie es vielleicht zu deuten?

